

Hansische Umschau

In Verbindung mit *Norbert Angermann, Karsten Brüggemann, Volker Henn, Rudolf Holbach, Carsten Jahnke, Sarah Neumann, Ortwin Pelc, Anja Rasche, Anti Selart, Maik-Jens Springmann* u. a.

Bearbeitet von *Nils Jörn*

Allgemeines

Handbuch Chroniken des Mittelalters, hg. von Gerhard Wolf und Norbert H. Ott (Berlin-Boston 2016, de Gruyter, 1042 S.). – Trotz einiger Verspätung soll dieses wichtige Handbuch noch angezeigt werden, sollte es doch in keiner Seminarbibliothek fehlen und bietet es auch für die Hansegeschichte wichtige Aussagen. In einer ausführlichen *Einleitung* (1–44) analysiert Wolf außerordentlich kenntnisreich die Entstehung von Chroniken, findet Vorläufer in der frühdynastischen Zeit Ägyptens (ca. 3100–2686 v. Chr.) mit der weitgehend zusammenhangslosen Nebeneinanderstellung von Daten in Königslisten, die Namen und Regierungszeiten auflisten und jährlichen Angaben der Fluthöhen des Nils. Für Mesopotamien lassen sich seit dem 24. Jh. v. Chr. Listen mit einer eponymen Jahreszählung nachweisen, die Hethiter in Kleinasien führten zwischen dem 20. und dem 13. Jh. v. Chr. Königsannalen. In Palästina entstehen schließlich zwischen dem 6. und 1. Jh. v. Chr. die „Geschichtsbücher“ des Alten Testaments. Erstmals werden hier unterschiedliche Versionen eines Ereignisses berichtet – dies wird als Grundlage der Theologie und der Geschichtswissenschaft angesehen, die den Versuch unternahm, „die unter einer heterogenen Überlieferung verschüttete historische Wahrheit wieder ans Licht zu bringen“ (3). Betont wird auch die wichtige chronikalische Überlieferung des antiken Griechenlands und Roms. So sind seit 776 v. Chr. Überlieferungen der Olympiasieger bekannt, die durch spartanische Ephorenlisten (seit 754 v. Chr.) und griechische Königslisten ergänzt wird. Immer noch unklar ist hingegen, ob die griechische Polis Chronikformen kannte. Die seit dem 5. Jh. v. Chr. auf hohem Niveau einsetzende Geschichtsschreibung – Herodot wird als herausragender Vertreter benannt – gibt sich nicht mit der Nennung von Namen und Fakten zufrieden, sondern will Sinnzusammenhänge der Vergangenheit herstellen, „aus dem heraus sich Wirkungszusammenhänge der Geschichte erklären lassen und so dem Rezipienten die Gründe für die Verhältnisse seiner Gegenwart vermittelt werden können“ (3 f.). In Rom lassen sich seit dem 4. Jh. v. Chr. die berühmten *Annales* nachweisen, in denen „Vorzeichen und Mißbildungen, Opferhandlungen und Triumphe“ beschrieben werden, „die neben der Aufzeichnung historischer Geschehnisse auch politische Ziele verfolgen“ (5). Ein zweiter Punkt beschäftigt sich mit der Geburt der Christlichen Chronistik in der Spätantike und datiert den Beginn auf die im ersten Viertel des 3. Jh.s verfassten Chronologien des Sextus Julius Africanus, der mit der Erschaffung der Welt vor 5.500 Jahren beginnt und ihr Ende für das Jahr 6000 nach der Schöpfung prognostiziert. Für diese neue Form der Geschichtsdarstellung wurde im 19. Jh. der Begriff der Heilsgeschichte geprägt. Doch neben ihr blieben die Lebensbeschreibungen der Heiligen und der christlichen Märtyrer ein eigener Stoff, aus dem sich bis ins Mittelalter bedient

wurde, in den sog. *Origines gentis*, die in einem eigenen Punkt vorgestellt werden. In einem großen Punkt wendet sich Hg. dann dem Chronikbegriff als solchem zu, spürt zunächst der Wort- und Begriffsgeschichte mit zahlreichen Beispielen nach, bevor er moderne Kategorisierungen vorstellt, die seit dem 19. Jh. verfolgt wurden. Es folgt eine pragmatische Gattungsdefinition, die hier wiedergegeben werden soll: „Als Chronik wird für dieses Handbuch ganz allgemein ein Text definiert, in dessen Mittelpunkt (real-)historische Ereignisse stehen, deren wichtigste Umstände (Raum, Zeit, Personen) genannt werden, der die Vergangenheit als fortlaufendes Kontinuum, also nach der Abfolge der Zeiten, darbietet und in dem die Ereignisse nicht als isolierte Daten verstanden, sondern in einen übergeordneten Zusammenhang gestellt und eher narrativ, in Versform oder einer rhetorisch elaborierten Prosa, also analytisch-systematisch aufbereitet werden.“ (26) Im Folgenden lotet der Hg. den zeitlichen, räumlichen und inhaltlichen Horizont seines Handbuches aus. Als „Gründungsdokument“ der mittelalterlichen Chronistik wird die Chronologie des Sextus Julius Africanus angesehen, an der Schwelle zum Barock wird der zeitliche Schnitt angesetzt, auch wenn noch König Ludwig I. von Bayern im 19. Jh. verfügte, dass seine Städte und Gemeinden eine Chronik anlegen sollten und dies in München 1845 tatsächlich geschah. Der sprachlich-geografische Horizont entwickelt sich. Nach dem Beginn in Griechisch und Latein sind englische Chroniken seit dem 9., im altnordischen, deutschen und französischen Raum seit dem 12. Jh. und in anderen Sprachen seit dem Spätmittelalter bekannt. Das Handbuch fokussiert auf Europa, lässt aber aus verschiedenen Gründen den Balkan und den „christlichen Osten“ ebenso aus wie die christlichen Kreuzfahrerstaaten Palästinas. Inhaltlich werden Welt-, Territorial-, Lokal-, Ereignis- sowie Familien- bzw. Hauschroniken behandelt. Knapp wird der Stand der Forschung skizziert, bevor es in die einzelnen, sehr kundigen Länderartikel geht, die hier nur genannt werden sollen, um die ganze thematische Breite dieses Werkes aufzuzeigen.

Das Handbuch ist in fünf große Kapitel untergliedert und eröffnet mit dem Kapitel *Lateinische Chroniken vom Früh- bis zum Spätmittelalter* mit den Beiträgen von Alheydis Plassmann, *Lateinische Stammes- und Volksgeschichtsschreibung im frühen und hohen Mittelalter* (47–76), Roman Deutinger, *Lateinische Weltchronistik des Hochmittelalters* (77–104) und Heike Johanna Mierau, *Die lateinischen Papst-Kaiser-Chroniken des Spätmittelalters* (105–128). Ein zweiter Schwerpunkt befasst sich mit dem Thema *Deutschsprachige Chroniken vom Hochmittelalter bis zur Frühen Neuzeit* mit Beiträgen von Stephan Müller, *Anfänge deutschsprachiger Chronistik im 11. und 12. Jahrhundert* (129–144), Mathias Herweg, *Erzählen unter Wahrheitsgarantie – Deutsche Weltchroniken des 13. Jahrhunderts* (145–180), Norbert H. Ott, *Kompilation und Offene Form – Die Weltchronik*

Heinrichs von München (181–196), Gesine Mierke, *Norddeutsche Reimchroniken – Braunschweigische und Mecklenburgische Reimchronik* (197–224), Joachim Schneider, *Dynastisch-territoriale Geschichtsschreibung in Bayern und Österreich: Texte und Entstehungsbedingungen – Herkunftsgeschichten und Gründungsmythen* (225–266), Regula Schmid, *Schweizer Chroniken* (267–300), Arno Mentzel-Reuters, *Deutschordenshistoriographie* (301–336), Peter Johaneck, *Das Gedächtnis der Stadt – Stadtchronistik im Mittelalter* (337–398), Gerhard Wolf, *Adlige Hauschroniken des Mittelalters und der Frühen Neuzeit* (399–446), Thomas Martin Buck, *Die Konstanzer Konzilschronik Ulrich Richentals* (447–482), Thomas Alexander Bauer, *Die Darstellung der Landshuter Fürstenhochzeit von 1475 und des Landshuter Erbfolgekriegs (1504–1505) in zeitgenössischen Quellentexten* (483–520). Der Punkt *Visualisierte Chronik* besteht aus dem Beitrag von Tobias Tannenbergs, *Visualisierte Genealogie – Zur Wirkmächtigkeit und Plausibilität genealogischer Argumentation* (521–542). Hansisch sehr interessant ist der Schwerpunkt *Europäische Chroniken* mit den Beiträgen von Sverre Bagge, *Skandinavische Chroniken (1100–1500)* (543–576), Geert H. M. Claassens, *Niederländische Chronistik im Mittelalter* (577–608), Graeme Dunphy, *Die mittelalterliche Chronikliteratur in Irland, England, Wales und Schottland* (609–662), Brigitte Burrichter, *Die französischsprachige Geschichtsschreibung* (663–706), Cristian Bratu, *Chroniken im mittelalterlichen Italien – Ein Überblick* (707–743), Heidi R. Krauss-Sánchez, *Mater Hispania – Legitimation und Differenzenerfahrung als Grundlage eines ‚Spanienbildes‘ in den mittelalterlichen Chroniken der Iberischen Halbinsel* (743–772), Ryszard Grzesik, *Mittelalterliche Chronistik in Ostmitteleuropa* (773–804), Márta Font, *Die Chronistik der Ostslawen* (805–836), Sergei Mariev, *Byzantinische Chronistik* (837–866). Unter dem Punkt *Arabische und indo-persische Chroniken* sind die Aufsätze von Kurt Franz, *Arabische Chronistik* (867–950) und Stephan Conermann, *Indo-Persische Chronistik* (951–990) versammelt. Ein wissenschaftlicher Apparat mit Abkürzungsverzeichnis, Personen- und Werkregister sowie Sachregister erschließt ein Werk, das man nicht genug loben kann. Der weit über Europa herausragende Horizont, das hier versammelte Expertenwissen zu einer der wichtigsten mittelalterlichen Quellengruppen setzen bleibende Maßstäbe. Gleiches gilt auch für das Niveau der Übersetzungen, die souverän gestaltet wurden. Kurz und gut: Wer sich künftig mit Chroniken beschäftigen will, wird sinnvollerweise hier seinen Ausgangspunkt nehmen. N. J.

Maarten Prak, *Citizens without Nations. Urban Citizenship in Europe and the World c. 1000–1789* (Cambridge University Press 2018, 442 S.). – Deutsche Historiker, Hansehistoriker vielleicht im Besonderen, werden nicht überrascht

sein, dass die Städte des Heiligen Römischen Reiches in der Geschichte des städtischen Bürgerrechts immer wieder Erwähnung finden. In seinem jüngsten Buch führt Vf. uns über den Bürgereid, den Bürgermeister und das Gemeinwohl hinaus und hin zu einer Vision des städtischen Bürgerrechts als eines weltweiten Phänomens. Indem er die Grenzen seines engeren Fachgebiets, der niederländischen Geschichte in der frühen Neuzeit, überschreitet, blickt er auf eine fast 800-jährige Entwicklung und unternimmt einen mutigen Versuch in Richtung auf eine globale Perspektive. Für diesen historisch und geografisch weiten Raum stellt er fest, dass im Gegensatz zu der Vorstellung, derzufolge das Bürgerrecht ein rechtliches Konstrukt der Französischen und der Amerikanischen Revolution sei, dieses ein ständiges Phänomen sei, hervorgerufen durch die Dynamik der städtischen Gesellschaft.

Die Veröffentlichung dieses Buches stellt den Höhepunkt in der langen Entwicklung in Vf.s Arbeit dar. Er selbst sieht dessen Genese in einer Reihe von Seminaren, die er in den 1990er Jahren organisiert hat, und in der langen Zusammenarbeit mit dem Wirtschaftshistoriker Jan Luiten van Zanden. Das städtische Bürgerrecht ist ein wiederkehrendes Thema in den Veröffentlichungen Vf.s seit seinem 1985 erschienenen Buch über die „gezeten burgers“ von Leiden, über bürgerlichen Radikalismus (1991), oligarchische Strukturen in Amsterdam, Rotterdam, Deventer und Zutphen (1994) bis hin zu seinem Aufsatz von 2012 „Urban Governments and their citizens in Early Modern Europe“, in dem wir die Vorwegnahme seiner Argumentation in „Citizens without Nations“ sehen.

Dieses Buch richtet sich gegen die Vorstellung, dass das Bürgerrecht ein Rechtsbegriff ist, der ausschließlich Nationalstaaten betrifft. Vf. stellt auch viele mit dieser Vorstellung verbundene Implikationen zwischen der Idee des Bürgerrechts und der Idee der nationalen Geschlossenheit infrage. Zu den wichtigsten Kritikpunkten gehört die auf die Neue Institutionenökonomik zurückgehende Zeitstellung, die das Bürgerrecht als eine Entwicklung des 18. und 19. Jh.s ansieht. Vf. ist der Meinung, dass sich der Bürgerschaftsanteil zwar verändert, die Veränderungen aber keinen klaren Trend über Zeit und Raum erkennen lassen. In vielen Städten belief sich der Anteil der Bürger auf etwa die Hälfte aller Haushaltsvorstände, und lag in einigen Fällen noch höher. In einigen Orten können daher während der Ausbildung der modernen Nationalstaaten die Bürgerrechte tatsächlich abgenommen haben. Die Überzeugungskraft dieses Arguments wird unausweichlich begrenzt durch die verfügbaren Quellen; langjährige Register der bürgerschaftlichen Bevölkerungen liegen selten vor. Dennoch bietet Vf. umfängliches Datenmaterial, einschließlich verschiedener Datensätze, die zuvor von anderen Forschern gesammelt worden sind, die in diesem Kontext aber neue Bedeutung gewin-

nen. Das Gesamtergebnis überzeugt und führt zu einer wichtigen Korrektur unserer Vorstellungen von der langfristigen Geschichte des Bürgerrechts.

Gleichermaßen wichtig ist das Argument, dass das Bürgerrecht eine soziale Realität und eine intellektuelle Errungenschaft war, in Ergänzung zu einem rechtlichen Status. Vf. verbindet in diesem Zusammenhang das Bürgerrecht sowohl mit dem Gildewesen als auch mit städtisch-republikanischen Traditionen. In diesem Kontext nehmen die Städte des Reiches einschließlich vieler Hansestädte innerhalb des Buches einen prominenten Platz ein. Mit Bezug auf Heinz Schilling beschreibt Vf., wie das städtische Bürgerrecht im Reich, obwohl es unter demselben Dezentralisationsdruck entstand wie in anderen Territorien, eine besondere ideologisch bedingte Verpflichtung der Stadt als einer unabhängigen politischen Gemeinde gegenüber entfaltete. Im Gegensatz zu dem Bild der frühneuzeitlichen städtischen Politik, das gekennzeichnet ist durch die Konflikte zwischen Oligarchen und Bürgern, bedient er sich der verschwisterten intellektuellen Traditionen der gildenbasierten, genossenschaftlichen Politik und des städtischen Republikanismus', mit seiner Betonung des Gemeinguts und des Gemeinwohls, um das Bürgerrecht, das im Mittelpunkt des Buches steht, mit dem abstrakten Rechtsbegriff zu verbinden, mit dem wir heute vertraut sind.

Das Buch ist in drei Teile gegliedert; der Erste befasst sich mit „Dimensions of Citizenship“, die beiden anderen mit „Variations of Citizenship“. Die „Dimensionen“ konzentrieren sich auf die Entstehung und die Vorstellungen von Bürgerrecht in europäischen Städten und die verschiedenen Merkmale, die ihm zugeordnet wurden. Der zweite und dritte Teil befassen sich mit den örtlichen Manifestationen des Konzepts, wobei Teil 2 sich auf Europa, Teil 3 sich auf den Rest der Welt bezieht.

Implizit verfolgt Teil 2 eine chronologische Entwicklung des Bürgerrechts vom mittelalterlichen Italien zu den frühneuzeitlichen Niederlanden und dem neuzeitlichen Britannien. Die angedeutete chronologische Entwicklung wird jedoch durch ein abschließendes Kapitel infrage gestellt, in dem parallele Entwicklungen in Frankreich, dem Heiligen Römischen Reich und in anderen Gegenden außerhalb der europäischen „Blue Banana“-Region mit einer großen städtischen Dichte angesprochen werden.

In dem etwas kürzeren dritten Teil überprüft Vf. seine europäischen Ergebnisse mit Blick auf die islamische Welt, China und die europäischen Kolonien in der Neuen Welt. Vielleicht wegen seiner langen Zusammenarbeit mit van Zanden, einem Experten auf dem Gebiet der Great Divergence, zeigen die globalen Kapitel erstaunliche Ähnlichkeiten der städtischen Bürgerrechte auf der ganzen Welt, im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. In einem so kurzen Überblick über ein weites Arbeitsfeld geht es hauptsächlich darum, Vf.s tiefere europäische Fallstudien zu kontextualisieren und auf Fehler in der älteren Literatur zu verweisen. Der Versuch jedoch, das Konzept des

städtischen Bürgerrechts zu globalisieren, erscheint vielversprechend und sollte als Anregung für weitere Untersuchungen verstanden werden, welche die vorgetragenen Ideen weiterführen und mit weiteren Details bereichern.

Alexander James Collin, Übersetzung: V. H.

Kulturelle Vernetzung in Europa. Das Magdeburger Recht und seine Städte, hg. von Gabriele Köster, Christina Link und Heiner Lück (Wissenschaftlicher Begleitband zur Ausstellung „Faszination Stadt“, Dresden 2019, Sandstein Verlag, 519 S., zahlr. farb. Abb.). – Im Jahre 2019 stand das Magdeburger Museum ganz im Zeichen der großen Sonderausstellung „Faszination Stadt“, mit der das Magdeburger Recht in all seinen Facetten gewürdigt wurde. Zur Vorbereitung dieser bisher größten und umfassendsten Ausstellung, die es je zu einem Stadtrecht gegeben hat, gehörte eine 2017 durchgeführte Tagung mit 23 Referent*innen aus sechs europäischen Ländern, die das Magdeburger Recht als Kulturphänomen und die Vernetzung der Städte dieses Rechtskreises im interdisziplinären und internationalen Austausch diskutierten. Der vorliegende Band dokumentiert wesentliche Erkenntnisse dieser Tagung, die ihrerseits auf einem 2004 vom Hallenser Rechtshistoriker Heiner Lück und dem 2012 verstorbenen Leipziger Slawisten Ernst Eichler begründeten Langzeitforschungsprojekt an der Sächsischen Akademie der Wissenschaften fußen. Einleitend halten Hgg. fest, dass das Magdeburger unter den anderen mittelalterlichen Stadtrechten wegen seiner Strahlkraft herausragt. Seine räumliche und zeitliche Geltung sind unübertroffen. Bereits im 10. Jh. wurde in Rechtsfragen auf die Magdeburger Gewohnheiten Bezug genommen, noch im 19. Jh. war es in der Ukraine geltendes Recht, hunderte Städte und Ortschaften in heute elf Staaten Ostmitteleuropas lebten auf dieser Grundlage mit Gewinn. Hgg. benennen den im Magdeburger Recht konstituierten und rechtlich festgeschriebenen Ausgleich zwischen stadtherrlicher Prärogative und städtischer Selbstverwaltung als Grundlage für diesen Erfolg.

Heiner Lück eröffnet den Band mit seinem Artikel *Sächsisch-magdeburgisches Recht zwischen Elbe und Dnjepr. Rechtstransfer als verbindendes europäisches Kulturphänomen* (13–27), der einleitend auf die Symbiose zwischen Sachsenspiegel als Landrecht und Magdeburger Recht als Stadtrecht hinweist und diese als Grundlage für die Verbreitung beider identifiziert. Dieses Zusammenspiel beider Normenkomplexe fasst die Wissenschaft unter dem Begriff „sächsisch-magdeburgisches Recht“. Vf. diskutiert im Folgenden, ob die Verbreitung des Magdeburger Rechts als „Rechtstransfer“ oder als „Rezeption“ bezeichnet werden sollte und benennt dann sowohl den zwischen 1220 und 1235 im Harzvorland entstandenen Sachsenspiegel als auch das seit dem 9. Jh. in Magdeburg ausgebildete Gewohnheitsrecht als „nachhaltige Impulse für die europäische Kulturgeschichte“, die von Mitteldeutschland ausgingen.

Vf. zeigt deutlich die Unterschiede zwischen Stadt- und Landrecht und verfolgt beide Entwicklungen sowie die Anfänge des Rechtstransfers in der näheren Umgebung. Auch wenn unklar bleibt, welchen Anteil die Magdeburger Erzbischöfe an der Formierung des Magdeburger Stadtrechts hatten, wurde doch das berühmte Privileg des Erzbischofs Wichmann von 1188 gern als „Geburtsurkunde des Magdeburger Rechts“ bezeichnet. Seit der Wende vom 12. zum 13. Jh. sind dann zahlreiche Verleihungen des Magdeburger Rechts an andere Städte nachweisbar, die im Lübecker Rechtskreis in der Einholung von Rechtsweisungen und -mitteilungen beim dortigen Rat mündeten, im Magdeburger Pendant am Schöffenstuhl. Im Einklang mit der modernen Forschung bezweifelt Vf., dass daraus Stadtrechtsfamilien entstanden, kann dem tradierten aber kein neues Deutungsmuster entgegensetzen. Stattdessen verfolgt er die Verbreitung des Magdeburger Rechts nach Schlesien, Polen, in das Deutschordensland, in das Baltikum, die Ukraine, nach Böhmen, Mähren und Ungarn und untersucht, wie das Recht verbreitet wurde: als Kaufmannsrecht durch Kaufleute auf ihren Handelswegen, durch Lokation oder Bewidmung. Fakt ist, dass das sächsisch-magdeburgische Recht in der Ukraine erst 1840/42, in Lettland sogar erst 1937 durch das lettische Zivilgesetzbuch ersetzt wurde, mithin eine jahrhundertelange Wirksamkeit entfaltete. Vf. erinnert aber auch daran, dass es „die Eliten der Deutschen, Letten, Litauer, Polen, Slowaken, Tschechen, Ukrainer, Ungarn und Weißrussen“ waren, „welche aus dem Magdeburger Recht das gemacht haben, was wir heute darunter verstehen“ (27). Bernd Schneidmüller untersucht dann *Die Geschichte der Stadt als Wurzel des Rechts. Magdeburgs Strahlkraft im spätmittelalterlichen Europa* (29–55) und erinnert einleitend daran, dass Recht „das Ergebnis menschlicher Aushandlungsprozesse“ war und ist. Er vergleicht die explosionsartige Ausbreitung des Magdeburger Rechts, der Textmassen, die einst von Magdeburg und seiner Umgebung ausgingen und dann exponentiell anwuchsen mit der Ausbreitung des Internets. Auch wenn er diesen Vergleich selbst als anachronistisch einstuft, hat er einiges für sich. Vf. bringt das Problem mittelalterlicher Rechtsprechung sehr gut auf den Punkt, wenn er sehr deutlich formuliert: „Wer sich für die Autorität des Gesetzbuchs, für die Verbindlichkeit des Rechtstextes, für die Macht des Richters oder die Vollstreckung des Urteils interessiert, der dürfte beim sächsisch-magdeburgischen Recht bald verzweifeln. Wer sich dagegen auf gelebtes Leben einlassen will, der findet eine vergangene Welt voller Lösungslust und gesundem Menschenverstand. Auch im Mittelalter stifteten Herrschaftsträger oder bürgerliche Vertretungsorgane verbindliche Ordnungen.“ (30) In einem ersten Schritt schaut er auf *Magdeburgs Strahlkraft im spätmittelalterlichen Europa* und erkennt die Förderung durch Karl den Großen, der Magdeburg schon 805 zum Zentrum des Handels nach Osten machte. Kaiser Otto I. verband dies

mit der Missionierung der Slawen durch die Gründung eines Erzbistums in Magdeburg. Auch die Förderung durch Erzbischof Wichmann von Seeburg im 12. Jh. wirkte sich entscheidend auf die Attraktivität des Magdeburger Rechts aus, da sein heute verlorenes Privileg für den Fernhandelsmarkt Magdeburg bald anderen als Orientierung bei der Bewidmung mit Rechten diente. Der von Lück erläuterte Rechtstransfer begann mit diesem Privileg, das zahlreiche sinnvolle Regelungen für Rechtsprechung enthielt. Als zentral bezeichnet Vf. aber auch die im 13. Jh. erfolgte Trennung zwischen der „Handlungsmacht des Rates und der rechtlichen Kompetenz des Schöffengerichts“ (34). Vf. stellt die Erforschung des Magdeburger Rechts im Zweiten Weltkrieg und im geteilten Deutschland mit ihren Leistungen und Problemen vor. In einem zweiten Abschnitt geht Vf. dann auf *Die Geschichte der Stadt als Wurzel ihres Rechts* ein und erkennt, dass die Geschichtsschreibung der Stadt seit ihrem Beginn selbstbewusst und „kreativ auf den eigenen Ruhm hin ausgerichtet wurde“ (38). Dies zeigt er anhand von Chroniken, die die Gründung der Stadt Julius Cäsar zuschreiben, die Bekehrung zum Glauben Karl dem Großen und die Gründung eines Erzbistums Otto dem Großen sowie anhand der Verehrung für diese Kaiser in Magdeburg.

Stephan Dusil diskutiert im folgenden *Stadtrechtsfamilien, Rechtsräume und die Verbreitung des Magdeburger Rechts. Überlegungen zu Begriffen und Konzepten* (57–77), indem er zunächst die unterschiedlichen Modelle von Stadtrechtsfamilien vorstellt, dann die „spätmittelalterliche Lebenswelt mit Stadtrechtsbewidmungen und dem Oberhofzug“ (57) anhand der von ihm detailliert erforschten „Soester Stadtrechtsfamilie“ untersucht, um schließlich zu überlegen, mit welchen Begrifflichkeiten man künftig anstelle der Stadtrechtsfamilie arbeiten sollte. Die in der Diskussion stehenden Begriffe „stadtrechtliche Beziehungen“, „Stadtrechtskreise“ bzw. „Rechtsräume“ können ihn nicht restlos überzeugen, wohingegen er die Stadtrechtsfamilie immer noch tauglich findet: „Wie in einer echten Familie umfasst auch eine Stadtrechtsfamilie eineiige Zwillinge ebenso wie außereheliche Kinder.“ (74) In einem weiteren Beitrag stellt Heiner Lück *Oberhöfe und Schöffentühle als Anwendungs- und Verbreitungszentren des Magdeburger Rechts* vor (79–99), indem er von einer Karte aus dem Jahr 1936 ausgeht, in der als Oberhöfe Magdeburger Rechts die Städte Magdeburg, Halle, Leipzig, Brandenburg, Breslau, Neumarkt, Olmütz, Leitmeritz, Kulm und Krakau genannt wurden. In der Literatur sind als weitere Oberhöfe genannt Alten-Stettin, Altenburg, Cottbus, Dresden, Jägerndorf, Königsberg, Lemberg, Leobschütz, Neiße, Sandomir, Spandau, Stendal, Strausberg und Zittau. Angesichts dieser Vielzahl an Städten sucht er nach Kriterien für die Benennung als Oberhof. Vf. kann zeigen, dass Schöffentühle vornehmlich im mitteldeutschen Raum vorkamen und keine Gerichte waren, sondern diese nur berieten, die west-,

süd- und norddeutschen Oberhöfe hingegen zugleich Gerichtsfunktion hatten. Im Folgenden stellt er knapp die Geschichte einzelner Schöffenstühle vor und entscheidet sich dabei für Magdeburg, Leipzig, Dohna, Krakau und Leitmeritz.

Roman Czaja vollzieht in seinem Beitrag *Der Deutsche Orden und die Städte. Landesausbau als Rahmen des Rechtstransfers* (101–113) die Entwicklung des Rechtstransfers vom 13. bis zum 16. Jh. im Ordensgebiet nach und charakterisiert die Kulmer Handfeste von 1251 als Mittel des Rechtstransfers. Er stellt beispielhaft den Rechtsverkehr im Ordensland und den Rechtszug nach Magdeburg vor dem Hintergrund der Bestrebungen des Ordens vor, den Rechtszug nach außen soweit wie möglich zu beschränken. Dem standen die Bemühungen der preußischen Städte entgegen, die auf dem Rechtszug nach Magdeburg bestanden und dieses Privileg auch immer wieder verteidigen konnten. Vf. kennzeichnet die Magdeburger Schöffensprüche als „Instrumente der Friedensstiftung, „aber auch als gewichtige Argumente innerhalb der zwischen dem Deutschen Orden und seinen Städten geführten Auseinandersetzungen um Selbstbestimmung und Abhängigkeit“. Wieland Carls untersucht in *Rechtsanfragen und Rechtssprüche. Zur Praxis des Rechtsverkehrs mit dem Magdeburger Schöffenstuhl* (127–143) die Etablierung und Umsetzung des Magdeburger Stadtrechts am Beispiel von Schweidnitz und Breslau. Er trifft dabei Aussagen zum Transport der Rechtsbelehrungen, zu den Kosten des Verfahrens, zum Aufbau der Sprüche, zur Intensität der Rechtsbeziehungen mit Magdeburg und zu den Inhalten, muss angesichts der Größe der Verluste in den Archiven aber immer auf Fehlerquellen hinweisen. Er benennt mit der Edition aller erhaltenen direkten Zeugnisse des Magdeburger Schöffenstuhls und der angemessenen wissenschaftlichen Würdigung des „Magdeburger Weichbildrechts“ wichtige Desiderate der künftigen Forschung. Einen übergreifenden Beitrag liefert Gerhard Dilcher mit seinem Aufsatz *Die kommunale Stadtverfassung des Mittelalters als europäisches Modell* (215–233), der die Einzelforschungen zum Magdeburger Recht sehr kenntnisreich in ein allgemeines europäisches Bild von Stadtverfassung und Stadtrecht einbettet. Für die Magdeburger Geschichte hervorzuheben sind auch die Beiträge von Matthias Puhle, *Rat und „Schöppenstuhl“*. *Das Ringen um die Macht im mittelalterlichen Magdeburg* (235–245), und Claus-Peter Hasse, *Rathaus, Reiter, Roland und Hirsch als Rechtsdenkmäler. Zum Selbstverständnis der Stadt Magdeburg im Mittelalter* (423–453), wichtig darüber hinaus ist der Aufsatz von Christian Speer, *Stadtbücher im Magdeburger Rechtskreis. Die Anfänge neuer Formen pragmatischer Schriftlichkeit im 13. und 14. Jahrhundert* (333–363).

Mit diesem Band und dem Katalogband zur Ausstellung liegt eine sehr ansprechend gestaltete, gut lesbare, moderne Würdigung der Leistungen des Magdeburger Rechts in all seinen Facetten vor, die unserem bisherigen

Wissenstand zahlreiche Aspekte hinzufügt und zudem als gesicherte Basis für weitere Forschungen dienen kann, deren Desiderate vielfach aufgezeigt werden. Eine solche Gesamtschau zu einem Stadtrecht hat es in dieser Größe und Bedeutung, aber auch in der wissenschaftlichen Durchdringung noch nicht gegeben, man kann die Organisatoren der Ausstellung und die Hgg. des Bandes nur seiner Hochachtung versichern. Es bleibt zu hoffen, dass man diese Steilvorlage im Lübecker Rechtskreis schöpferisch aufnehmen und die Infrastruktur des Europäischen Hansemuseums nutzen kann, um die Leistungen des Lübischen Rechts vergleichend zu betrachten – für die Forschungen zur Hanse wäre das von zentraler Bedeutung. N. J.

Reichsstadt und Geld, hg. von Michael Rothmann und Helge Wittmann (Studien zur Reichsstadtgeschichte 5, Petersberg 2018, Michael Imhof Verlag, 397 S., zahlr. farb. Abb. und Kt.). – Der vorliegende Band geht auf die mittlerweile 5. Tagung des sehr aktiven Arbeitskreises für Reichsstadtgeschichte zurück, die vom 27.02. bis 01.03.2017 im thüringischen Mühlhausen stattfand und es bisher immer geschafft hat, bei der nächsten Tagung den Band des vergangenen Jahres vorzustellen – eine bemerkenswerte Leistung von Hgg. und Verlag, aber auch ein Beispiel für die offenbar zuverlässige Kulturförderung der Stadt. In *Reichsstadt und Geld – Einführende Bemerkungen* stellt Michael Rothmann (9–14) zunächst die „enorme Zivilisations- und Abstraktionsleistung“ heraus, die mit dem Abschied von der „Beute- und Tauschgesellschaft“ (10) zur sich ausbildenden Geldwirtschaft vollzogen wurde. Neben der Einführung des Geldes stellt er zudem die Einführung des Wechselbriefes als Zahlungsmittel und Kreditinstrument als großartige Neuerung des Spätmittelalters heraus und benennt es als „wundersames Mittel der kreativen Geldvermehrung“ (10). Er schreibt dem Geld seit dem Mittelalter die drei klassischen Funktionen als Aufbewahrungsmittel, Wertmaßstab und Zahlungsmittel zu und sieht die mittelalterliche Geldgeschichte von vier wesentlichen Faktoren bestimmt: herrschaftlichen, theologischen, naturräumlichen und wirtschaftlichen. Er erinnert daran, dass Geldpolitik, Münzprägung und Währungssicherheit hoheitliche Aufgaben waren (und sind!) und „eines der zentralen wirtschaftlichen Steuerungsinstrumente der mittelalterlichen Politik“ (11) waren. Zudem benennt er die Münze als Massenmedium, das „vor allem beim Herrschaftsantritt ein neues Herrschaftsideal über den Markt in der Öffentlichkeit zu etablieren half“ (11). Eberhard Isenmann erläutert dann unter dem Titel *Reichsstadt und Steuern im Mittelalter* (15–43) die verschiedenen Bedeutungen der synonym für Steuern gebrauchten Begriffe *precaria*, *petitio*, *bede* oder *exactio* und konzentriert sich dabei auf das 15. Jh. Er nimmt zunächst Stellung zur Abgabenbelastung der Reichsstädte und ihrer Bevölkerung und nimmt die folgende grobe Kategorisierung vor: regelmä-

ßig gewordene Abgaben an den König, Beihilfen zum Zug des Königs zur Kaiserkrönung, Hilfen für den Kaiser als Reichsoberhaupt in Reichskriegen, Hilfen in den Hussiten- und Türkenkriegen sowie der Gemeine Pfening. Hinzu kamen seit dem 15. Jh. kommunale Abgaben auf der Grundlage des Bürgereids, die sich in direkte Vermögens- und Kapitalertragssteuern sowie indirekte Steuern, die vor allem als Verbrauchssteuern oder Akzisen eingezogen wurden, aufteilen lassen. Den Beginn der Geschichte der Reichssteuern sieht er im Jahr 1422 mit der auf dem Reichstag beschlossenen Steuer gegen die Hussiten, das „in jeder Hinsicht eindrucksvollste Projekt einer allgemeinen Reichssteuer“ (23) macht er in der allgemeinen Reichssteuer für den Krieg gegen die Türken, die 1471 in Regensburg erarbeitet, 1474 auf dem Reichstag in Augsburg überarbeitet und in Kraft gesetzt wurde und bei der ein proportionaler Steuersatz von 10 % angesetzt wurde, der sich bis zur Steuerreform Mathias Erzbergers, die erstmals eine progressive Einkommenssteuer einführte, im Wesentlichen in Kraft blieb. Bereits im Mittelalter galten aber das Steuergeheimnis und das Verbot einer Doppelbesteuerung. Vf. arbeitet also heraus, „das[s] der Gedanke der Steuergerechtigkeit und fundamentale Steuergrundsätze ... bereits in einer ungleichen, ständisch und hierarchisch, feudal, kirchlich und bürgerlich geprägten und stark fragmentierten Gesellschaft zumindest formuliert, proklamiert und gefordert werden konnten“ (25). Er zeigt auch, dass die Reichsstädte sich dagegen wehrten, ihren Gesandten umfassende Vollmachten für diese Zusammenkünfte auszufertigen, sondern sie nur dazu bevollmächtigten, die auf den Reichstagen (ebenso wie auf den Hansetagen – Rez.) gefassten Beschlüsse lediglich ad referendum zu nehmen und die Entscheidung den Räten vorzubehalten. In einem dritten Abschnitt wendet sich Vf. den kommunalen Steuern zu und verfolgt ihre Entstehung und Erhebung mit vielen interessanten Belegen. Diesen einleitenden Ausführungen schließen sich Studien aus den einzelnen Reichs- (und Hansestädten) an, die hier wenigstens genannt seien: Dominik Kuhn untersucht *Die lübische Währungsunion* (135–145), Evelin Timpener fragt *Auf das Reich gemünzt? Die Münzpolitik der Stadt Deventer im späten Mittelalter* (147–168), Thomas Schilp untersucht *Krieg, Verschuldung und Stadtpolitik: Die Reichsstadt Dortmund im Umfeld der ‚Großen Fehde‘ (1388/1389)* (169–200). Zur Mühlhausener Stadtgeschichte publizieren Julia Mandry, die *Die Palmarumspende der thüringischen Reichsstädte Mühlhausen und Nordhausen und ihre Bedeutung für das jeweilige Stadtgefüge in Spätmittelalter und Reformationszeit* (243–268) analysiert, Paul Lauerwald, der *Zwei große Mühlhausener Münzschatzfunde – Numismatische und geldgeschichtliche Aspekte* (281–288) sowie Martin Sünder, der *Die Münzfunde von Mühlhausen 1990 und 1947 und Eigenrieden 1994 – Versuche, die Verbergenden namhaft zu machen* (289–296) vorstellt. Ebenfalls von hansischer Relevanz

sind die Untersuchungen von Antje Schloms, *Reichsstadt unter kaiserlicher Kommission – Reichsstädtische Schuldentilgung in der Frühen Neuzeit* (327–344), Hans-Werner Hahn, *Reichsstädtische Schuldentilgung und Mediatisierung* (345–367) und das Fazit von Gerhard Fouquet „*Reichsstadt und Geld*“ – *eine Zusammenfassung* (369–379). Wie die Vorgängerbände kann auch dieser Tagungsband der Hanseforschung nur wärmstens ans Herz gelegt werden, bieten sich doch durch die reichsweit gültigen Aussagen in vielen Aufsätzen Möglichkeiten, hansische Phänomene als solche zu erkennen und einzuordnen, oder zu bemerken, dass auch die hansischen Reichsstädte der reichsweiten Entwicklung folgten und diese mit vollzogen. N. J.

Residenzstädte im Alten Reich (1300–1800). Ein Handbuch. Abt. I: Analytisches Verzeichnis der Residenzstädte. Teil I: Nordosten, hg. von Harm von Seggern (Ostfildern 2018, Jan Thorbecke Verlag, 687 S.). – Mit etwas Verspätung soll der auch hansegeschichtlich interessante, gewichtige Band zu den nordöstlichen Residenzstädten wenigstens kurz vorgestellt werden. Schon lange wird in der Forschung diskutiert, inwieweit der Status einer Hanse- mit dem einer Residenzstadt korrespondieren oder ob sich beides im Extremfall sogar ausschließen konnte. Der Landesausbau der Herzöge und Fürsten führte häufig dazu, dass den Städten verboten wurde, sich an hansischen Aktivitäten zu beteiligen. Nur ein Beispiel dafür ist der entsprechende Befehl des brandenburgischen Kurfürsten an seine Städte im Jahre 1518, die die ohnehin nicht sehr aktive Teilnahme von Städten wie Frankfurt, Berlin und Cölln an hansischen Aktivitäten beendete.

Einleitend erläutert Hg. sein pragmatisches Konzept, was er unter dem hier angesprochenen Nordosten des Reiches versteht: den Niedersächsischen Reichskreis, das Herzogtum Schleswig, das Bistum Verden, das Ordensland bis nach Livland, den Obersächsischen Reichskreis erweitert um die Niederlausitz sowie einige Residenzstädte der Reußen wie Plauen oder Weida, um so den Zusammenhang zu den anderen reußischen Residenzorten zu wahren. Allein diese regionale Zuordnung in der Einleitung zeigt bereits, wie schwierig es ist, im komplizierten System des Alten Reiches Entscheidungen zu treffen und zu begründen. Es geht in diesem schwierigen Umfeld um eine Bestandsaufnahme des gegenwärtigen Forschungsstandes als Grundlage für weitere Untersuchungen. Dezidiert alle Städte, die zwischen 1300 und 1800 (warum nicht bis zum Ende des Alten Reiches 1806, wird nicht erklärt) Residenzen beherbergten, sollen aufgelistet und mit einem Artikel versehen werden. Dabei stellt der Hg. zwischen diesem und ähnlichen Projekten geschickt Gemeinsamkeiten und Unterschiede heraus und zeigt die Originalität des hier verfolgten Ansatzes. So soll hier einem „integrativen, d. h. Kooperation und Konflikt gleichermaßen einschließenden Verste-

hensmodell von Hof-Stadt-Beziehungen“ gefolgt werden. In das Handbuch werden nur Orte aufgenommen, die einerseits Sitz „eines relativ selbständig agierenden Herrn“ waren als auch über „gemeindliche Strukturen verfügten, die über dörfliche Verhältnisse hinausreichten“ (X). Hg. argumentiert, dass Residenzstädte bisher nicht ausreichend als „Begegnungsraum städtischer und höfischer Lebenswelten und -praktiken ... vertiefend und systematisch untersucht worden“ sind. Er definiert sechs Kriterien für die Aufnahme von Orten in den hier vorliegenden Band: regelmäßige Anwesenheit des Herrn am Ort, Residenznutzung durch wenigstens eine Generation, faktische Herrschaft über den Ort, Begünstigung der Stadtentwicklung durch die Herrschaft, Existenz eines Marktes und damit Anziehungspunktes für fremde Kaufleute als Unterschied zwischen Dorf und Kleinstadt sowie die bauliche Gesamtanlage von Burg/Schloss und Stadt. Diese Kriterien erfüllten immerhin 190 Orte im Nordosten des Alten Reiches, die in drei Kategorien (kleinere, mittlere und größere Städte, wobei die Doppelstadt Berlin/Cölln den längsten Artikel erhalten hat) vorgestellt werden.

Die Artikel folgen, wie das bei einem Handbuch üblich ist, einer stringenten Gliederung, die zunächst die naturräumliche und verkehrsgeografische Lage, die Nutzung des Ortes durch den Hof bzw. die Niederlassung von Behörden in einer Epoche der Stadtentwicklung darstellt, dann die Stadt- und Kirchengeschichte im engeren Sinne skizziert. Es folgen Aussagen zur Gestaltung und repräsentativen Nutzung der Stadt, ihrer regionalen Einbindung, eine Zusammenfassung mit Einschätzung der residenzstädtischen Qualität, zu Quellen und Literatur. Wer einmal versucht hat, 120 Autoren auf so ein Konzept einzuschwören, kann die Leistung des Hg. einordnen und ist dankbar, dass das so gut umgesetzt wurde und damit tatsächlich ein Nachschlagewerk entstanden ist, zu dem man immer gern greifen wird.

Hansisch von unterschiedlichem Interesse sind vor allem die Artikel zu Alt Perna, Barth, Berlin/Cölln, Braunsberg, Braunschweig, Dorpat, Einbeck, Göttingen, Halberstadt, Halle an der Saale, Hannover, Havelberg, Kiel, Königsberg, Köslin, Loitz, Lüneburg, Magdeburg, Quedlinburg, Riga, Rostock, Rügenwalde, Stettin, Tangermünde, Wismar oder Wolgast, in anderen finden sich teilweise beachtenswerte Verweise dieser Städte zum Handel mit anderen Hansestädten. Natürlich ist es nicht das Ziel des Buches zu klären, ob die einzelne vorgestellte Stadt nun Mitglied der Hanse war oder nicht, was in einigen Fällen unumstritten, in anderen immer wieder diskutiert wird. Wichtig ist stattdessen die Zusammenschau aller Städte dieses großen Gebietes, die unterschiedlich lange die Residenz verschiedener Dynastien beherbergten.

Der wissenschaftliche Apparat des Bandes besteht aus einer Kurztitelbibliografie, die die Abkürzungen zu 46 Nachschlagewerken, Urkundenbüchern und anderer zentraler Literatur liefert, einem Verzeichnis der behandelten

Fürstentümer, Dynastien, Grafen- und Herrenfamilien, wobei die Namen der Familien einem Verzeichnis ihrer Residenzstädte gegenübergestellt werden, einer Konkordanz der nichtdeutschen Ortsnamen und einem Verzeichnis der Bearbeiter*innen, das hinter dem Namen die behandelten Städte und Dynastien auflistet. Dabei trifft man unter den 120 Autoren auf viele alte Bekannte wie Oliver Auge, Heidelore Böcker (†), Roman Czaja, Dieter Heckmann, Hiram Kümper, Heiner Lück, Thomas Lux, Rafał Makoła, Dirk Schleinert oder Henning Steinführer, die in gewohnter Kompetenz viele der hansisch relevanten Orte bearbeitet haben.

Das Buch ermöglicht durch seine stringente Gliederung Vergleiche innerhalb der einzelnen Dynastien und Territorien aber auch darüber hinaus. Es ist dem Hg. gelungen, ein nützliches Nachschlagewerk zu schaffen, das in keiner wissenschaftlichen Bibliothek des behandelten Raumes fehlen sollte. Mit Freude liest man in der Einleitung von Gerhard Fouquet, dass weitere Bände bereits in fortgeschrittener Bearbeitung sind. Wenn es dort gelingt, das hohe Niveau des ersten Bandes zu halten, hat die Akademie der Wissenschaften Göttingen einen weiteren großartigen Beitrag zur Geschichte des Alten Reiches und auch der Hanse vorgelegt. N. J.

Luthers Norden, hg. von Kirsten Baumann, Joachim Krüger und Uta Kuhl (Petersberg 2017, Imhof Verlag, 320 S., zahlr. farb. Abb.). – Mit einiger Verspätung soll der zum Reformationsjubiläum erschienene, inhaltlich wie gestalterisch sehr gelungene Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung vorgestellt werden, der in die acht Hauptkapitel *Kirchliches Leben vor der Reformation*, *Die politische Welt, 1517 – Wittenberg und die Folgen*, *Herrschaftliche Repräsentation und Glaube*, *Die Reformation im Norden*, *Verlierer und Gewinner*, *Reformation multimedial* sowie *Reformation im Alltag* unterteilt ist. Zunächst setzt Olaf Mörke den politischen Rahmen für die norddeutschen Hansestädte in seinem Beitrag *Fürsten, Städte und der Kaiser – das Reich um 1520* (48–52), danach schildert Jens E. Olesen *Die Verhältnisse im Norden – der Weg zur Reformation in Dänemark* (56–60) und charakterisiert Christian III. in Übereinstimmung mit der bisherigen Forschung als dänischen Reformationskönig. Joachim Krüger wendet sich dann im Kapitel *Bildersturm und friedlicher Wandel – die Städte im Ostseeraum* (83–87) einem vor allem städtischen Phänomen im Umfeld der Reformation zu und benennt Beispiele aus Treptow an der Rega, Stockholm, Malmö, Stralsund und andernorts. Im folgenden Abschnitt untersucht Krüger in seinem Beitrag *Die Grafenfehde und ihr Einfluss auf die Reformation im Norden* (90–94) die Ereignisse um die Königswahlen in Dänemark. Etwa nach einem Drittel des Katalogs gibt es ein nicht nummeriertes Kapitel *Köpfe der Reformation*, in dem viele alte Bekannte aus den Hansestädten auftauchen, die entsprechend ihrer Bedeutung

auf einer oder auf einer Doppelseite vorgestellt werden. Zu nennen sind u. a. der in Wollin geborene Johannes Bugenhagen, der zwischen 1527 und 1543 Kirchenordnungen für immerhin acht norddeutsche und skandinavische Territorien vorlegte, Braunschweig, Hamburg und Lübeck reformierte und als Reformator des Nordens allseits geschätzt wurde. Regional bedeutsam sind auch die Pommern Johannes Knipstro und Jacob Runge, die nacheinander als Generalsuperintendenten Pommerns wirkten oder der in Dorpat, Kiel, Schleswig und Flensburg predigende Melchior Hofmann. Aber auch die dänischen Könige Christian II., Friedrich I. und Christian III. sowie der Mecklenburger Heinrich V. von Mecklenburg, die alle u. a. in der Grafenfehde und mit ihrer sehr unterschiedlichen Sicht auf die Reformation ihre Rolle spielten, werden hier – auch mit Porträt – vorgestellt. Von hansischem Interesse sind auch die Herzöge Albrecht von Preußen, Barnim IX. und Philipp I. von Pommern. Deziert um die Städtepolitik geht es in dem Beitrag von Joachim Krüger und Uta Kuhl, *Herzogtümer und Städte* (140–149), die sich zunächst der Reformation in Stralsund, Lübeck und Husum zuwenden und einleitend auf die Forderung des Hansetages in Lübeck von 1525 an Stralsund und Wismar hinweisen, vom neuen Glauben abzurücken und seine Anhänger zu verfolgen. Doch bereits im selben Jahr wurde die von Johannes Aepin verfasste Kirchenordnung in Stralsund eingeführt, die heute als älteste erhaltene evangelische Kirchenordnung gilt. Die Störungen der katholischen Gottesdienste, die seit 1523 in Lübeck belegt sind, gipfelten im Advent 1529 im Singekrieg, bei dem während der katholischen Messe deutschsprachige evangelische Gesänge angestimmt wurden. Im Juni 1530 wurde dann zwischen Bürgern und Rat die Abschaffung der katholischen Messe vereinbart, im Mai 1531 die mithilfe Bugenhagens verfasste evangelische Kirchenordnung eingeführt. Auch für die Herzogtümer Schleswig und Holstein, Pommern und Mecklenburg verfolgen die Vff. ebenso knapp wie kenntnisreich die Spuren der Reformation. Insgesamt ist es den drei Hgg. gelungen, die sehr gelungene Ausstellung in diesem Band gut zu dokumentieren und ausgewiesene Wissenschaftler zur Mitarbeit in diesem Band zu gewinnen, der tatsächlich einen sehr guten Überblick über die Reformation vor allem in Schleswig-Holstein, Dänemark, Mecklenburg und Pommern sowie den dort liegenden Hansestädten bietet. N. J.

Vorhansische Zeit

Bearbeitet von *Felix Biermann*

Wikingowie w Polsce? Zabytki skandynawskie z ziem polskich, hg. von Michał Bogacki, Andrzej Janowski und Łukasz Kaczmarek (Collectio Cathalogorum Gnesnensium I, Gniezno/Szczecin 2019, Muzeum Początów

Państwa Polskiego w Gnieźnien/Wydawnictwo Triglav, 400 S., zahlr. Abb.). – Die Aktivitäten von Skandinaviern im frühmittelalterlichen Polen stehen seit langem im historisch-archäologischen Fokus, weil sie für zwei wichtige kulturgeschichtliche Themenkreise von besonderer Relevanz sind: Zum einen geht es um ihre Rolle bei der Entstehung der ersten frühstädtischen Zentralorte an der Ostsee – der Seehandelsplätze bzw. Emporien – im 8. Jh., zum anderen um ihre Bedeutung in der Piastenherrschaft während des 10. und frühen 11. Jh.s. Bei den Seehandelsplätzen bewegt sich die Diskussion zwischen den gegensätzlichen Einschätzungen als skandinavische Niederlassungen im Süden der Ostsee und slawischen oder baltischen Gründungen, in die die Nordleute lediglich als Besucher in Handelsangelegenheiten kamen; im Hinblick auf die Herausbildung der Piastenmacht wird erörtert, ob Fremde aus dem Norden oder Osten – dem Gebiet der skandinavisch-warägisches geprägten Kiewer Rus – als Gefolgsleute der Herrscherfamilie im werdenden Polen wirkten, ob gar die Piasten landfremd waren, oder ob Funde nördlicher und östlicher Provenienz lediglich Einflüsse auf die slawischen Eliten widerspiegeln. Der Themenkomplex ist mithin bedeutend, die Aussagemöglichkeiten aber sind begrenzt: Schriftquellen über die slawisch-skandinavischen Beziehungen vom 8.–11. Jh. sind rar und vage, einschlägige archäologische Funde – etwa Waffen, Tracht- und Schmucksachen, Gräber mit nördlichen Bezügen – zwar häufiger, aber zu individuellen Herkunfts- und Identitätsfragen ebenfalls meist mehrdeutig.

Belebt wird die Forschung in den letzten Jahren durch naturwissenschaftliche Untersuchungen (aDNA- und Isotopenanalysen) an Skeletten aus Gräbern des 10./11. Jh.s mit skandinavischen Kennzeichen, die vielfach eine fremde oder sogar nördliche Herkunft der Bestatteten anzeigen und mithin die Relevanz entsprechender Aktivitäten im Süden der Ostsee unterstreichen. Wie das Fragezeichen im vorliegenden Buch *Wikinger in Polen? Skandinavische Sachzeugen im polnischen Gebiet* bereits andeutet, vertreten seine Autoren hingegen eine andere Meinung: Die Anwesenheit von Personen nördlicher und östlicher Herkunft in den polnischen Gebieten vor 1.000 Jahren wird zwar keineswegs bestritten. Die meisten Texte eint aber die Neigung, deren kulturhistorische Bedeutung als eher gering einzuschätzen.

Es handelt sich um einen erst nachträglich erschienenen Katalog- und Aufsatzband zur gleichnamigen Ausstellung, die 2017 im Museum der Anfänge des polnischen Staates in Gnesen (Gniezno) gezeigt wurde und in deren Rahmen auch eine wissenschaftliche Konferenz stattfand. Der Katalog umfasst über 100 Ausstellungsexponate: Waffen, Schmuck- und Trachtstücke, Holz- und Geweihschnitzereien, Specksteingefäßreste u. Ä. werden in kurzen Beschreibungen und großformatigen Abb. präsentiert. Hier gibt es wenig Neues, aber schöne Farbaufnahmen bekannter und weniger bekannter Dinge, z. B. der Waffen aus dem großpolnischen Lednica-See, der Schildkrötenfibeln aus

Zwilipp (Świelubie) an der Persante, vielfältiger Funde aus den Seehandelsplätzen von Hansdorf (Janów Pomorski) – dem historischen *Truso* – bei Elbing (Elbląg) und Wollin (Wolin) an der Dievenow, ferner einer Kopie des 1945 verschollenen Cordulaschreins aus Kammin (Kamień Pomorski). So erhält der Leser einen guten Materialüberblick. Herzstück der Veröffentlichung sind aber neun Beiträge renommierter Historiker und Archäologen über verschiedene Facetten des Themas, jeweils in polnischer Sprache mit mehr oder weniger ausführlichen englischen Zusammenfassungen.

In ihren Einführungstexten zu Schrift und Ausstellung legen Hgg. den methodologischen Anspruch des Buches dar – es geht nicht nur um die im Titel formulierte Frage, sondern auch darum, inwieweit Archäologie und Geschichte zu einer kontrovers diskutierten ethnischen Problemstellung beitragen können. Sie möchten außerdem übersteigerte Thesen zur Rolle und Anzahl der skandinavischen Zuwanderer, Krieger und Händler im frühen Polen bzw. am piastischen Hof sowie zu deren Bedeutung für die Anfänge Polens ausräumen. Zudem präzisieren die Autoren ihren Gegenstand auf die frühmittelalterliche Präsenz von Skandinaviern im heutigen polnischen Staatsgebiet – gerade bei einer an die breite Öffentlichkeit gerichteten Ausstellung ist die Hervorhebung des populären, wenn auch hier nicht ganz treffenden Begriffs „Wikinger“ nachvollziehbar.

Einen großen Überblick zur Geschichte und zum Stand der Erforschung der Skandinavier im polnischen Territorium gibt dann Jerzy Sikora, vorwiegend gestützt auf archäologische Quellen. Das Thema war im Laufe des bis ins 19. Jh. zurückgehenden Forschungsdiskurses immer wieder politisch besetzt, wobei nordgermanisches Wirken im Süden der Ostsee besonders durch die deutsche Forschung der 1920er bis 1940er Jahre betont wurde, durchaus im Sinne einer Kulturträgertheorie. Strikte Ablehnung der polnischen Wissenschaft war die Reaktion. In Betrachtung der gesamten Forschungsgeschichte lassen sich die Diskussionsfronten allerdings keineswegs nur an nationalen Lagern oder politischen Ausrichtungen festmachen. Gerade die erwähnten naturwissenschaftlichen Untersuchungen der letzten Jahre geben Thesen skandinavischer oder russischer Abkunft polnischer und pomoranischer Eliten nachvollziehbar Auftrieb, für Wollin sind komplexe historische Rekonstruktionen mit Bezug zu den *Jomswikingern* aktuell, und bereits frühzeitig wurden reiche Gräberfelder wie Warmhof (Cieple) an der Weichsel oder Lutomiersk bei Łódź auch von polnischer Seite Gefolgschaften östlicher oder nördlicher Herkunft zugewiesen. In der polnischen Öffentlichkeit sind die Wikinger sowieso sehr beliebt, wie z. B. das jährlich stattfindende Wolliner Wikinger- und Slawen-Festival zeigt. Vf. konfrontiert seinen Forschungs- und Diskussionsbericht mit den einschlägigen Bodenfunden, zu denen Kammer- und Waffengräber, Grabbefunde mit eigentümlichen

bootsförmigen Totenbehältnissen der Usedomer Art (er zeigt einen Neufund aus Osterwick [Ostrowite] in Pommern), Gräber mit Buntmetallschalen u. Ä. zählen. Der Forscher betont, dass die vielfältigen Phänomene zwar diese und jene Einflüsse, aber doch in der Regel örtliche Traditionen widerspiegeln und keinesfalls durchweg als skandinavisch zu klassifizieren sind.

Remigiusz Gogosz und Dariusz A. Sikorski betrachten den Gegenstand aus historischer Perspektive, wobei es u. a. um die mögliche Identifikation des in den nordischen Sagas genutzten Begriffs *Vindland* (Wendenland) mit Polen sowie die immer wieder angenommene skandinavische Herkunft des Namens *Dagome* geht, den der Piastenherzog Mieszko I. († 992) im bekannten *Dagome Iudex*-Regest gebraucht. Insbesondere Sikorski stellt fest, dass die schriftlichen Quellen keinerlei Unterstützung für die Annahme bieten, skandinavische Kriegereliten bzw. -gefolgschaften hätten an der Herausbildung des piastischen Polens partizipiert. Jakub Morawiec untersucht das Bild der Slawen in altnordischer Skaldendichtung, u. a. in Bezug auf *Vindland*, die *Jomsburg* und den nicht klar identifizierbaren Wendenkönig *Burislav*. Dabei erweist sich die Schwierigkeit, aus diesen legendär überhöhten Darstellungen Informationen zu Land und Leuten im Süden der Ostsee zu gewinnen.

Grzegorz Kiarszys betrachtet in seinem methodologisch angelegten Aufsatz die archäologischen Aussagemöglichkeiten zu ethnischer Identität, die selbstredend im engen Rahmen dessen bleiben, was historische Gruppen oder Personen mit ihrer Sachkultur ausdrückten und uns hinterließen. Da entsprechende Fragen zudem Kategorien verwenden, die nicht jenen der Frühgeschichte zu entsprechen brauchen, und ethnische Zuordnungen rascher Dynamik unterliegen konnten, ist die gesamte Problematik schwierig. Bei aller berechtigten Kritik, so ist gleichwohl zu betonen, sind archäologische Funde durchaus zur Wirksamkeit von fremden Einflüssen in bestimmten Gebieten, für Schlüsse auf die kulturelle Orientierung von Gemeinschaften und Personen, sogar zu Herkunfts- und Migrationsfragen aussagefähig, wenn sie in komplexer Form erfasst und im Verbund mit historischen Nachrichten und naturwissenschaftlichen Untersuchungen betrachtet werden.

Przemysław Urbańczyk verknüpft polnische archäologische Funde mit dänischen Bezügen aus der Zeit um 1000 – Münzen, Kreuzanhänger vom Typ Hiddensee, Schnitzereien nordischen Stils, Kammergräber u. a. – im Wesentlichen mit Herzog Mieszkos Tochter Świętosława bzw. Gunhild, der Ehefrau des dänischen Königs Sven Gabelbart († 1014). Die Rückkehr der Königin und ihres Gefolges zu Anfang des 11. Jh.s nach Polen habe eine Spur von dänischen Sachzeugen hinterlassen, die gegenseitigen Kontakte belebt und als Katalysator nördlicher Impulse gewirkt, in deren Folge auch ihr Bruder Bolesław Chrobry († 1025) Krieger von jenseits des Meeres angeworben habe, die dann in den Kammergräbern ihre letzte Ruhe fanden. Sogar den Sitz der

Königin bestimmt der Forscher: Es sei die Inselburg von Ostrów Lednicki in Großpolen gewesen. Diese Verknüpfung historischer und archäologischer Quellen und Forschungen ist zweifellos anregend, aber nicht mehr als eine kaum verifizierbare Hypothese, zumal man schon über Świętosława/Gunhild nichts Sicheres weiß.

Leszek Gardeła geht in seinem voluminösen Aufsatz der Frage nach, ob es in den Seehandelsplätzen des 8.–10. Jh.s an der Ostseeküste oder in den Gräberfeldern des 10./11. Jh.s in Polen Bestattungen von Wikingern gibt. Die Antwort ist weitgehend negativ: Abgesehen von einzelnen Objekten bei den Emporien von Wollin, Elbing (*Truso*) und Zwilipp seien alle Gräber, die man aufgrund spezieller Merkmale – u. a. reiche Waffenausstattung, Holzkammern, ggf. Boote – bislang mit Wikingern oder Warägern verknüpft hat, als Niederlegungen slawischer Eliten zu deuten, die allenfalls nördliche Einflüsse aufgenommen hätten. Der Aufsatz umfasst eine katalogartige und gut bebilderte Zusammenstellung der einschlägigen Funde. Lebhaft argumentiert Vf. insbesondere gegen eine skandinavische Herkunft der Toten aus Warmhof und für deren Deutung als westslawische Eliten; allerdings legen neuere genetische und Isotopenuntersuchungen gerade für etliche der dort bestatteten Persönlichkeiten mittlerweile eine skandinavische Herkunft nahe. Im Übrigen überzeugt noch nicht die auch andernorts im Buch vertretene Meinung, die Kammergräber des 10.–12. Jh.s im nördlichen westslawischen Raum gänzlich von skandinavischen Traditionen abzukoppeln und nurmehr als überregionale Ausprägung elitären Bestattungsritus aufzufassen.

Marek F. Jagodziński, der Ausgräber *Trusos*, stellt die Nachweise skandinavischer Aktivitäten in der Stätte am Drausensee in den Mittelpunkt. Zuwanderer aus dem Norden ließen sich dort nicht nur nieder, sondern bildeten wohl auch eine Kaufmanns- und Handwerkerelite. Paweł Kucypera befasst sich schließlich mit skandinavischen Waffen in Polen, die sich verstärkt im Norden des Landes fanden, besonders in den prussischen Gebieten. Die im Vergleich mit den östlich benachbarten Regionen eher geringe Anzahl entsprechender Funde – Vf. kennt weniger als 100 Beispiele – führt zu der Annahme, dass die Kontakte nach Norden in Polen nicht allzu intensiv gewesen seien.

Insgesamt vereinigt der Band wichtige Beiträge zu dem spannenden Thema, das durch neue Detektor- und Grabfunde sowie naturwissenschaftliche Herkunftsbestimmungen beständig im Fokus bleibt. Die kritische Sicht auf die unmittelbare Verbindung einschlägiger archäologischer Funde mit skandinavischen Zuwanderern ist nachvollziehbar. Das gilt insbesondere für die späten Waffen- und Kammergräber des fortgeschrittenen 11. und 12. Jh.s in den traditionellen, gentil verfassten slawischen Gebieten an der nordwestlichen Peripherie des Piastenlandes, die schon aus chronologischen Gründen allenfalls noch ferne skandinavische Überlieferungen ausdrücken. Hinsichtlich der Gräber des 10. und frühen 11. Jh.s

im piastischen Kernraum, unter denen die spektakulären Neufunde von Bodzia in Kujawien besonders hervorzuheben sind, führen allerdings die scharfsinnigsten archäologisch-methodologischen Argumente für ihren lokalen Charakter nicht weiter, sofern naturwissenschaftliche Untersuchungen das Gegenteil beweisen oder zumindest nahelegen. Die wichtige Rolle der Skandinavier in den Seehandelsplätzen des 8.–10. Jh.s – ein kulturhistorisch ganz anderer Komplex – wird durch vielfältige Beobachtungen bestätigt. Insgesamt bietet der Band zwar keine ganz neutrale Übersicht zur Frage der Wikinger im frühmittelalterlichen Polen, bezieht vielmehr Stellung in einer kontroversen wissenschaftlichen Diskussion, tut dies aber in recht instruktiver Weise.

Felix Biermann

Fred Ruchhöft, *Arkona. Glaube, Macht und Krieg im Ostseeraum* (Schwerin 2018, Landesamt für Kultur und Denkmalpflege, 334 S., 405 Abb., 7 Taf., 10 Tab.). – Mit der umfangreichen Publikation legt Vf. eine erste Zusammenschau und Interpretation zu Funden und Befunden der archäologischen Untersuchungen von 2003–2017 auf dem Burgwall Arkona (Rügen) vor. Er verbindet sie dabei mit den älteren publizierten Grabungen der 1920er und 1970er Jahre sowie mit der nur ausschnittsweise zugänglichen Grabungsdokumentation der 1990er Jahre. Dabei kann sich der Autor des großen Interesses seitens der Wissenschaft und der Öffentlichkeit sicher sein, denn der Burgwall gehört zu den wenigen frühgeschichtlichen Befestigungen in Nordostdeutschland, die sich mit historischen Ereignissen verbinden lassen. Das sehr umfangreiche Buch richtet sich entsprechend ausdrücklich an einen breiten Leserkreis. Die Rez.in konzentriert sich im Folgenden auf Ruchhöfts Vorlage der archäologischen Funde und Befunde sowie einige methodische Aspekte.

Gegliedert ist das Buch in fünf Hauptteile, denen ein schlankes Resümee folgt. Abb., Pläne und Taf. rhythmisieren den ausführlich mit Fußnoten bereicherten Text. Zum Verständnis der drei anschließenden Kapitel, die archäologische Sachverhalte behandeln, sind im einleitenden Teil insbesondere die Rekonstruktion der erheblichen Flächenverluste des Bodendenkmals durch den Küstenabbruch und der Überblick zur Methodik der bisherigen Ausgrabungen wichtig.

Die Betrachtung der Grabungsergebnisse lässt Vf. mit der Besprechung der Funde beginnen und schließt jene der Befunde in zwei weiteren Kapiteln an. Diese Aufteilung erfordert fortwährend Vor- und Rückgriffe, die zu Redundanzen im Text führen und gleichzeitig die Behandlung von Fundkomplexen und Themen über das ganze Buch verstreut. Beispielsweise werden die kubooktaedrischen Nadeln auf S. 93 besprochen, deren kulturelle Deutung aber erst im Zusammenhang mit den Perlen auf S. 134 behandelt, was nur rückwirkend aufeinander referenziert wird. Verschärft wird dieses Problem

durch das Fehlen des üblichen Befundkatalogs oder von Fundlisten. Eine weitere Folge davon sind uneinheitliche Benennungen von Befunden in Text und Bild – etwa „Kaufmannsschatz“ im Text und „-depot“ im Plan auf S. 66, oder die in den Plänen nicht zu findenden Bezeichnungen Nord-, Süd- und Westsiedlung. Ferner kommt es dadurch zu kleinen Fehlern: unterschiedliche Inventarnummern für die Schwertspitze in Abb. 122.2 auf S. 97 und Abb. 174 auf S. 143, Brunnen 2/1995 als 1/1995 im Wallprofil Abb. 247 auf S. 187, oder auch abweichende Angaben zur Zahl der Pfeilspitzen im Befund VII (243 f.).

Der äußere Wall, die östlich daran anschließende Innenfläche sowie der inzwischen abgegangene zweite, innere Wall-Grabenzug können nicht eindeutig miteinander stratigrafisch verzahnt werden. Dendrodaten ohne Waldkante und Splintholz liegen für fünf Hölzer aus dem äußeren Wall – ohne genaue Schichtzuordnung – und zwei Balken aus einem Brunnen vor, der von späteren Wallphasen überlagert wird. Aus beiden Wällen wurde etwas keramisches Material gewonnen. Die 419 Münzen (127) stammen vielfach aus dem Pflughorizont und aus Kolluvien; alle älteren Münzen sind in jüngeren Kontexten gefunden worden. Aus dieser komplexen Ausgangslage heraus entwickelt Vf. drei zeitliche Horizonte: Der älteste umfasst den Bau des äußeren Walls (I) und erste Siedlungstätigkeit, auf die eine Anzahl lang-ovaler, am Verlauf der Befestigung orientierter Gruben zurückgeht. Weiterhin gab es einen Brunnen am inneren Wallfuß. Den zweiten Horizont bildet ein Ausbau des Walls mit Holzkastenkonstruktionen (Wall II) und innenseitiger Verstärkung, in deren Zuge der genannte Brunnen aufgelassen werden musste. Für den Wallausbau wurde Mergel verwendet, der sich als rund 5 cm starker Bodenhorizont auch in weiten Teilen der Innenfläche fand, in der sich bereits einige flach eingetiefte quadratische Häuser mit Öfen erhoben. Sie waren von bereits durch die Mergelschicht abgeteufte Siedlungsgruben umgeben. Die erwähnten lang-ovalen Gruben wurden in dieser zweiten Phase mehrheitlich weiter genutzt, hinzu trat ein neuer Brunnen. Zeitgleich mit der Phase II des äußeren Walls wurde ein zweiter, innen gelegener Wall errichtet, erneut unter umfangreichem Einsatz von Mergel. Er überlagerte geringe ältere Siedlungsreste. Auf seiner Innenseite schloss sich eine Besiedlung an, nachweisbar durch eine Schicht ohne Befundstruktur. Dieser gesamte Bereich ist inzwischen ins Meer gestürzt. Außen verlief ein Graben, aus dem der Mergel für den Bau der Wälle und für die flächige Planierung stammte.

Der äußere Wall (II) ist zumindest im Bereich des Tores im Norden der Anlage von einem Brand betroffen und anschließend erheblich verstärkt worden (Phase III). Der innere Wall mit seinem Graben wurde dagegen nach der Erbauung nicht weiter unterhalten. Nahe an seiner Außenseite ließ sich ein die Mergelschicht schneidender Pfostengrundriss nachweisen, der zu

einem Haus westlich-nördlichen Typs gehören soll. Seine Errichtung ging mit der Aufgabe der westlich anschließenden Wohnnutzung des Geländes mit den lang-ovalen Gruben einher. Eine weitere Grube innerhalb des Pfostengrundrisses durchstieß ebenfalls die Mergelschicht. Die Pfosten des als Halle bezeichneten Gebäudes wurden später gezogen.

Insgesamt datiert Vf. diese drei Horizonte in den Zeitraum von etwa 1000 (Bau Wall I, Brunnen) bis 1100 (Entfernen der Pfosten der Halle). Ein Bauholz mit einem Jahrringdatum nach 1141 sowie die schwer zu gliedernden oberen Schutt- und Sturzsichten im äußeren Wall deutet Vf. als Reste von vier oder fünf weiteren Bauphasen, zu denen dann jene Baubefunde (Torturm und Tempel) gehört haben, die Saxo schilderte. Funde des 12. Jh.s gibt es nur sehr vereinzelt. Ein bis zwei Nutzungsphasen sind dagegen vor die Phasen mit der Wallbefestigung zu setzen. Die älteste ergibt sich nur aus umgelagerter Keramik oder auch aus absichtsvoll erneut oder stark zeitversetzt niedergelegten Objekten (u. a. Waffen, Schildreste, Münzen) und weist in das 9. Jh. Die jüngere gehört dem späten 10. Jh. an und belegt eine schütterere Siedlungstätigkeit im Bereich der Fläche zwischen den Wällen und beim inneren Wall.

Die Datierung der herausgestellten Mergelschicht unterliegt der Prämisse, dass sich dieser Mergel eindeutig von jenem unterscheidet, der im ältesten nachweisbaren äußeren Wall (I) verbaut wurde, wo Mergel aufgrund der anderen Bauweise zwar nicht als massive Kastenfüllung auftrat, aber dafür u. a. als flächige Abdichtung. Für die Mergelschicht bleibt die Frage offen, warum sie in der Innenfläche aufgetragen wurde und also der Auftrag zeitlich mit dem Ausbau des äußeren (II) und der Errichtung des inneren Walles zusammenhängt, was Vf. voraussetzt (202).

Bedenkenswert ist weiterhin aus methodischer Sicht die Datierung der lang-ovalen Hausgruben – eine für viele slawische Siedlungen aller Zeitstufen bedeutsame Befundgattung, der man aufgrund ihrer sehr charakteristischen Züge (oft in Reihen angeordnet, meist mit wannenförmigem Profil und mit Siedlungsabfall verfüllt) auch eine einheitliche Funktion zuspricht. Die Funde weisen sie in Arkona in zwei Zeithorizonte, dennoch sollen sie mehr oder minder zeitgleich entstanden sein. Sie seien, so Vf., alle wiederkehrend geleert worden, nachdem sie sich mit verschiedenen Abfällen verfüllt hätten. Die Gruben mit der älteren Verfüllung seien dabei früher aufgelassen und entsprechend nicht mehr wie die anderen geleert worden, um anschließend zeitlich jüngeres Material aufzunehmen. Als Beleg weist Vf. auf das Fehlen größerer zusammengehöriger Fragmente von Gefäßen in den Gruben hin. Das sollte über Vergleiche mit anderen Fundplätzen geprüft und mittels ausführlicherer Abbildung der Keramik aus diesen Befunden dokumentiert werden, auch weil die Aufgabe einiger der Gruben ein wichtiger Baustein der Gesamtchronologie ist.

Hinsichtlich Ruchhöfts Bearbeitung des Fundmaterials soll exemplarisch auf die Perlen eingegangen werden (130–137). Hier ist zu bemerken, dass die nicht weiter begründete Kategorisierung des Fundmaterials in Lebensbereiche – für die Perlen „Handel und Verkehr“ – nicht ohne Probleme bleibt, denn zu den Perlen gehören auch wenige einfache Exemplare aus Kalkstein, Keramik und Ton, die wohl eher lokal bzw. im Nahbereich gefertigt wurden. Das führt zur Frage nach dem Grund für die Anwesenheit der übrigen Glas- und Halbedelsteinperlen: Sind die Perlen als Teil von Sets nach Arkona gelangt und hat dann die unterschiedliche Quantität der Typen und Farbvarianten auch etwas damit zu tun, wie viele Perlen eine Kette hatte (so haben fünf der elf Perlen vom Typ G050 eine übereinstimmende Inventarnummer [ALM 1998/1250, Abb. 167, S. 133] und kommen mutmaßlich aus einem Quadranten) oder sind einige von ihnen als einzelnes Schmuckelement an einer Nadel angebracht gewesen, wie es Vf. für friesische Nadeln vorschlägt? Aus den Mengenverteilungen der Typen Rückschlüsse zur Chronologie und auf Handelsnetzwerke abzuleiten, scheint auf dieser Grundlage schwierig zu sein. Das gilt umso mehr, wenn Perlen zu den Gegenständen gehörten, die im 11. Jh. absichtsvoll deponiert wurden, wie es Vf. aus ihrem Auftreten im Oberboden und in den Gruben um den Pfostenbau folgert (244). Die Perlen gelangten also sowohl intentionell als auch zufällig in den Boden. Die Quantitäten der Perlentypen spielen aber eine wichtige Rolle bei der Auswertung, was sich an der Beurteilung der Perlen vom Typ D ablesen lässt, von denen es mindestens 44 Belege gibt (mindestens 13 % aller gefundenen Perlen, 130). In Haithabu wird der Typ ins 9./10. Jh. datiert, wobei allerdings die dortigen Exemplare, wie Vf. zeigt, aufwendiger gearbeitet sind. In Arkona treten sie, wie auch andere dem 9. Jh. angehörende Funde, zusammen mit jungslawischer Keramik auf. Dennoch schließt Vf. für sie eine Verschleppung aus und datiert Typ D für Arkona in das 11. Jh. Ausschlaggebend ist für ihn die Zerbrechlichkeit dieser Hohlperlen, die eine lange Laufzeit ausschließen würde. Das Fehlen dieses Typs im phasenweise gleichzeitig anzusetzenden Parchim-Löddigsee begründet er mit der Einbindung in jeweils unterschiedliche Verkehrsnetzwerke, was sich am sehr viel höheren Anteil von Karneolperlen in Parchim-Löddigsee zeige. Hierzu ist zu bemerken, dass sich mindestens zwölf Exemplare des Typs (Abb. 164, S. 132) als sicher fragmentiert identifizieren lassen. Damit stellt sich die Frage, ob es sich nicht gerade doch um Stücke handelt, die, wie Vf. es für die frühen Dirhams vermutet, aus älteren, eine Zeit lang dem Umlauf entzogenen Deponierungen stammen, oder eben aus den älteren Nutzungsphasen, aus denen auch die wenigen Feldberger Randscherben stammen müssten. Argumentativ ist die unterschiedliche prozentuale Verteilung auf den beiden Fundplätzen zudem kein unabhängiges Argument – würde Typ D ins 9./10. Jh. gesetzt, stiege damit der Anteil der Karneol- und Bergkristallperlen

unter den jungslawischen Objekten an und wäre dann bereits näher an dem von Parchim-Löddigsee.

Nimmt Ruchhöft bei den Perlen einen längeren Hiatus im Fundmaterial an, arbeitet er diesen zuvor schon bei den Keramikfunden heraus. Dabei ist wesentlich die Spätdatierung der von ihm nachvollziehbar herausgestellten älteren Fresendorfer im Unterschied zu der jüngeren gurtfurchenverzierten Fresendorfer Ware, die am Fundplatz zuvor u. a. mit dem Bobziner Typ verwechselt wurde. Zwar tritt die ältere Ware nach Vf. auf Rügen in mittelslawischer Zeit gewissermaßen an jene Stelle, die sonst der Menkendorfer Typ im 10. Jh. besetzt, doch spricht er die insgesamt nur wenigen Scherben auf Arkona als dem Feldberger Typ ähnlich an. Entsprechend rücken damit die Funde von der älteren Fresendorfer Ware zu den umgelagerten Altstücken. Damit erweitert ihr Auftreten in den lang-ovalen Gruben 40 und 44 auch nicht den zeitlichen Horizont der den Wall begleitenden Gruben („Hausgrubengürtel“, Abb. 326, S. 248).

Das Ende der jüngeren Fresendorfer Ware ist nicht genau zu bestimmen. Für Ruchhöft ergibt sich aber das Bild eines sehr einheitlichen keramischen Materials für die gesamte gurtfurchenverzierte Ware, sodass Befundkomplexe, die spätslawische, aber keine jüngere Fresendorfer Ware enthalten, von ihm nicht abgesetzt werden. Insgesamt datiert er das jüngere keramische Fundmaterial in eine „recht begrenzte Zeitspanne im 11. Jahrhundert“ (77).

Hinzuweisen ist darauf, dass die enge zeitliche Datierung an weiteren Punkten, aber ohne wechselseitige Referenz erfolgt. So schließt Vf. die Wallbauphasen ebenfalls eng aneinander, und zwar aufgrund der raschen Vergänglichkeit der Holzkonstruktionen, was er in einer früheren Publikation, auf Dendrodaten gestützt, näher erörtert hat. Der Pfostenbau soll aus demselben Grund bald wieder aufgelassen worden sein, da die Pfosten noch herausgebrochen werden konnten (225). Mit dieser Datierung rücken alle Befunde und die Masse der Funde vor das 12. Jh. – und damit vor die schriftliche Überlieferung bei Saxo. Der Nachteil ist, dass die Beschreibungen so nicht seitens der Archäologie herausgefordert werden können. Das wäre jedoch wünschenswert, um Ruchhöfts Herangehensweise zu untermauern, mit ihnen u. a. die Datierung der Wallbauphase II abzusichern: Die Brandspuren im Bohlenweg des Tores seien nicht mit der Beschreibung Saxos von schützend aufgehäuften Soden in Übereinstimmung zu bringen (199).

Dieses Detail wird hier hervorgehoben, weil so die zentrale Grundüberzeugung Ruchhöfts sichtbar wird, dass die Schriften zeitgenössischer Autoren bei aller Voreingenommenheit vieles sehr genau berichten. Natürlich können, wie es Vf. ausführlich für die Frage der Menschenopfer darlegt, Motivationen und Zusammenhänge von Handlungen verzerrt oder übersehen worden sein. Entsprechend seien – trotz aller literarischen Kunstgriffe – Saxos Beschreibungen

gen des Tempels von Arkona (im Gegensatz zu denen der dort stattfindenden Handlungen) belastbar, auch weil Saxo zumindest die Bauten nicht so fremd waren, wie Vf. es über die Betrachtung skandinavischer Hallen und Kirchen ableiten möchte. Aus dieser Sicherheit heraus entwickelt der als Historiker profilierte Autor seine Durchsicht historischer und archäologischer Hinweise auf rituelle und religiöse Handlungen und Plätze bei den Slawen sowie im angrenzenden skandinavischen Raum. Er lehnt dabei eine ganze Anzahl älterer Thesen und Überlegungen ab, was als allgemeiner Fortschritt zu betrachten ist, und bringt etliche weniger bekannte wie auch neue Überlegungen ein, die zur weiteren Beschäftigung aufrufen.

Wie schwierig es ist, sich hier seiner eigenen Vorannahmen gewahr zu werden, zeigt sich an der bedachtsamen, die Forschung durchaus entlastenden Diskussion zum Vorkommen von menschlichen Schädeln auf Arkona, die Vf. von Menschenopfern absetzt und als Trophäen und Schaustücke kriegerischer Erfolge interpretiert. Darin kann die Rez.in ihm folgen, fragt sich aber zugleich, worauf sich die Annahme begründet, dass diese beiden Akte wesensverschieden waren, es also eine profane und eine sakrale Sphäre gab, oder sich eher Aspekte einer Gesamtsphäre in bestimmten Handlungen, Orten und Gegenständen polarisierten. Auch ist der Hinweis auf welt- oder auch europaweit verbreitete Phänomene möglicherweise eher Indiz für einen gleichmäßigen Betrachtungspunkt und ein übereinstimmendes Vokabular zu ihrer Beschreibung als eine Erklärung für das, worum es den Menschen ging. Hier erstreckt sich also noch ein überaus interessantes Forschungsfeld für die Archäologie und Geschichtswissenschaft, das den Austausch mit Religionswissenschaften und Kunstgeschichte erfordert. Die vorliegende Publikation gibt einen profunden Anstoß, sich nun dieser vielen Thesen, Ergebnisse und daran anschließenden Fragen anzunehmen – „mit der als Übersicht gedachten Vorlage des Materials ist das Fundament dafür geschaffen“ (14). *Anne Klammt*

Mittelalterliche Zisterzienserinnenklöster im südwestlichen Ostseeraum. Materielles Gut zwischen Alltag und Spiritualität, hg. von Felix Biermann, Katrin Frey und Gudrun Gleba (Arbeitsberichte zur Bodendenkmalpflege in Brandenburg 35, Wünsdorf 2020). – Hgg. stellen in ihrer Einleitung das Zustandekommen dieses Sammelbandes zur Kultur der Nonnenklöster vor. Die Beiträge basieren auf Vorträgen von Vertretern unterschiedlicher Fachbereiche, die anlässlich der Tagung „Mittelalterliche Zisterzienserinnenklöster im südwestlichen Ostseeraum – materielles Gut zwischen Alltag und Spiritualität“ im Dominikanerkloster/Kulturzentrum und Museum in Prenzlau vom 25.–28. September 2019 gehalten wurden und sich der Thematik aus unterschiedlichen Perspektiven näherten. Die Tagung war Teil des Projektes „Das verschwundene Zisterzienserinnenkloster Seehausen in der

Uckermark. Materielles Gut als Ausdruck weiblichen spirituellen Lebens und täglichen Handelns im Mittelalter“, in dessen Rahmen der überreiche und vielgestaltige archäologische Fund- und Befundniederschlag der Zisterze Marienwerder umfassend und unter Einbeziehung möglichst vieler Fachbereiche bearbeitet wird.

In einem kurzen Überblick stellt Gudrun Gleba die wenigen bekannten Daten zur Geschichte des Klosters Marienwerder bei Seehausen vor. Die Zisterze liegt in einem Gebiet der Uckermark, das sich durch eine ungewöhnliche Konzentration von Nonnenklöstern auszeichnet. Deren Entstehung steht am Ende der herrschaftlichen Landeserschließung. Auch wenn der Gründer nicht überliefert ist, besteht fraglos eine besondere Bindung dieser Anlagen zum niederen Adel der Region. Nach Auskunft der wenigen erhaltenen Urkunden unterschied sich das Kloster Seehausen in der Ausstattung mit Ländereien nicht von vergleichbaren Anlagen. Einmalig jedoch ist es durch die Auffindung der etwa 25.000 archäologischen Objekte aus dem Bereich Alltagskultur. Durch die Wiederentdeckung seiner Materialität, die vor allem vom „zweiten Alltag“, dem alltäglichen Leben der Konventualinnen berichtet, zeichnet sich das Kloster Seehausen vor allen anderen Frauenklöstern aus. Die archäologischen Untersuchungen am Standort des Nonnenklosters Seehausen und deren Ergebnisse werden vom Ausgräber Felix Biermann vorgestellt. Auf Grundlage geophysikalischer Erkundungen gelang es ihm, mit wenigen gezielt angelegten Suchschnitten einen Gesamteindruck der sich auf 60 x 62 m erstreckenden Zisterze auf der Halbinsel am Oberuckersee zu gewinnen. Von der einstigen Lage der Gebäude zeugen allein ausgebeutete Fundamentgräben. Der überwiegend bereits in den 1980er Jahren im Uferbereich geborgene riesige Fundkomplex wird mit einer in diesem Bereich über Jahrhunderte genutzten Abortanlage sowie abgelagertem Schutt infolge des verheerenden Klosterbrandes von 1445 in Verbindung gebracht. Freigelegte Bestattungen nahe der Kirche und im Innenhof stammen von Laien und den Klosterinsassinnen. Mehrere Gräber des beginnenden 13. Jh.s mit spätslawischen Beigaben gehören wahrscheinlich der Frühzeit des Klosters in pommerscher Zeit an, der jedoch bislang keine Baureste zugewiesen werden konnten. Inwiefern die Gründung auf Initiative der pommerschen Herzöge erfolgte, ist ungewiss. Auf Grundlage der archäologischen Beobachtungen und des Vergleichs mit anderen uckermärkischen Zisterzienserinnenklöstern gelingt es Dirk Schumann überzeugend, die seit Jahrhunderten verschwundene Klosteranlage bei Seehausen mit geschlossener Klausur und im Norden angrenzender Saalkirche zu rekonstruieren. Die Gebäude wurden, beginnend mit der Feldsteinkirche Mitte des 13. Jh.s, nacheinander bis ins beginnende 14. Jh. errichtet, zunächst in Mischmauerwerk, und der Westflügel zuletzt in Backstein. Der nach Westen verschobene Ostflügel der Klausur, über den der

Zugang zur Nonnenempore erfolgte, bildete das Hauptgebäude. Die wenigen geborgenen Beispiele von Backsteinierrat datieren in die Zeit um 1300 und lassen Beziehungen zur sogenannten Choriner Bauschule erkennen. Solch Bauschmuck lässt sich an verschiedenen Kirchen in Prenzlau und einigen Klöstern der Region beobachten. Katrin Frey bietet einen summarischen Überblick zu dem in Zusammensetzung und Reichhaltigkeit einmaligen Fundkomplex des Nonnenkonvents. Sie gliedert die materiellen Hinterlassenschaften in Themenbereiche wie Tischkultur, textile Handarbeit und persönliche Frömmigkeit und kann somit Einblick in den Ablauf des klösterlichen Alltags der Konventualinnen geben. Überraschend deutlich und abweichend vom propagierten asketischen Ideal des Klosterlebens zeigen die Funde, dass es offenbar persönlichen Besitz wie z. B. an gekennzeichneten Trinkgefäßen und repräsentativen Messern gab. Das gilt auch für das Messinggeschirr zur Pflege der persönlichen Hygiene, was auf einen individuellen Rückzugsbereich hindeutet. Schwierig ins klösterliche Leben einzuordnen sind zahlreiche als Spielzeug anzusprechende Objekte, darunter über 1.500 Murmeln.

Für die Keramikforschung der Region ist der Aufsatz von Felix Biermann und Thorsten Schifer zu Ergebnissen der Neutronenaktivierungsanalyse von 70 ausgewählten Steinzeugproben ein wichtiger Beitrag. Die importierten Gefäße aus Steinzeug und Faststeinzeug, die fast ein Viertel der geborgenen Keramik umfassen, stammen überraschender Weise zu 44 % aus Siegburg, dem am weitesten entfernt gelegenen Töpferzentrum. Mit deutlichem Abstand folgen das südliche Niedersachsen, Waldenburg in Sachsen und mit lediglich einem Fünftel Bad Schmiedeberg. Der hohe Anteil an Steinzeuggeschirr ist Ausdruck des wirtschaftlichen Wohlstands der Abtei wie auch ein Spiegel des persönlichen Anspruchs der Nonnen. Gudrun Gleba beschäftigt sich im Rahmen ihrer Materialitätsforschungen mit den Aussagemöglichkeiten archäologischer Funde im Hinblick auf die klösterliche Lebenswelt der Nonnen. Sie untersucht das Narrativ bestimmter Funde hinsichtlich des sozialen Selbstverständnisses, der spirituell bestimmten Rolle und klösterlichen Arbeit der Nonnen. In einem Überblick zu den Architekturmerkmalen der im Verhältnis zu Mönchsklöstern meist bescheideneren Nonnenklöster verweist Christofer Herrmann auf eine Besonderheit, die – als Folge der strengeren Klausur – im Westteil der Kirchen errichteten Nonnenemporen. Drei Viertel der Klosteranlagen weisen einen regelmäßigen Grundriss auf, die Kirche ist meist einschiffig. Seehausen entspricht somit dem Standardtypus eines Frauenkonvents. Daneben können die Klöster aber auch einen unregelmäßigen Grundriss aufweisen und sich an bereits bestehende Pfarrkirchen anlehnen.

In Hinblick auf Frömmigkeitspraxis und Ausstattung der neun Zisterzienserinnenklöster nördlich der Elbe in Schleswig-Holstein und der Umgebung

Hamburgs geht Katja Hillebrand u. a. auf archäologische Beobachtungen im 1534 zerstörten Nonnenkloster Reinbek bei Hamburg ein. Das Refektorium der mehrflügeligen Anlage mit Kirche im Norden befand sich, wie eine Heizanlage auswies, ähnlich wie in Seehausen im Südflügel. Das im Obergeschoss des Ostflügels befindliche Dormitorium wies wohl schon im 14. Jh. Einzelzellen auf, was einem allgemein feststellbaren Trend zu individuellem spirituellem Erleben und persönlichem Komfort entspricht, was auch in den Seehausener Funden zum Ausdruck kommt. In seinem Überblick über Frauenklöster in Dänemark stellt Hans Krongaard Kristensen fest, dass diese lediglich ein Fünftel der dänischen Klöster einnehmen. Die Mehrzahl ist den Benediktinerinnen zuzuordnen. Häufig wurden sie bereits existierenden Pfarrkirchen angeschlossen und besitzen keine geschlossene Anlage. Der Westflügel bildete gewöhnlich das Hauptgebäude, da sich über diesen der direkte Zugang zur Nonnenempore im Westteil der Kirche am leichtesten bewerkstelligen ließ. Ausgrabungen im Bereich der Klöster Randers und Ring auf Jütland erbrachten für Seehausen vergleichbares, auf Textilarbeiten hinweisendes Fundmaterial. Die ältesten Klausurgebäude bestanden, wie auch für Seehausen vermutet, mitunter aus Holz.

Christina Lutter leitet mit einem methodisch-konzeptionellen Aufsatz das Kapitel zur materiellen Kultur in Frauenklöstern ein. Gemäß dem Titel ihres Beitrages diskutiert sie methodische Zugänge zur materiellen Kultur unter Berücksichtigung von „Geschlechterverhältnissen, Person-Objekt-Beziehungen und sozialen Konfigurationen“ geistlicher Gemeinschaften. Das Tagungsthema – die Erforschung der materiellen Kultur in Frauenklöstern – wird anhand von Beispielen österreichischer Zisterzen in einen breiten Zusammenhang gestellt. Anhand der Sakraltopografie von Wien und Umgebung richtet die Vf.in ihren Fokus auf die „Repräsentation der geistlichen und der sozialen Welt, spirituelle Vorstellungen und Praktiken einschließlich sozialer Netzwerke“ und hebt den reichen, aber sehr heterogenen Quellenbestand hervor. Auch wenn der Artikel von Jörg Richter zu den Funden aus dem Nonnenchor des Klosters Wienhausen mit „ein Zwischenbericht“ betitelt ist, so begeistern doch die zahlreichen Funde aus dem Fußboden und den Hohlräumen des Chorgestühls, die sowohl älteren als auch jüngeren Untersuchungen entstammen. Zu den als Verlustfunde anzusprechenden Objekten gehören neben Druckgrafiken, Papierreliefs, Briefen und Gebetszetteln auch solche Objekte des Klosteralltags wie Brillen, Schreibgriffel, Rosenkränze, Kerzen, Messer, Löffel u. a. m. Einige Teile des Fundkomplexes sind bearbeitet, mit Recht wird der Forschungsstand trotzdem als „unausgewogen“ bezeichnet. Dem wird nun mit einer digitalen Neubearbeitung und Neubewertung begegnet, die noch anhält. Mit interdisziplinärem Ansatz verfolgt Tanja Kohwagner-Nikolai die Frage nach den Voraus-

setzungen klösterlicher Textilherstellung. Dabei bezieht sie, wohlwissend, dass aussagefähige Schriftzeugnisse sehr selten anzutreffen sind, erhaltene Textilien und archäologische Funde mit ein. Während die Schriftquellen Licht auf männliche und weibliche Produzenten werfen, lassen die Textilien wie Altartücher, Teppiche und Gewänder selbst Rückschlüsse auf die Vorbildung der Hersteller, insbesondere der Nonnen, und auf das eingesetzte Material zu. Im Hinblick auf die Werkzeuge betont Vf. die Universalität des Einsatzes sowohl im profanen wie auch im klösterlichen Bereich. Vergleichbar den in Wienhausen gefundenen Relikten stellt Anette Löffler mittelalterliche Handschriftenfragmente aus dem Nonnenchor des Klarissenkonvents Ribnitz (Mecklenburg) vor. Mit dem als „Nonnenstaub“ bezeichneten Material sind erstmals Texte aus dem Konvent und darüber hinaus dem privaten Gebrauch der Nonnen nachweisbar. Anhand weniger Beispiele von nicht wieder geborgenen mittelalterlichen Metallobjekten diskutiert Christoph Keller als Grund hierfür ein magisches Ritual, welches eine Wiederverwendung der wertvollen Gebrauchsgüter ausschloss. Insbesondere für die hier mit aufgeführten reichen Seehausener Funde dürfte dieser geistesgeschichtliche Aspekt jedoch kaum zutreffend sein.

Im Kulturhistorischen Museum Prenzlau werden Musikhandschriften aus dem 13. Jh. aufbewahrt. Dieses Brevier für den klösterlichen Gebrauch mit Gesängen und Lektionstexten ist Gegenstand der Untersuchung von Ellen Hünigen. Sie kann die Entstehung dieser Handschrift am ehesten in einem der drei Prenzlauer Klöster verorten. Vergleichshandschriften ermöglichen der Autorin die Rekonstruktion fehlender Stellen im Prenzlauer Brevier.

Im letzten Teil des Tagungsbandes wird der Bogen zu den Frauenklöstern im südwestlichen Ostseeraum und ihrer Rolle im Hinblick auf Verbindungen zu Landesherrschaft, Adel und Bürgerschaft gespannt. Oliver Auge beschreibt die Vernetzungen weltlicher Herrschaft mit den Klöstern infolge der Integration weiblicher Angehöriger adliger und nichtadliger Gruppen. Die Klöster fungierten nicht nur als „Versorgungsanstalten“, sondern auch als Wirtschaftsbetriebe mit politischem Einfluss. Clemens Bergstedt gibt einen kurzen Überblick über Klostergründungen der Zisterzienser im nordostdeutschen Raum im Hinblick auf Gründungszeit und Ordenszugehörigkeit. An einigen Beispielen diskutiert Vf. die religiös-kultischen, wirtschaftlichen, sozialen und territorialpolitischen Funktionen der Klöster. Der den Band abschließende Aufsatz von Sascha Bütow widmet sich einem besonderen Bereich der Klosterwirtschaft. Er richtet seine Perspektive auf Zisterzienserinnengemeinschaften im Zusammenhang mit der umfassenden Nutzung von Gewässern – den Mühlenbetrieb, den Warenverkehr und den Fischfang betreffend. Anhand der Klöster in Zehdenick und Altfriedland verweist Vf. auf die aktive Rolle der Frauenzisterzen bei der Durchsetzung

der ihnen zugestandenene Rechte an Gewässern, ihre Interaktion mit Städten, ansässigem Adel und Landesherren.

In der inhaltlich komplexen Herangehensweise an das Thema Frauenklöster, deren materiellen Niederschlag in Funden des alltäglichen Lebens und in der Architektur, geht dieser ungewöhnlich schnell vorgelegte Band neue Wege und setzt für künftige Forschungen Maßstäbe. Nicht zuletzt trägt die reiche, zugleich informative Bebilderung zusätzlich zur Attraktivität dieses Klosterbandes bei. Ihm seien zahlreiche interessierte Leser gewünscht.

Eberhard Kirsch, Kerstin Kirsch

Dietrich Schumacher, *Slawen und Wikinger in Vorpommern. Wo das sagenhafte Vineta, die Seefestung Jomsburg, die Tempelburgen Swante Wustrow und Rethra sowie die Hafenstadt Stralow wirklich lagen!* (Grevesmühlen 2020, NWM-Verlag, 168 S., Ill., Ktn.). – Da ist es – das nächste bahnbrechende Werk über die sagenhaften und rätselhaften Orte Pommerns, wieder einmal werden sie gefunden, wider jeden Zweifel natürlich. Es ist nicht das erste – wir erinnern uns an die abstruse, in den Medien reichlich transportierte Vineta-Barth-Geschichte von Klaus Goldmann und Günter Wermusch, von der sich die Stadt Barth bis heute nicht so recht distanzieren will – und wird nicht das letzte sein. Dieses Mal geht es nicht nur um einen dieser Orte, sondern um alle! Ein Seiteneinsteiger will sie zweifelsfrei identifiziert haben, mit einem Mittel, das allen modernen Forschungsmethoden wie Geophysik oder Laserscan überlegen sein will. Die einfache Gerätschaft ist als „Wünschelrute“ bekannt (165–167). Wasser- und Stromleitungen kann man damit tatsächlich finden, aber historische Denkmäler? Immerhin scheint die Methode inzwischen so weit entwickelt zu sein, dass man mit den beiden Drähten nicht nur Wälle und Gräben orten kann, sondern sogleich Datierung und Deutung mitgeliefert bekommt. Aber der Reihe nach ...

Schon in der Einleitung liest man von der richtungsweisenden methodischen Erkenntnis, dass die Autoren der Vergangenheit die Thesen der modernen Forschung widerlegt hätten (7). „Probleme komplex zu bearbeiten“ (ebd.), bedeutet bekanntlich einen großen Aufwand und erfordert fachfremde Hilfe. Auf diese, wie auch auf die Nutzung der für seine Themen relevanten maßgeblichen Literatur der Gegenwart, konnte der Vf. getrost verzichten, bis auf die der Wünschelruten-Spezialisten. Die Alten hatten ohnehin Recht und das übrige lässt sich auch mit einfachen Mitteln erschließen.

Die Küstenentwicklung der Ostsee als Grundlage aller Argumentation wird vor allem anhand des historischen Kartenmaterials rekonstruiert (9–17). Die umfangreiche Literatur der letzten Jahre zum Thema wird gar nicht erst zu Rate gezogen, die Berichte der mittelalterlichen Chronisten passen bereits in das so gezeichnete Bild. Vor diesem Hintergrund müssen sich die

Forschenden fragen, wozu die heute eigentlich übliche und noch dazu aufwändige Quellenkritik sinnvoll sein könnte. Die spekulativen Angaben der frühneuzeitlichen Historiker behandelt man ebenso wie die mittelalterlichen Chronisten, gibt der berüchtigten Schrift von Adam Gerschow, eigentlich ein Werk des berüchtigten Geschichtsfälschers Gottlieb Samuel Pristaff († 1736), den gleichen Stellenwert und erreicht damit sensationelle Ergebnisse. Überflüssig wird die Kenntnis jüngerer Literatur. Wer heute über Rethra arbeitet, kommt an der 2005 publizierten und ein Jahr später erneut aufgelegten Arbeit von Rainer Szczesiak eigentlich nicht vorbei, aber so spart man sich die mühsame Diskussion, den Ort doch irgendwo im westlichen Mecklenburg suchen zu müssen (111–117). Meine Arbeit über die Anfänge von Stralsund und die Insel Svölder war Vf. zwar bekannt, spielte aber in den Ausführungen darüber keine Rolle (127–163). Warum auch die überflüssigen neuen Thesen, wenn sie den eigenen entgegenstehen.

Die Ignoranz gegenüber neuen Forschungen spart nicht nur Arbeit, sondern auch den Fall der eigenen Thesen. Leicht würde man erkennen, dass einige der beanspruchten Orte weder damals noch heute sicher vor Sturmfluten waren und die vorgelagerten Gewässer für die Seefahrt kaum geeignet waren. Und damit fiel auch eines der wichtigen Fundamente des Schumacher'schen Kartenhauses. Auch gegen die Lage Vinetas bei Barth braucht es nur eine kurze Feststellung: Die Odermündung bei Barth gibt es seit 15.000 Jahren nicht mehr! Ein ganzes Buch kann mit einem Satz widerlegt werden! Für die Autoren schwer zu ertragen. Auch beim Vf. findet man die Wasserverbindung zwischen Recknitz und Trebel, obwohl die topografischen Ktn. auf dem kurzen Stück einen Höhenunterschied von 3,5 m verzeichnen! Aufgezählt werden massenhaft über Wasserscheiden hinweg führende Wasserwege, die selbst vor 1.000 Jahren unter ähnlichen klimatischen Bedingungen nicht mehr Wasser führten als heute und damit allenfalls für Einbäume nutzbar waren, sofern Biberdämme und Baumwürfe nicht doch den Landweg praktikabler erscheinen lassen – und die Gräben nicht überhaupt erst während der Regulierungswut des 18. Jh.s entstanden. Immerhin, wenn sich der Wasserstand der Ostsee vor 1.000 Jahren 1,25 m unter dem heutigen befunden haben soll (77), hätten seine Jomsburg und sein Vineta, nach Meinung des Vf.s bei Freest zu finden, auf dem Trockenen gelegen. Zwar bezieht sich Vf. mehrfach auf die flachgängigen slawischen Boote von Ralswiek auf Rügen, übersieht aber an dieser Stelle, dass die Wikinger durchaus größere Boote bauen konnten (51), und auch diese wollten ihr Ziel erreichen. Nach dem aktuellen Wissen der Küstenforschung lag der Wasserspiegel der Ostsee vor 1.000 Jahren nur wenig unter dem heutigen (Lampe 2003), die Rekonstruktion des Küstenverlaufes ist wegen der vielschichtigen Dynamik immer Kaffeesatzlesen. Die Zieseniederung als Meeresarm darzustellen (55), entbehrt jeglicher wissenschaftlichen Grundlage, es sei denn, man sieht die Wünschelrutenfor-

schung als eine solche an. Zwischen Gustebin und Kemnitz jedenfalls liegt der Scheitel zwischen der nach Osten fließenden Ziese und dem zum Greifswalder Bodden entwässernden Ziese bei 4,6 m NN (Topografische Ktn. 10:000, Ausgabe 1980). So viel Wachstum schafft das aktivste Moor nicht und geotektonische Vorgänge dieses Ausmaßes sind ebenso kaum zu erwarten ...

Eine andere Grundlagenarbeit sind die Burgen (19–42). Allein für Rügen nennt Schumacher zehn Tempelburgen und 29 weitere Wälle und noch drei vermutete Anlagen (20–29). Damit erbrachte die Arbeit mit den Wümschelruten ein Mehrfaches der bisher als gesichert angesehenen Anlagen. Immerhin erreicht die Gesamtzahl der Burgen auf der Insel so eine Dichte, die die des mittleren Rheintals – aus dem späten Mittelalter – bei weitem übertrifft. Das wäre welterbeverdächtig! Dass alle zudem etwa zur selben Zeit existierten, muss eine Erkenntnis der Wümschelrutenforschung sein. Die Archäologie sieht das etwas anders, zumindest, was die bekannten Anlagen angeht.

Es mutet allerdings erstaunlich an, dass die mit den Wümschelruten gefundenen Burgen in der Topografie völlig von den bekannten abweichen und durchweg keine oder kaum aussagekräftige Funde vorliegen, was für slawenzeitliche Burgen ohnehin ungewöhnlich und im Hinblick auf das bodendenkmalpflegerisch hervorragend erschlossene Rügen zumindest merkwürdig scheint, freilich nicht unmöglich ist. Hier sollten die Wümschelrutengänger noch etwas an ihren Fähigkeiten arbeiten! Immerhin entdeckt Schumacher mit den kleinen Metallstäben eine Befestigung der skandinavischen Handelssiedlung bei Menzlin an der Peene (35 f.). Glückwunsch! Das haben zahlreiche Forscher in mehr als fünf Jahrzehnten intensiver Untersuchungen nicht geschafft. Offenbar kamen nicht die richtigen Methoden zur Anwendung. Allerdings liegt nun der Ball bei den glücklosen Archäologen, das nun auch zu bestätigen.

Man könnte die Reihe der haltlosen und unbewiesenen Spekulationen nahezu endlos fortsetzen. Schließlich hat das Buch noch mehr als 130 weitere Seiten ... Insgesamt ist die Schrift ohne historisches Vorwissen nicht immer verständlich, insgesamt schwer lesbar, strotzt von inhaltlichen Redundanzen und ist auch redaktionell und satztechnisch nur oberflächlich bearbeitet. Alles in allem ist es ein lehrreiches Beispiel, wie ein Buch über historische Fakten und Orte nicht aussehen sollte. Wer nicht nach solchem Wissen strebt, sollte sein Geld in andere Literatur investieren.

So bleibt nur mir noch ein ernstes Nachwort: Es muss beunruhigen, dass es noch immer Verlage gibt, die solchen Autoren ein Podium geben, umso mehr, als dass viele Hobbyhistoriker mit ihren durchaus seriösen und häufig auch wertvollen Arbeiten wirklich wichtige Forschungsbeiträge leisten und durch derartige Beiträge unverdient in Misskredit geraten. Hier ist eindrücklich an die Verantwortung der Herausgeber und Verlage zu appellieren; zu oft empfinden fragwürdige Autoren die Drucklegung ihrer kruden Theorien als

wissenschaftliche Reputation. Leider kennt das die professionelle Wissenschaft zu gut und antwortet mit Missachtung; den unbedarften Laien fallen diese Werke oft zuerst in die Hand und werden mit ihnen allein gelassen. Das wiederum sollten die Profis ernst nehmen. Und es bleibt zu befürchten, dass dies nicht das letzte derartige Buch sein wird. *Fred Ruchhöft*

Schiffahrt und Schiffbau

Bearbeitet von *Maik-Jens Springmann*

Wenn auch maritime Geschichtsschreibung mit Sicherheit nicht zu den Zugpferden zählt, wenn es um gegenwärtige Trends in der allgemeinen Geschichtsrezeption geht, so gibt es sie doch. Piraterie als einem solchen sind wir verstärkt in den vorhergehenden Ausgaben der Umschau nachgegangen. Auch diese kommt nicht ganz ohne Freibeuterei aus. Sie ist seit ungefähr einer Dekade eines der bestimmenden Themen. Einen weiteren, relativ neuen Trend wollen wir hier nun mit der Aufarbeitung des Schiffbruches in der Geschichtsschreibung, aber vorrangig im literarischen Konnex, festmachen. Dieser scheint als Thema sogar derart dem Zeitgeist zu entsprechen, dass in Berlin ein entsprechend großzügig anberaumtes ERC-Projekt diesen Brüchen nachgeht, die als besondere Metapher auch für gesellschaftliche Verwerfungen stehen. In ihrem Tagungsband *Seenöte, Schiffbrüche, Feindliche Wasserwelten. Maritime Schreibweisen der Gefährdung und des Untergangs*, einer bereits 2015 durchgeführten Veranstaltung, folgen auch Hans Richard Brittnacher und Achim Küpper als Hgg. (Göttingen 2018, Wallstein Verlag, 515 S., 42 Abb.) diesem Trend. Sie erkennen schon in der Einleitung, dass die Unterscheidung der Bedeutung von See- und Landnahme nicht so einfach zu treffen ist, schon allein aus der Tatsache heraus, dass nur der geringere Teil unserer Welt ohne Wasserfahrzeug befahrbar ist.

Schon in der Einleitung wird deutlich, wohin die konzeptionelle Seereise geht: mit oder ohne Schiff. Zwar als Nichtschwimmer geboren, geht der Mensch doch nicht nur in seiner „erdischen“ Umwelt auf, sondern kann seinen Lebensschwerpunkt auch bewusst aufs Wasser verlegen. Immerhin ist nur $\frac{1}{4}$ unserer Erde wirklich als solche erkennbar, der Rest ist von Wasserfläche bedeckt. Das Befahren des Wassers ist für alle küstennahen Kulturen also eine wirkliche Alternative, um das Überleben zu sichern – brachte aber zwangsläufig auch den Schiffbruch mit sich. Im Sinne Schmitts, eines Staatsrechtlers, ist diese Entscheidung hin zum fluvialen – d. h. auch Schiffbruch zu erleiden – an rein historisch-politische Parameter im geopolitischen Sinne gebunden, welche die Eroberung des Meeres anfänglich maritimer Kulturen orientalischer Provenienz, dann der thalassischen Kulturen der Binnenmeere und späterhin

der ozeanischen prägte. Diese Tradition führt uns im Studium des Bandes in das Atlantic Century (Kenneth Weisbrode) des 20. Jh.s und dann aktuell das Pacific Century (Hillary Clinton) der modernen Betrachtung ein. In diesem Buch wird also die ganze zeitliche Bandbreite abgedeckt, wenn wir einmal neolithische Versuche hier ausklammern wollen, die nur cursorisch eine Rolle spielen. Die Hgg. erkennen über diesen geopolitischen Rahmen hinaus, spannend und horizontweiternd ausgeführt, weitaus mehr: In selbstkritischer Reflexivität werden wir durch Schrift- und Bildgut quasi zu „Zuschauern des Schiffbruches“, einer Sichtweise, der Blumenberg (10) folgt, welcher als Antipode Schmitts gilt, da er dessen Thesen auch im direkten Kontakt über einen langjährigen Briefwechsel konterkarierte und erweiterte. Oft, so bspw. Victoria von Fleming in ihrem Beitrag *Alles oder nichts – Metaphern, Zuschauer und bedeutungsoffene Bilder von Seenot und Schiffbruch aus dem 17. Jahrhundert* (391–413), aber auch in dem ihr folgenden Aufsatz von Thomas Koebner *Der Schiffsuntergang als Kinoparabel* (415–426) stellen die Beitragenden auf diese weitgefaste Zuschauerbetrachtung Blumenbergs aus den 70er Jahren des 20. Jh.s ab. Allgemein geben Blumenbergs Thesen eine Art allgemeines Leitbild der unterschiedlichen Betrachtungen im Band ab.

Natürlich kann man vorweg konstatieren, dass wir fast ausnahmslos diese Zuschauerposition des Schiffbruches einnehmen. Dafür also brauchen wir den Band nicht! Wir müssen nur einen geringen Teil der Medien konsumieren, um diejenigen rasonierend dargestellt zu wissen, die das Wüstenmeer zwar fast verdurstend überstanden haben, um dann schon nach kurzer Seereise und Schiffbruch zu scheitern und dann schnell, nun wieder im Schmitt'schen Sinne, zu einem Projektionsbild geopolitischer Fragestellungen zu werden. Hierbei versinkt dann das Persönliche rettungslos in den Tiefen und das Politische manifestiert sich induktiv dafür umso mehr. Die Versunkenen mit einer Art Archäologie des Geistes aus diesen Tiefen, mithin dem narrativen Gestus herauszulösen, dafür bietet dieser Band in seiner Verdichtung quasi die Grundlage. Rez. würde behaupten wollen, dass er die Blumenberg'sche Perspektive quasi zeitgemäß macht, ja, man kann es hinsichtlich seiner holistischen Multiperspektivität – auf Wort-, Bild- und manchmal auch indirekt auf Sachgut gerichtet – sui generis als Grundlagenwerk einer literarischen Weitsicht auf das Thema Schiffbruch wohlgermerkt als Scheitern verstehen: Von der patristischen Schwere der Theologie – dort kommt der verhinderte als auch der finale Schiffbruch weithin vor – bis zum pikaresken Schelmenroman ziehen sich diese durch fast alle Merkwelten der Kulturen, die rein rural konnotierten natürlich ausgenommen. Wie weit uns Schiffbruch als Allegorie und Metapher dient, erkennt kein geringerer als der hier in der Umschau schon öfter zitierte Michel Foucault, der Schiffbruch geradezu als Heterotopie „par excellence“ erkennt. Die Besprechung seiner Gedanken führt uns geradezu

ein in die Projektionswelten der Literatur und ihrer Wissenschaft. Sie führt zu Aussagen wie der von Walter Benjamin in seiner Definition, welcher die Bedeutung der Schiffsarchäologie und das große Medieninteresse an ihr quasi in die Karten spielt, wenn er ausführt: „Schiffswracks sind im Reich der Dinge was Allegorien im Reich der Gedanken sind.“ (24) Insofern versuchte man in der Tagung und so auch im Band, die große Bandbreite der Rezeption des Themas und ihre Bedeutungsebenen in fünf gut strukturierte Themenbereiche einzufassen, die natürlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben können.

So sind in den ersten beiden der Literatur gewidmeten Bereichen viele Klassiker vertreten, die in Teil I anhand von Ästhetik und Affekt, Erhabenheit und Entsetzen gespiegelt werden. Von der ersten Erwähnung einer nordseeischen Springflut (Günter Oesterle, 35–55), über die Schiffbrüche als Projektionsfläche für das Schauspiel des Theaters, wie sie uns in den Klassikern von Goethes Meeresbild und Schillers Seestück begegnen und von Rüdiger Görner (55–69) besprochen werden, sind auch weitere Klassiker des Schiffbruches in der Literatur vertreten, so bspw. die von Burkhardt Wolf selbst unternommene und auf bspw. in Georg Heyms Epos *Schiff* (69–89) kaprizierte Studie. Weiter führen Matthias Bickenbachs Arbeit über *Moby-Dick* und Jürgen Heizmanns interessante Arbeit über den Schiffbruch als Rache der Schöpfung in der vielleicht weniger bekannten *Jamrach's Menagerie* von Carol Birch (107–125) uns auf eine selten so kondensierte und zugleich so pointierte Art die Bedeutung des Schiffbruchs vor Augen. Im zweiten Teil führt uns Achim Geisenhauer anhand keiner Geringeren als Sophokles, Shakespeare und Racine in die Verschränkung von Faszination und Schrecken der Meerfahrt ein (125–139). Auch die „Schiffbruch erleidenden Novellen“, so von Ursula Kocher vorgestellt, werden mehr und mehr Meer durchtränkt und damit metaphorisch aufgeladen, um dann für uns hermeneutisch seziert zu werden. Kurzum, der an hansischer Geschichtsschreibung interessierte Leser kann sich anhand der hier so dicht gebündelten Methodik nun selbst an die vielfältigen literarischen aber auch bildhaft überlieferten Werke machen und erkennt dann umso mehr Bedeutungsebenen, die ihm ohne die Lektüre dieses Tagungsbandes mit großer Sicherheit verschlossen wären, jedenfalls ging es dem Rez. so.

Natürlich wäre es interessant gewesen, zu erfahren, wie Schiffsarchäologie als Wissenschaftsdisziplin dieses Faszinosum am Schiffbruch einerseits öffentlichkeitswirksam beeinflusst und gezielt dieses Interesse am Versinken nutzt, andererseits diese Wissenschaftsrichtung selbst als Projektionsfläche für die Medien dient, also Schiffbruch im wechselseitigen Nutzen. Weiterführend wäre es ebenso interessant gewesen, herauszufinden, inwieweit Schiffbruch einer Zeugenschaft bedarf oder inwieweit Schiffsuntergang als Ausbleiben der Wiederkehr noch einmal eine andere Rezeptionsebene bedient, die wir dann

vielleicht nicht als Schiffbruch im literarischen Sinne verstehen dürften. Auch ein weiteres Thema führt der Band so auch nicht aus, das wir in der nächsten Rezension besprochen wissen wollen: Schiffbruch als Neuanfang. *M.-J. Sp.*

Der Wallstein Verlag scheint sich als Spezialist des Scheiterns, zumindest des sich auf Seefahrt Konzentrierenden zu verstehen, gibt er doch noch einen weiteren Band heraus, der sich auf Schiffbruch und seine metaphorische Interpretationstiefe ausrichtet. In denen von Andreas Bähr, Peter Burschel, Jörg Trempler und Burkhardt Wolf in einem kleinen, unter dem Titel *Untergang und neue Fahrt. Schiffbruch in der Neuzeit* (Göttingen 2020, Wallstein Verlag, 186 S., 17 farb. Abb.) veröffentlichten Buch kaprizieren sie sich allerdings auf die Zeit der überseeischen Expansion bis zum Untergang der Titanic 1912, bieten damit aber trotzdem nicht nur thematisch, sondern auch zeitlich einen guten Vergleich zu dem vorher besprochenen Band. Die Autoren versuchen die andere, nach vorne gerichtete Seite der Blumenfeld'schen Medaille zu besprechen. Anstelle der Daseinsmetapher, die im Schiffbruch vor allem das Scheitern erkennt, besprechen sie in vier Beiträgen und einer Einleitung vorrangig den daraus ableitbaren Neuanfang. Diese Formen des Neuanfangs sind vielfältig, bspw. als Ende eines sich selbst überlebten Gesellschafts- oder Lebensentwurfes und damit Aufbruch zu Neuem, als sicherlich klassische Interpretationsebene begreifbar. Schiffbruch eines jeden Einzelnen von uns tut eben auch einmal not, wenn man diesen auch heute kaum noch in den Viten der ausnahmslos Erfolgreichen im postmodernen Wirken erkennt. Scheitern evoziert aber auch einschlägig auf die Schiffahrt nach dem Schiffbruch sich ausprägende, neue Seerechtsreformen und Sicherheitsbestimmungen.

In *Listen der Providenz. Schiffbruch in der frühneuzeitlichen Autobiographie* (11–47) zeigt Andreas Bähr den geradezu schicksalhaften Neuanfang und die konzeptionelle Neuorientierung an dem durch Schiffbruch in neue Lebensbahnen gelenkten, literarischen Protagonisten seines Aufsatzes. Vom Jesuitenpater Kirchner, der nach Wien gelangen wollte und sich *per naufragiorum* am päpstlichen Hofe Roms zur Mitte des 17. Jh.s wiederfand, über den bekannten lübischen Schiffahrtskundigen Peter van Horst, dessen Schiff von Türken versenkt, von eben diesen vor dem Ertrinken gerettet wurde, zeigt insbesondere Bährs Abschnitt *Neue Fahrt* auf, welche Chancen dem Schiffbruch innewohnen. So dienen die Narrative des Schiffbruches nicht nur der Kontingenzerfahrung in der Vergangenheit. Es fällt allerdings ein wenig schwer, Vf. in seiner Argumentation zu folgen, dass Schiffbruch die Betroffenen ungeplant in neue Lebensbahnen brachte, eher bestärkte es sie in *stricto senso* und in Gottvertrauen in der Beschreitung der längst eingeschlagenen zu verbleiben. Dass Paulus' Schiffbruch dem Christentum zum Stapellauf verhalf, schreibt dem peripatetischen Beobachter das wesentliche

Startszenario einer Weltreligion ein, einem Glauben, der Schiffbruch nicht nur in bildhaften Kontexten, sondern nach Paulus auch im liturgischen auf ständige Wiedervorlage bringt (35).

Besonders zeigt Vf. in der mittelalterlichen Perspektive auf die Seefahrt und dem oft wahrscheinlichen Schiffbruch der Nichtschwimmergesellschaften das der Religion innewohnende AngstszENARIO auf die Schifffahrt bezogen auf: resp. die Angst vor der *mors improvisa*, dem plötzlichen Tod ohne Vergabe der Sünden, durch die der Zugang zum Himmel für immer versperrt war. Vorbereitende Buße und innere Umkehr waren von heilsgeschichtlicher Relevanz und für die Seefahrt des mittelalterlichen Abendlandes quasi systemimmanent. Auch hier wäre es interessant gewesen, einer Art Abgrenzung von dem plötzlichen Verschwinden eines Schiffes auf See zum Schiffbruch nachzugehen, der dann einen Bruch zum „Verlust“ markiert, weil es Zeugen des Bruches gibt. Was wäre aus dem Mythos Titanic geworden, wenn das Schiff einfach so verloren geblieben wäre! Wir wissen, was es für Eltern bedeutet, wenn Kinder einfach so verschwinden. Mit der fehlenden Gewissheit gibt es oft keinen Neuanfang mehr. Weiterhin richtet der Autor seine Sichtweise auf den Schiffbau aus dem Schiffbruch in rekonstruktivistischer Sichtweise auf das Leben nach Blumenberg aus. Auch hier dürfte die reziproke Perspektive auf Untergang und Neubeginn in Hinsicht der Begründung einer neuen Fachdisziplin, nämlich der Schiffsarchäologie, ein durchaus weiterführendes Thema für eine über den Rahmen des Bandes hinausgehende Studie bestimmen, denn das ist ihr Kerngeschäft.

Wenn man sich literarisch an Schiffbruch und Neuanfang erinnert, so kommt wohl jeder aus dem abendländischen Kulturkreis Stammende auf einen Titel, den er kennt, wenn nicht sogar gelesen hat: Robinson Crusoe. Dass dieses Buch in ein ganzes literarisches Genre utopischer Verklärung einzuordnen ist, darauf verweist Peter Burschel in seinem interessanten Beitrag *Schiffbruch und Utopie* (61–93). Er lässt sich besonders auf einen weiteren Klassiker dieses Revitalisierungsgenre ein: die „Wunderliche Fata einiger Seefahrer absonderlich Alberti Julii“ aus dem Jahre 1731 – ein Buch aus der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, die er seit geraumer Zeit leitet. Die Autoren sehen generell, so wie Burschel, dass die Fata den Begriff der Utopie „epistemisch und ästhetisch“ (80) revolutioniert hätte. Darüber hinaus erkennt er in der Fata nicht nur eine „bloße Rahmenerzählung“ (78) für eine neue gesellschaftliche Ordnung, die sanktionslos auf eine einsame Insel kapriziert wird, sondern vom frühaufklärerischem Theorem her auch eine kontradiktische Antwort auf die Unvollkommenheitslehre, die der sogenannte Theodizee Leibnitz nahesteht. Leibnitz lehnte Heilslehren und Utopiefiktionen – egal ob deskriptiv, evasiv oder konstruktiv – rundweg ab. Die Kontradiktion zu Leibnitz bleibt nach Burschel dennoch auch in dem behandelten Utopiegenre aus: „Kein radikaler

anthropologischer Wandel, keine pietistische Wiedergeburt“ (82), kein „schönes Land in dieser Zeit“, kein konstruktivistischer Ansatz des Kommunismus als Endstufe, sondern Untergang und neue Fahrt, als – wenn man weiterdenkt und so will – immerwährende Evolution und Revolution, die nie zu der Endgültigkeit einer moralischen Vervollkommnung, zu keinem Ankommen auf höchster Stufe führt. Im hermeneutischen Sinne der Übersetzung aus dem Griechischen bleibt es ein Nichtort (οὐ [ou] „nicht“ und τόπος [tópos] „Ort, Stelle“, gemeinsam „Nicht-Ort“), wenn man Utopie und Eutopie als bewussten Gegensatz konstruiert. Interessant wäre noch eine genauere Herausarbeitung des Schiffbruches als Zufall, im Gegensatz als Zukunftsentwurf, auf den man gezielt hinarbeitet im Sinne Thomas Morus' Utopia, also Utopia ohne Radikalisierung, sondern als Kontingenz, quasi Utopia ohne Schiffbruch. Schiffbruch verlegt Utopia von der Zukunftswahrnehmung eben nun in die Vergangenheit, als schon erlebte Erfahrung.

In diesem Sinne ist Burschels These des Schiffbruchs als „Radikalisierung maritimen Transfers“, der in besonderer Weise dazu einlädt über das anthropologische Verhältnis von Welt und Insel nachzudenken (72). Die Inseln des Genres, die Utopien bleiben nach Burschel daher „erinnerungswürdiger, narrativer Fluchtpunkt“ für den sich scheinbar jeder Schiffbruch lohnt“ (79), so man ihn überlebt und davon berichten kann, wenn auch nur fiktional.

Zur Fiktion in bildhafter Hinsicht führt uns Jörg Trempler und fragt in seinem Aufsatz *Schiffbruch mit Zuschauer* bildlich: „Ein Schiffbruch ist ein schreckliches Ereignis, aber ist es auch ein Bild des Schiffbruchs?“ (94), markiert es also Ereignis oder Sinnbild? Das ist insofern bildsprachlich relevant, da Vf. im 17. Jh. Schiffbruch als eigenständiges Bildthema ausweist. Er führt dazu verschiedene Beispiele an. Über die Verzeitlichung von Schiffbruch und Ruine (112) über die Menschheit als Schiffbrüchige einer untergegangenen Antike (115), aber bei ihm gibt es zumindest bildlich den Schiffbruch ohne neue Fahrt (119). Wenn auch den Hansehistoriker sicherlich die ersten drei Beiträge mehr interessieren dürften, so bietet Burkhardt Wolfs Studie mit Blick auf die neuzeitliche Literatur auch besonders interessante Bezugspunkte, da er gerade auch auf die Klassiker und ihre Rezeption in der Moderne eingeht und da kommt er bspw. auch nicht an Odysseus Irrfahrt und glücklicher Heimkehr vorbei (125–182).

Natürlich kommen die Autoren im Band nicht umhin, auch dem daseinsanalytischen, philosophischen Kontext nachzugehen, der in allem Scheitern den Neubeginn quasi schon anlegt. Frei nach Goethe, der mit den Worten: *alles was entsteht, ist wert, daß es zugrunde geht* quasi einen Allgemeinplatz gedanklicher Auseinandersetzung schuf. Mit der einleitenden Aussage Schiffbruch tue quasi not, dürfte sich somit ein weiterer, prägnanter Satz in die Merkwelt zumindest der Rezipienten dieses Buches einbrennen. M.-J. Sp.

Mit *Sea Spots. Perception und Repräsentation maritimer Räume im Kontext englischer und niederländischer Explorationen um 1600* (Köln 2019, Böhlau Verlag, 245 S.) beschäftigt sich Franziska Hilfiker in ihrer Doktorarbeit und geht damit der Verflechtung von Schiff, Schrift, Bild und Karte nach. Die Vielzahl der Expeditionen, die während der frühneuzeitlichen Expansionen in neue, maritime Räume vorstießen, beschrieben diese auch in einer „sich stetig mehrenden Flut von Bildern, Karten und Texten“. Reiseberichte, Bordbücher, Karten und grafische Blätter sind deshalb das Ausgangsmaterial, das sie in Hinsicht des Maritimen befragt, als das Neue, das es im Meer und auf dem Meer zu entdecken und zu verzeichnen galt. Im ersten, sozusagen vorbereitenden Teil ihrer Analyse, macht sie uns mit den Einflussphären und der strukturierten Gewinnung derselben aus englischer und niederländischer Sicht vertraut, um auch damit eingenommen die entsprechenden Unterschiede dieser Sichtweisen, die sich auch und besonders bspw. aus der *splendid isolation* Englands abzeichnen, darzulegen. Dass Meere eher verbinden, als trennen, hatten wir in der Rezension anderer Publikationen schon oft in der HU betont. Vf.in geht tiefer, indem sie sich in einer Art deduktiver Herangehensweise auf die Methodik des Beschreibens, Aufschreibens und Einschreibens durchsegelter Räume konzentriert, die dann quasi auch in einer umschreibenden Art und Weise erst richtig als abgrenzende Räume neu begreifbar werden. Damit, bzw. nun auch durch sie, wird eine neue Facette einer Thalassologie erkennbar, die mit neuen Aufteilungs-, Ordnungs- und Verständniskategorien umgeht und damit über klassische Studien, wie die des bekannten Fernand Braudels über das Mittelmeer, hinausgeht und so eine größere Pluralität als bis dato aufweist. Da von den Niederländern und Engländern fast alle maritimen Räume befahren wurden, geht es bei ihr um die Suche nach verbindenden Tendenzen, aber auch um Unterschiede in der Befragung und Beschreibung maritimer Räume. Räume, die nicht nur unterschiedliche Geschichte und kulturelle Epochen bzw. Stadien miteinander verbinden und in Beziehung setzen, sondern das Meer selbst als Projektionsfläche der Beschreibung erkennen lassen, und zwar ganz eigenständig als „Meeraneignungsprozess“ (30).

Auch für die Vf.in bietet die Verbindung von Kartografie und Literaturwissenschaft eine Gemengelage neuer Einsichten in Hinsicht „spezifischer Wahrnehmungsformen und Darstellungsmodi“ (24–25) und zwar als „sites of intellection“, mithin Räume, über die sich Bedeutungen, Imaginationen und Wissen verdichten. Damit macht sie neue Sinnzusammenhänge aus, und zwar gezielt auf Explorationen ausgerichtete, die sich als solche verstehen, wenn sie unbekannte Routen auf noch unbekanntem Gewässern segeln und eben nicht Handelsreisen und die Bewegung von Kriegsflotten vereinnahmen und auch nicht einem missionarischen Impetus folgen. So folgt sie einer „Literarizität der Karte und einer Kartizität der Literatur“ (33).

Gegenüber der wirklich nuanciert und stringent ausgeführten, mit vielen Fremdwörtern gespickten Einleitung, behandelt Hilfiger die englischen Weltumsegelungen, Seegefechte und das sogenannte *privateering* – wenn man die Anmerkungen einmal nicht berücksichtigt – geradezu stakkatohaft auf 1 ½ Seiten. Die Auseinandersetzung von Cavendish mit seinem Piloten über das Misslingen der Expedition führt die Vf.in als Beispiel der internen Rivalitäten innerhalb des aufsteigenden Empire an. Damit kommen die kaufmännische Perspektive und die Auseinandersetzungen mit der Admiralität außer Blick, die die Einsicht zumindest in die Perzeption maritimer Räume verkürzt darstellt.

Es wäre interessant gewesen zu erfahren, welche Entdeckungsräume gezielter angegangen wurden als andere und warum sie das europäische Bewusstsein wachriefen wie bspw. die beschwerliche Besegelung der Nordostpassage, deren Entdeckung von Engländern und Niederländern gleichermaßen befördert wurde. Auch wäre weitergehend instruktiv, wie die Begründung von Vereinigungen wie die East India Company und die Ostindische Kompagnie der Niederlande die Beschreibung von Räumen redigierte und bestimmte, indem sie sich nicht nur in den Kolonialhandel einschrieb, sondern auch die Seerouten aus englischer und niederländischer Perspektive durchaus unterschiedlich beschrieb.

Irgendwie gelingt Vf.in bei der Darstellung der ereignisgeschichtlichen Perspektive die Überleitung zurück zum Thema der Beschreibung von Räumen nicht so ganz. Was bleibt nun von der ad hoc Authentizität der Eindrücke in den Reisebüchern auf Karten und Bildern übrig und wie verfälscht der retrospektive Blick vom heimatlichen Schreibtisch den Ereignisraum?

Die eingekerbten Navigationslinien werden als Spuren durch unbekannte Regionen verstanden, die zur Spurensuche im retrospektiven Sinne, besser Nachverfolgung der Räume, oder sinnhafter, der Expedition „als fortlaufende Erzählung mit einem Anfangs- und Endpunkt rekonstruiert“ (87) dienen. Das Suchende der Expedition bekommt somit eine wissende, rekapitulierbare, lineare Vorausbestimmtheit in der Retrospektive, die der Fahrt per se nie anhaftete. Damit stellt sich sofort die Frage der emischen oder etischen Perspektive, mit anderen Worten der Erzählperspektive früher Explorationen, in der die Vf.in m. E. keine klare Position bezieht, da alles Aufgeschriebene und Bebilderte eine verändernde Betrachtungsweise erfährt, den Raum eher abstrakt und austauschbar macht, eben durch die von der Vf.in selbst bemerkte „Zeitverschiebung zwischen den Explorationen und dem Spurenlesen“ (98). Die Karte verliert damit ihre Raumauthentizität und geriert zum Ausdruck einer Repräsentanz des Raumes, nicht ihrer Güte und Wirklichkeit. Die Autorin findet hierfür einige Beispiele, die ihre Arbeit bebildern. Damit werden die einzelnen Abstraktionsebenen – denen man zugegebenermaßen nicht

immer leicht folgen kann – in ihrer Argumentation anschaulicher. Besondere Erwähnung finden die Frontispize als, wie sie meint, „Eingangstüren zu den Texten“, so bspw. S. 90 der Reiseberichte.

Interessant ist die mathematische Dimension der Navigation, die die Autorin als „partielle Transformation von Räumlichkeit zu Distanz“ erkennt, die manchmal aber in eine Beschreibung und Bildhaftigkeit mündete, welche das (wahrlich mühsam ersegelte) Wissen aus der vorangegangenen Expedition auslöschte“ (79–80).

Diese Zeitverschiebungen treffen auch die Brüche in der Linearität der Karten, in denen sie Inselküsten, Atolle und Lagunen in einem weiteren Abschnitt ihrer Arbeit ausmacht. Von der Karte zum Bericht und den ihn begleitenden Kupferstichen erkennt sie auch einen „Wechsel des Küstenverständnisses“ (100) für das sie auch wieder bildhafte Entsprechungen findet. Meer und Landnahme werden als inhärentes Motiv der Raumbegrenzung durch sie hervorgehoben und wissenschaftlich wahrnehmbar.

Wenn man über das Thema Raumwahrnehmung in dieser Zeit schreibt, kommt man, auch die Vf.in nicht, an dem Engländer Richard Hakluyt vorbei, der mit einer „auffallend scharfen Linse“ (127) wie mit einem Brennglas die magellanische Meerenge, das Fretum Magellani, in den Blick nimmt und zu seiner unverzüglichen Besetzung und Fortifikation aufruft (130). Allgemein richteten sich die hier behandelten Explorationen vordringlich auf die räumliche Fassung und damit Nutzbarkeit von Passagen, Meerengen oder Seestraßen als „Scharnierpunkte eines globalen Denkens“ aus, das wird besonders durch Hakluyts 1580 an den englischen Hof gerichtetes *pamphlet* spürbar. Diesen Scharnieren widmet Hilfiker ein ganzes Kapitel. Gerade die Fortifikation der Magellanstraße zeigt das globale Handeln damaliger Supermächte auf, so kamen die Spanier und Portugiesen den Engländern 1584 zuvor, wurden von diesen aber später beim Untergang der Siedlung gerettet. Bei der Spezifizierung der Wahrnehmungsrichtungen kommt auch Hilfiker nicht an den explizit auf den Schiffbruch ausgerichteten des bereits w. o. erwähnten Philosophen Hans Blumenberg vorbei, denn bei Explorationen und der damit in Zusammenhang stehenden Raumwahrnehmung in Zusammenspiel von Reisebeschreibung und Kartenproduktion, spielt das *wrecking* an unbekannter Küste natürlich auch eine, wenn nicht herausgehobene Bedeutung (137–153). Gingen Schiffe des jeweiligen Konkurrenten verloren, veränderte das die national tradierte Raumperspektive fundamental, auch dafür findet die Autorin im Wechselspiel iberischer und englischer Interessen einsichtiges Material.

Einen weiteren Laborwert in ihren Betrachtungen erkennt sie in der Beschreibung der Suche nach der Nordwestpassage auf den Weg zum sagenumwobenen Cathay. Gerade der Weg durch das Eis zeitigt eine Raumwahrnehmung, die in eine andere Einschreibungsart, nämlich in eine, die landschaftlich durch

Eis und Schnee geprägt ist und damit geradezu tektonisch uniformiert war, mündet und damit ihrer ansonsten mit Fernreisen gekoppelten landschaftlichen Attribute wie Bewuchs und Farbenfroheit aus der *Zona Torrida*, also das Neue verheißungsvolle Unbekannte verlorengeht. Damit werden auch andere Semantiken greifbarer als die unterhalb des 60. Breitengrades versehenen. Dieser Aspekt scheint mir in ihrer Betrachtung zu Klimazonen und Kartografie nicht tief genug beleuchtet und ausformuliert worden zu sein (165–168, aber auch weitergehend), wenn auch sie die Veränderungen in der Raumwahrnehmung durch das sich ständig wandelnde Eis bspw. im Werk von George Best in seinem Buch *True Discourse* von 1578 gut ausleuchtet. Durch das Eis verschwindet die Grenze von Meer und Land, Land und Meer, in dem das Schiff durch Einfrieren selbst per se zu einem „Landkörper“ wird. Die See wird plötzlich betretbar (181). Richtig erkennt sie in Bezug auf das Ende ihres Betrachtungszeitraumes eine Datenrückkopplung, in dem der in Karten aufgegangene Informationswert mit der neuen Betrachtungsebene verschaltet wird, damit verwischt auch die Grenze zwischen Projektion, Erfahrung und Repräsentanz in der geometrisch-spatialen Dimension, aber auch in der Temporalität der Betrachtung. Das spielt der Authentizität in die Karten, mit anderen Worten erkennen wir jetzt auch eine Prozesshaftigkeit in der Fertigung derselben, die sich in den einzelnen Aktualitätsstufen ein und desselben Raumes – oft durch Strichlinien generiert – abzeichnet.

Dennoch fehlt einem, neben den auf hohem sprachlichen, als auch akademischem Niveau oftmals nur cursorisch angerissenen Themenfeldern der Raumwahrnehmung, die Zusammenführung im Sinne einer Quintessenz, eine die sie in ihrer Zusammenführung *Coda: Heimkehren* (212–218) versucht. Mit *Sea Spots* als Titel ihrer Arbeit wird eben gerade auf die dem Wort innewohnende Diversivität maritimer Raumqualitäten abgestellt, um die man nur schlecht eine Klammer legen kann.

So hat man dann oft schnell den Eindruck, das Theorem würde zu sehr den Blick auf die Geschichte, mithin die Karten verzerren. So setzt sich die Vf. in der Gefahr aus, sich manchmal in Randthemen, wie im Kapitel *Leiden im Eismeer* (194) ein wenig in ihrer maritim getragenen Raumkonstitution zu verlieren. Ein Blick in das weiter unten rezensierte Seebuch hätte die Autorin vor dieser zu tiefgehenden Theoretisierung mit Sicherheit bewahrt. *M.-J. Sp.*

Einst von einem schwedischen Forscher darauf aufmerksam gemacht, hat Boye Meyer-Friese einen für die hansische Ostseeforschung ganz besonderen Schatz gehoben oder besser ein ehemals über 100 Jahre für die Navigation in Gebrauch gewesenes Seebuch der Vergessenheit entrissen. Mit Albrecht Sauer stand ihm für einen auf die frühen Seebücher ausgerichteten Beitrag ein ausgewiesener Kenner der beschreibenden Navigation beiseite,

der sich also in diesem 73. Band des Deutschen Schiffahrtsmuseums auf die Zusammenführung der Vorläufer des hier nun dargestellten Seebuches von Johan Månsson konzentriert. Vielleicht hätte man diese Ungleichverteilung der Urheberschaft des Inhalts in Alternative zur Mitautorenschaft eher „... mit einem Beitrag von ...“ deutlich machen sollen. Mit dem Titel: *Johan Månssons Seebuch der Ostsee von 1644. Eine – fast vergessene – Erfolgsgeschichte* (Schriften des Deutschen Schiffahrtsmuseums, Bd. 73, Bremerhaven 2020, Oceaneum Verlag, 350 S.) verabschiedete sich Sauer nun von dieser maritim-historisch ausgerichteten Forschungseinrichtung, die er über lange Jahre auch gerade in Hinsicht früher Navigation mitprägte und deren Bibliothek und damit auch bedeutender Schriftensammlung er über Dekaden vorstand. Das Deutsche Schiffahrtsmuseum hat sich, insbesondere auch durch Mitwirkung von Wolfgang Köberer, in der Navigationsgeschichte einen besonderen Ruf erworben, der jetzt durch diesen relativ unbekanntem, daher umso mehr wissenschaftlich kommentierten Faksimiledruck der deutschen Ausgabe – eigentlich ein Raubdruck der schwedischen – noch einmal einen besonderen Wiederhall finden wird.

Ganz unbekannt war das Buch von Månsson der Forschung durch Ulla Ehrensward, die diesem herausgenommenen Werk ein ganzes Kapitel ihres Buches „Die Ostsee. 2000 Jahre Seefahrt, Handel und Kultur“ widmet, allerdings nicht.

Meyer-Friese – dem Initiator dieses Faksimiledrucks – geht es vor allem um die „wirklichen Möglichkeiten und Fähigkeiten der Seeleute im 17. und 18. Jahrhundert“ (9) auf dem Meer, in diesem Falle auf der Ostsee zu navigieren, wofür dieses Buch einerseits eine besondere Fundgrube ist. Andererseits hebt die Arbeit die Literarizität der Raumbeschreibung in einer holistischen, auf einen einzigartigen Kulturraum gerichteten Art und Weise noch einmal auf das aller Eindrücklichste hervor.

Viele bekannte als auch weniger bekannte Seebücher erlebten fortwährend neue Auflagen. Manche, wie der „Grant Routtier et Pyllotage et encrage de la mer“ von 1520, sogar über 120 Jahre lang, was für den großen Nutzen dieser Navigationshilfe auf See spricht. Das Seebuch des Obersteuermanns Månsson – also eines Praktikers – ist dabei keine Ausnahme, wie wir hier eindrucksvoll geschildert, feststellen müssen.

Sehr kondensiert und damit pointiert instruktiv ist die Zusammenführung der Besonderheiten der Ostsee durch Meyer-Friese gelungen, die einen guten Einstieg in die navigatorische Beschreibung dieses maritimen Refugiums Ostsee bereithält. Weiter kommt Meyer-Friese auf die Eigenheiten der Küstennavigation und damit die speziellen Küstenformen der Ostsee zu sprechen. Dichte Wälder an einer Küste, schroffe Felsen auf der anderen, flache Schelfküsten mit Ausgleichsbewegungen auf jener, tiefe Schären auf dieser,

zeigen, nur auf Nord und Süd geschaut, die Extreme der Küstennavigation auf dem auch so benannten Baltischen Meer auf (25–39). Interessanterweise verzichtete Månsson auf die sonst in der Küstennavigation so dringlichen Vertonungen, ein Manko, das auch in den weiteren, auch internationalen Ausgaben nicht behoben wurde. Damit geht uns auch ein künstlerisch-bildhaft ausgerichteter Vergleichspunkt der Raumbeschreibung verloren. Einem wichtigen Part geht Meyer-Friese mit der Einführung in die Grundlagen der Navigation nach Månsson in der chronologischen Betrachtung der Entwicklung der Hilfsmittel der Navigation nach, auf die sich ja jedes Seebuch in seiner entsprechenden Praxisrelevanz bezieht, insbesondere wenn er auch an ihre naturwissenschaftlichen Grundlagen und die Ausprägung des entsprechenden Theorems erinnert (32–35). Dies ist immer in einem sehr anschaulichen, aber auch bildhaften Duktus gehalten, der den Erzählbogen gut überspannt. So wird des bekannten Entwicklers und Erfinders des ersten, für die Navigation so wichtigen, seetauglichen Chronometers John Harrison genauso gedacht, wie dem relativ unbekanntem Pierre Vernier, der mit dem von ihm 1631 – also zzt. Månssons – erfundenen *Nonius* eine genauere Winkelmessung ermöglichte und Jakobsstab und Co zu tieferem Nutzen verhalf. Damit werden durch den Vf. die groben Wendemarken in der Nutzung naturwissenschaftlicher Grundlagen durch die Entwicklung besonderer Hilfsmittel fassbar, Wenden, die sich in der Welt der Seeleute und auf ihre Navigation bezogen, eher in kaum merkliche Kurskorrekturen generieren. Die Navigation auf dem Wasser war ein sehr beständiges, konservatives Geschäft, was den Seebüchern, besser ihrem Gebrauch in fast allen Fällen zu dem schon w. o. erwähnten, langen, oft über 100 Jahre nachweisbaren Nutzen für die Seefahrt verhalf. Auch die anfänglich verhaltene Rezeption des hier behandelten, schwedischen Seebuches spricht diese Sprache.

Ein wichtiger Verweis gilt auch dem Narrativ in seiner onomastischen Dimension, denn die Sprachwelt und Bezeichnungskraft der Seeleute war Trends unterworfen, die sich auch auf den Duktus des Originals auswirkt und sich in den Ausgaben nur z. T. weiterschreibt. In der Besprechungszeit war sie stark vom Holländischen geprägt. Nicht nur was die Vielzahl holländischer Seeschiffe auf der Ostsee angeht, sondern auf fast jedem größeren Schiff unterschiedlichster Beflagung fuhr ein Holländer seine Heuer ein.

Einen wesentlichen Einfluss auf die Navigation in der Zeit Månssons nahm aber nicht etwa eine herausgenommene Erfindung, sondern eine schlichte statistische Größe, die sich auf das versiegelte Eisen von Schweden aus bezieht. Auf diesen Schiffen wunderte man sich bis ins 19. Jh. hinein über die beständigen Missweisungen, die sich auf die magnetische Wirkung des Eisens auf dem Wasser bewegt ergab. Ein interessanter Exkurs eines scheinbar nebensächlichen, aber für die Navigation doch so wichtigen Themas, dessen

naturwissenschaftliche Erklärung bis ins 19. Jh. hinein warten musste. Nach diesen dicht erzählten Einführungen lassen die Vff. nun auf 111 Seiten den Faksimilereprint der deutschen Ausgabe von 1789 folgen mit einem wichtigen, übersichtlichen Glossar von vier Seiten im Anschluss desselben.

Folgend kommt Meyer-Friese nun auf die Entstehungsgeschichte dieses vergessenen Seebuches zu sprechen. Wer diesem inständigen Exkurs nicht folgen will, sei auf die Übersichtlichkeit der Entstehungs-, Verbreitungs- und Gebrauchsgeschichte verschiedener, im Zeitraum von 1644–1786 entstandener, auch internationaler Ausgaben im Anhang 1 verwiesen (265–274). Diese – auf die ganze Ostsee bezogene – ist natürlich besonders an die ostseeische Expansionsgeschichte der Schweden gebunden und erklärbar, eingenommen der vielen verwaltungsrechtlichen Reformen des schwedischen Staatswesens, das sich inständig auf das Seewesen ausrichtete. Pro domo ging es hier einerseits um die verbesserte und vereinheitlichte Ausbildung der schwedischen Steuermänner – zu denen Månsson als Obersteuermann jahrelang zählte – und derer in ihren schwedischen Provinzen, andererseits sollten die Erfahrungen von Fischern und Lotsen in den Seebüchern Eingang finden, was neben den allgemeinen Übersichtlichkeiten die spezifische Sicht auf die Navigation an den so unterschiedlichen Küsten vereinnahmt. In einem weiteren Abschnitt bespricht Meyer-Friese die Entwicklungsgeschichte des Seebuches, auch hier wieder eingenommen der vielen Ausgaben, auch bspw. der in Russland herausgegebenen, die insofern eine Erweiterung erfuhren, dass ihnen bspw. eine Passkarte mit beigegeben wurde, die die praktische Relevanz des Buches noch bekräftigte. Es ist dem Verlag und dem Museum hoch anzurechnen, dass sich derartige Anlagen nun auch in diesem Buch befinden, was den Umsatz dieser Auflage mit Sicherheit befördern dürfte. Per se wird sich selbst der Anhang auch noch heute an den historisch interessierten Praktiker der Seefahrt wenden und somit einen weiteren Abonnementkreis historischer Literatur aufschließen. Vielleicht hätte man, die Wichtigkeit dieses Seebuches gleich von Beginn an hervorhebend, die Forschungs- mithin Rezeptionsgeschichte zum Seebuch gleich anfänglich und nicht – wie hier geschehen – im Nachgang abhandeln sollen. Das tut der Interessantheit dieses kommentierten Faksimile-Druckes aber keinen Abbruch. Ein gelungenes Buch, dem man viele Leser, auch unter den Seglern und auf der Ostsee verkehrenden Seeleuten, wünschen kann. *M.-J. Sp.*

Eine schier unglaubliche Geschichte erzählt uns Carsten Jahnke unter dem dänischen Titel *En dansk ekspedition i Amerika? – Hans Pothorst og Diderik Pining og deres opdagelsejese i Nordatlanten i 1475* (in: Nordstjernen står højt – søfolk og ekspeditioner i Arktis gennem 500 år, hg. von Thorbjørn Thaarup, M/S Museet for Søfarts Årbog 2018, 6–30). Dass Christoph Kolumbus

oder Cristobal Colon, wie er wohl richtig hieß, nicht Amerika entdeckt hat, bedient inzwischen einen Gemeinplatz historischer Erinnerung. Doch die von Vf. dargelegte Reise, wenn auch nicht noch früher unternommen, als die Erik des Roten, erstaunt einen dennoch. Wenn er nicht alles so dezidiert belegen würde, könnte man meinen, Vf. würde uns eine Mär auftischen. Es geht um die Reise dieser beiden Kaufleute, späterhin ein wenig zu Unrecht bezeichneten Piraten Königs Johan I. (1481–1513), nach Neufundland. Mit einem von König Christian ausgerüsteten Schiff reisen Pothorst und Pining in Begleitung des Portugiesen João Vaz Corte-Real über Island – wo Pining sogar Statthalter wurde – und Grönland nach Labrador. Vf. geht dieser 17 Jahre vor Kolumbus spärlich überlieferten Seereise noch einmal genauer nach, verweist dabei auf die Lebensstationen der beiden vergessenen „Amerika Entdecker“. Die beiden standen im Schatten des Dänen John Scolvus, der ebenfalls 1476 mit von der Partie war, sich in der Merkwelt der Historiker als legendäre Figur aber eher verstetigte, als die beiden Deutschen, bis die Nationalsozialisten sie und ihre Tat aus der Versenkung herausholten und glorifizierten und nach deren Untergang gleich ebenso mit in die Versenkung des beständig Erinnerten nahmen. Warum das so geschah, darf an der ideologischen Aufladung der Tat und der beiden Deutschen im Dritten Reich liegen. Carsten Jahnke ist es zu verdanken, diese Reise und ihren Protagonisten einer kritischen und umfassenden Quellenanalyse unterzogen zu haben und damit auch einem neuen Blick auf das Piratenwesen nicht ausgewichen zu sein. *M.-J. Sp.*

Kunst und Kultur

Bearbeitet von *Anja Rasche*

Johann Anselm Steiger, *Gedächtnisorte der Reformation. Sakrale Kunst im Norden (16.–18. Jahrhundert)*, 2 Bde. (Regensburg 2016, Schnell & Steiner, 928 S., 94 s/w- und 1117 Farbabb., 3 Ktn.). – Dieses anschauliche und informative Nachschlagewerk zur sakralen Kunst im Norden nimmt die Zeit von der Reformation bis in das 18. Jh. und das Gebiet der evangelisch-lutherischen Kirche in Norddeutschland sowie ausgewählte Orte in Nordniedersachsen, in Dänemark, im nördlichen Polen und im Baltikum in den Blick. Die ca. 280 Einträge sind nach Orten alphabetisch geordnet und reich bebildert. Der Titel „Gedächtnisorte der Reformation“ ist jedoch etwas irreführend, da es dem Autor nicht um das Gedenken an die Reformation bzw. um Erinnerungsorte der Reformationsgeschichte geht. Gedächtnisorte sind für ihn im weiteren Sinne „Artefakte“, zu denen er alle Ausstattungsgegenstände in Kirchen, Objekte an und in profanen Gebäuden sowie druckgrafische Arbeiten zählt. Diese werden aus bildtheologischer

Perspektive theologisch und ikonografisch gedeutet. Der historische Kontext kommt hierbei allerdings zu kurz, sodass Fragen z. B. zu Auftragsvergabe, Funktion oder Standort vielfach offenbleiben. Da in den einzelnen Kapiteln aber jeweils andere theologische oder ikonografische Aspekte und Fragestellungen erläutert werden, bieten die beiden Bände einen abwechslungsreichen Zugang zu einem breiten Spektrum unterschiedlichster Objekte aus evangelisch-lutherischem Kontext, das von z. B. Altaraufsätzen und Beichtstühlen, Orgelprospekten und Almosentafeln über Kirchengestühl und Kanzeln, Grabsteinen und Lutherbildern bis hin zu Emporen und Epitaphien reicht. Diese ermöglichen vielfältige Einblicke in die in Bild und Wort vermittelten theologischen Aspekte des lutherischen Glaubens. Ein besonderes Verdienst ist es, dass bisher nicht im Fokus stehende Objekte in den Blick rücken und auch die Ausstattung kleinerer Dorfkirchen berücksichtigt wird. Mit Hilfe eines Personen-, Bibelstellen- und ikonografischen Registers erschließen sich zudem Querschnittsthemen.

Für die Hanseforschung von Interesse sind die Ausführungen zu Kirchen- und Rathausausstattungen in Hansestädten wie z. B. Gdańsk/Danzig, Greifswald, Hamburg, Lübeck, Rostock, Szczecin/Stettin, Stralsund, Tallinn/Reval oder Wismar, um nur die größeren zu nennen – wobei hier jeweils nur eine Auswahl relevanter Werke präsentiert wird, so für Tallinn nur die Tafel „Christus als Weltenrichter“ am Rathaus oder für Stralsund nur die Kanzel in St. Jacobi. Die an einzelnen Stellen deutlich werdenden Brüche und Kontinuitäten oder Hinweise, aus denen sich der Bildungshorizont der Bewohner in den Hansestädten erschließen lässt, bieten zudem Anknüpfungspunkte für weitere Forschungen zu einer Kunstgeschichte des Hanseraums nach der Reformation.

Kerstin Petermann

Corpus der mittelalterlichen Holzskulptur und Tafelmalerei in Schleswig-Holstein, hg. von Uwe Albrecht, Bd. 3: Schleswig (Stiftung Schleswig-Holsteinische Landesmuseen auf Schloss Gottorf, Kiel 2016, Verlag Ludwig, 359 S., zahlr. Abb.). – In Museen verwahrte Objekte nach allen Regeln der wissenschaftlichen Inventarisierung zu bearbeiten und zu veröffentlichen, um diese so allen Interessierten verfügbar zu machen, ist nicht nur die Kärnerarbeit von Kunsthistorikern, sie liefert auch eine wichtige Grundlage, um Kunst und Kultur der Hansestädte untersuchen zu können. In diesem Sinne ist Band 3 des Corpus‘ von uneingeschränkt höchster Bedeutung und der Fortgang des langjährigen Projektes unter Leitung von Uwe Albrecht nur zu begrüßen!

Nach den beiden Bänden zu Lübeck umfasst der hier zu besprechende die Bestände an Tafelmalerei und Holzskulptur des Mittelalters der beiden Landesmuseen auf Schloss Gottorf in Schleswig. Das ist zum einen das Ar-

chäologische Landesmuseum (hervorgegangen aus dem 1835 gegründeten Museum Vaterländischer Alterthümer) und zum anderen das Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte (hervorgegangen aus dem 1878 gegründeten Kieler Thaulow-Museum). Vorgestellt werden die Objekte in 130 Katalognummern, von denen nur die drei ersten Objekte den Beständen des archäologischen Landesmuseums zuzurechnen sind, jeweils mit mindestens einem Schwarz-Weiß-Foto, ihrem – zumeist nur zu vermutendem – Herstellungsort, einer groben Datierung, Angaben zu Material und Maßen, zum Zustand und zur Werktechnik (Konstruktion, Schnitz- oder Maltechnik, Fassung), bevor sich ein umfangreicherer Text zur Geschichte des Objektes, zur Ikonografie und stilkritischen Einordnung und ein Literaturverzeichnis anschließen. Berücksichtigung finden dabei alle Objekte, egal ob diese in der Ausstellung zu sehen sind oder im Depot verwahrt werden. So gibt es viel Gelegenheit für Neuentdeckungen, neben ganzen Retabeln und Skulpturengruppen auch Fragmente, eine interessante Privilegienlade, Gestühle und Möbel bis hin zu Fragmenten von architektonischen Schreindekorationen in chronologischer Reihenfolge von der 2. Hälfte des 11. Jh.s bis zum Anfang des 16. Jh.s.

Gegenüber den ersten beiden Bänden des Corpusprojektes wurden zwei gravierende Veränderungen vorgenommen: zum einen wurde ein größeres Buchformat gewählt, was den Abb. sehr zugute kommt, zum anderen sind die Katalognummern nun namentlich gekennzeichnet, was im Vorwort des Hg.s mit der angewandten methodischen Vielfalt erklärt wird („stilkritisch-kennerschaftlich, mithin personenbezogenen Ansatz“ versus „Werkgruppen“, die „der Kunsthistoriker [...] unter Einbeziehung typologischer, form- und motivkundlicher sowie ikonographischer Komponenten“ bildet, 8). Da es auch in Ausstellungskatalogen seit jeher üblich ist, die Autoren jeder Katalognummer kenntlich zu machen, erscheint dieses Vorgehen sinnvoll, durchaus verbreitet und allgemein akzeptiert.

Beschreibungen des zeittypischen Stils und der stilistischen Eigenheiten einzelner Objekte verbunden mit der Zuweisung an einen Urheber oder den Ort ihrer Entstehung bieten allerdings auch Anlässe für Diskussionen jenseits der Frage, ob mit Werkgruppen oder vermeintlichen Werkstattgegebenheiten bzw. Meisternamen argumentiert wird. In den Katalognummern werden häufig ausführlich die Beschreibungen und Einschätzungen älterer Autoren (z. B. Richard Haupt, Adelbert Matthaei, Harald Busch, Walter Paatz, Max Hasse) zitiert oder paraphrasiert. Dagegen werden kritische Haltungen gegenüber dieser Art der Stilkritik wie sie beispielsweise Robert Suckale, Peter Tångeberg, aber auch Kerstin Petermann für Bernt Notke und die Rez.in für Hermen Rode vertreten, fast nicht erwähnt. Ein deutlicher Hang zu Spätdatierungen ist nicht zu übersehen, insgesamt überwiegen

eindeutig kunsthistorische Inhalte, historische Zusammenhänge finden nur ganz selten Erwähnung.

Nichtsdestoweniger liegt aber mit diesem Band eine neue Grundlage für die weitere Erforschung der mittelalterlichen Holzskulptur und Tafelmalerie im Bundesland Schleswig-Holstein vor, die man sich auch für andere Bundesländer sehr wünschen würde.

Anja Rasche

Mark Lehmstedt, *Buchstadt Leipzig. Biografisches Lexikon des Leipziger Buchgewerbes. Band 1: 1420–1538. Von den Anfängen bis zur Einführung der Reformation*, (Leipzig 2019, Lehmstedt Verlag, 288 S., ca. 80 Abb.). – Einem lange bekannten Desiderat der Forschung nimmt sich Vf. mit seinem Werk an, der Diskrepanz zwischen der offensichtlichen Bedeutung Leipzigs als Ort des deutschen und europäischen Buchwesens und der bisherigen Erforschung dieser Kultur- und Wirtschaftsleistung. Als Buchstadt spielte Leipzig in einer Liga mit Paris und London, die Voraussetzungen für dieses Gewerbe wechselten aber stark und waren im Gesamtzeitraum zwischen 1420 und 1826, für den Vf. Biografien vorstellen will, nicht immer vorteilhaft. Das Lexikon fußt auf einem breiten biografischen Gerüst aus den Leipziger Bürgerbüchern, den Tauf- und Traubüchern der Thomas- und Nikolaikirche, den Leichenbüchern und schließlich den Leipziger Adreßbüchern seit 1701, aus denen allein aufgrund der Berufsbezeichnungen ca. 1.500 Personen identifiziert werden konnten. Vf. beschränkt sich in diesem Projekt auf Eigentümer, Geschäftsführer oder Faktoren sowie Selbständige in dem Gewerbe, alle anderen sollen in einem späteren Schritt vorgestellt werden. Klug lässt er Formschneider, Spielkartenmacher, -maler und -fabrikanten, Klausurmacher, Korrektoren, Pergamentner und Zeitungsträger außerhalb der Betrachtung, kann dabei aber hinsichtlich des ersten Gewerbes auch Fehler eingestehen, die im Nachhinein nicht mehr zu korrigieren sind, da die aufwändige Recherche an bestimmten Quellen mittlerweile abgeschlossen ist.

Die Biogramme folgen diesem Muster: Nennung von Beruf, Zeitraum der Tätigkeit in Leipzig, Adresse, Lebensdaten (Orte und Jahre von Geburt und Tod), Erklärung des Namens. In einem anschließenden Fließtext werden Aussagen zu Art und Umfang der Produktion in einzelnen Jahren, zu Heiraten, Kindern und Immobilienbesitz getroffen.

Das Programm, das im Vorwort zum Gesamtwerk entworfen wird, sucht seinesgleichen. Neben dem vorliegenden ersten sind weitere fünf Bände (1539–1649, 1650–1739, 1740–1789, 1790–1825 sowie ein Gesamtregister mit Tab., Statistiken und Ktn.) angekündigt. Jeder Band wird durch einen hervorragenden wissenschaftlichen Apparat erschlossen, in dem es Register der Personen- und Ortsnamen, der Berufe mit Namenszuordnung, der Signets und der Porträts gibt. In einer Chronik wird die Nennung der Drucker

chronologisch aufgereiht, so dass man zwischen den Jahren 1420 und 1564 einen schnellen Überblick gewinnen kann. Bei den Orten werden aus dem Hanseraum Breslau, Erfurt, Halberstadt, Havelberg, Herford, Hildesheim, Kammin, Köln, Königsberg, Krakau, Lübeck, Magdeburg und Nordhausen genannt. Bei den Berufen werden Buchbinder, Buchdrucker, Buchhändler, Buchmaler, Formschneider, Kartenmacher/Kartenmaler, Kunsthändler, Kupferstecher (einzige Nennung Albrecht Dürer), Papierhändler, Papiermacher und Papiermühlenbesitzer mit Namen und Ort genannt. All dies erleichtert den Zugang zu den umfangreichen Informationen dieses Lexikons, dem man bald eine Fortsetzung und viele geneigte Nutzer wünscht. In das Buch ist erkennbar viel Herzblut des Autors und Verlegers geflossen, die wissenschaftliche Leistung ist überzeugend, der Ertrag hervorragend. Schön wäre es, vergleichbare Lexika zu anderen Buchproduktionszentren im Alten Reich und darüber hinaus zu haben, die die Rolle Leipzigs in Mittelalter und Neuzeit sicherlich noch unterstreichen würden. Vf. meint ganz richtig, dass sich dutzende Dissertationen zu einzelnen Handwerkern und Künstlern des Buchgewerbes schreiben ließen, er darf sich dabei sicher sein, dass sein Lexikon für all diese Arbeiten ein wichtiger Ausgangspunkt sein wird.

N. J.

Zur Geschichte der niederdeutschen Landschaften und der benachbarten Regionen

Bearbeitet von *Rudolf Holbach, Nils Jörn, Sarah Neumann und Ortwin Pelc*

RHEINLAND/WESTFALEN. Clemens v. Looz-Corswarem, *Schifffahrt und Handel auf dem Rhein vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert. Beiträge zur Verkehrsgeschichte* (Schriften zur rheinisch-westfälischen Wirtschaftsgeschichte, Bd. 48, Wien-Köln-Weimar 2020, Böhlau Verlag, 560 S., zahlr. Farbabb., Orts- und Personenregister), versammelt 16, teils überarbeitete Beiträge aus den Jahren 1978 bis 2018, die eindrucksvoll die Forschungsleistung des Vf.s zum Rhein als Verkehrs- und Wasserstraße vor Augen führen. Mit Blick auf die Hansegeschichte sind insbesondere vier Beiträge gesondert zu erwähnen: *Handelsstraßen und Flüsse. Die Verkehrsverhältnisse am Niederrhein zur Hansezeit* (15–84), überarbeitete Fassung eines 1991 entstandenen Aufsatzes für den Katalog zur Ausstellung „Wesel und die Hanse“, bietet einen umfassenden Überblick zur niederrheinischen Verkehrslandschaft in der Hansezeit. Neben dem Rhein als zentralem Handelsweg, werden hier die Themenkomplexe Nebenflüsse und Kanäle als Verkehrswege, Schifffahrt, Häfen und Verkehrsorganisation, Belastungen des Handelsverkehrs, Straßen

sowie Kontinuitäten und Veränderungen im Verkehrswesen vom Mittelalter bis zur Frühen Neuzeit beleuchtet. Der 2018 entstandene Beitrag *Koggen vor Köln. Seeschiffe auf dem Rhein im Mittelalter* (85–106) rekonstruiert den bis zum 13. Jh. nachweisbaren direkten Schiffsverkehr von Köln in die offene See und die dabei zum Einsatz kommenden Schiffstypen. Dazu stützt Vf. sich auf ein breit gefächertes Spektrum an Quellengattungen und wertet neben Urkunden vor allem historiografische und hagiografische Quellen sowie Bildzeugnisse aus. Der 2000 erschienene Beitrag *Zum Stapelrecht von Köln und der Schifffahrt auf dem Niederrhein in der Frühen Neuzeit* (107–132) rollt die Geschichte des Kölner Stapels, der den Handel und die Schifffahrt am Niederrhein rund 500 Jahre prägte, umfassend auf. Behandelt werden dabei Entstehung und Funktion des Stapels, sein Einzugsgebiet, die Eigenarten der Niederrheinschifffahrt sowie die wirtschaftspolitischen Veränderungen seit dem 16. Jh., die den Stapel zunehmend fragwürdig erscheinen ließen bis er unter der Franzosenherrschaft endgültig aufgehoben wurde. Die geringfügig ergänzte Fassung des 1980 erschienenen Beitrags *Das Ratsschiff der Stadt Köln im 16. Jahrhundert* (417–425) untersucht Entstehung, Bauweise und Ausstattung des Prunkschiffs des Kölner Stadtrates, das dieser für Festlichkeiten und andere repräsentative Anlässe nutzte. Diesem wie auch den anderen Beiträgen sind zahlr. Abb. in hoher Qualität beigegeben, die auch Gegenstand der Analyse sind und deren Bedeutung als wirtschaftshistorische Quelle von Vf. besonders betont wird (12). Dem Band ist überdies mit einem digitalen Verzeichnis der Akten der Handelskammer Köln im RWA zur Schifffahrt und zum Stapelrecht von 1795 bis 1830 ein spezielles Findmittel beigegeben. S. N.

Mit Wolfgang Herborn (†) und Carl Dietmar, *Köln im Spätmittelalter 1288–1512/13* (Geschichte der Stadt Köln, Bd. 4, Köln 2019, Greven Verlag, 648 S., 170 meist farb. Abb., div. Register, 1 Beil.), wird der auf dreizehn Bände angelegten Geschichte der Stadt Köln ein weiterer herausragender Band hinzugefügt, der mit dem Spätmittelalter eine für die Stadt besonders bedeutsame Epoche umfassend aufarbeitet und das umfangreiche Quellenmaterial für diese Zeit in vorbildlicher Weise analysiert und präsentiert. Dabei ist der Band in erster Linie der Rekonstruktion der „Lebenswelt der Menschen im spätmittelalterlichen Köln“ (6) mit Blick auf die Großkomplexe Politik, Wirtschaft sowie Religion und Kultur verpflichtet. In diese Lebenswelt führen Vff. über den Woensam-Plan, eine Stadtansicht von Köln aus dem Jahr 1531, ein (9–24). Zusammen mit dem Folgekapitel, das sich der spätmittelalterlichen Topografie und Demografie Kölns widmet (25–43), wird die Leserschaft somit umsichtig an kollektive Vorstellungen von und reale Gegebenheiten im spätmittelalterlichen Köln herangeführt. Die folgenden

vier Kapitel, der Löwenanteil des Bandes, widmen sich, ausgehend von der Schlacht bei Worringen bis zum Transfixbrief, den politischen und den damit verbundenen sozialen Entwicklungen in der Stadt und ihrem politischen Handeln nach außen (44–200). Neben seiner Beziehung zum Reich wird auch Kölns Position als Hansestadt zunächst als Beispiel für die Einbindung der Stadt in überregionale politische Netzwerke angeführt und auf wesentliche Etappen verdichtet (221–229). Kölns Wirtschaftsleben, das seine Bedeutung für die Hanse prägte, wird in einem umfassenden Folgekapitel (230–295) gesondert dargestellt, das sowohl Fernhandel, Handwerk und Zünfte als auch einzelne Gewerbe ausführlich in den Blick nimmt. Allgemeine Frömmigkeitsformen und soziale Gruppen jenseits der politischen Eliten finden im Kapitel zum Leben im Heiligen Köln Berücksichtigung (296–383), gefolgt von einer gesonderten Betrachtung der Vielzahl an kirchlichen Amtsträgern, Geistlichen und Religiosen (384–411). Den Abschluss des Bandes bilden Kapitel zum Schul- und Bildungswesen (412–459) sowie zu Kunst und Stiftungswesen (460–526). Vf. haben damit ein unverzichtbares Werk für alle an der Kölner Stadtgeschichte Interessierten vorgelegt, das unzählige Facetten der Lebenswelt im spätmittelalterlichen Köln im Detail beleuchtet und gleichermaßen sachkundig, verständlich und anregend präsentiert. Unterstützt wird dies zudem durch die hervorragende Ausstattung des Bandes mit 170 hochwertigen Abb. S. N.

Max Plassmann, Archivar am Historischen Archiv der Stadt Köln, legt mit *Eine Stadt als Feldherr. Studien zur Kriegsführung Kölns (12.–18. Jahrhundert)* (Stadt und Gesellschaft, Bd. 7, Wien-Köln-Weimar 2020, Böhlau Verlag, 295 S., 30 teils farb. Abb., Personenregister) eine Studie vor, die stadt- und militärgeschichtliche Forschung auf neuartige Weise miteinander verschränkt und nach den Grundzügen des militärischen Handelns der Stadt Köln fragt. Der Untersuchungszeitraum ist dabei weit gesteckt und deckt die Zeit der sich selbst verwaltenden Bürgergemeinde ab, um die spezifisch städtische Perspektive auf Krieg und Kriegsgefahr und die daraus resultierenden militärisch-politischen Maßnahmen rekonstruieren zu können. Vf. stützt sich dabei auf ein beeindruckend breites Quellencorpus an offiziösem städtischem Schriftgut wie Ratsprotokolle, städtische Korrespondenz oder auch Rechnungen, das zumindest indirekt Rückschlüsse auf Entscheidungsgründe zulässt, die ansonsten nicht schriftlich dokumentiert sind (*Quellen*, 25–27). In einem ersten Großkomplex werden zunächst *Rahmenbedingungen der Kölner Kriegsführung* beleuchtet (29–134): Neben Ausführungen zur Stadtverfassung, dem politischen Rahmen für militärisches Handeln im Namen der Stadt, werden hier die politisch-sozialen Gruppen, die über militärische Entscheidungskompetenz verfügten, und bewaffnete Kräfte

wie z. B. Bürgeraufgebote oder auch Söldner, systematisch vorgestellt. Als weitere Rahmenbedingungen für das militärische Handeln der Stadt werden zudem die geografische Lage, die politisch-territoriale Situation Kölns und seine Einbindung in (über-)regionale Netzwerke aufgerollt (91–114). Die Zugehörigkeit Kölns zur Hanse erweist sich dabei als ein die Kriegsführung der Stadt allenfalls indirekt prägender Faktor (104). Die Wirtschaftskraft der Stadt und ihre verkehrsgünstige Lage erwiesen sich jedoch mit Blick auf die finanziell-ökonomischen Grundlagen der Kriegsführung (114–121) als Pluspunkt, der auch in militärisch heiklen Situationen Bündnispartner sicherte. Den Abschluss dieses ersten Großkomplexes bilden Ausführungen zum Ausbau der Kölner Stadtbefestigung (121–128) und Überlegungen zu der Frage, wieso Köln kein eigenes Territorium bilden konnte (128–133). Insgesamt macht bereits diese umfassende Zusammenstellung der für die Kölner Kriegsführung relevanten Faktoren deutlich, dass militärische Fragen die Stadtpolitik und auch die Stadtgesellschaft maßgeblich prägten. Auf dieser Grundlage untersucht Vf. im zweiten Teil des Werks beispielhaft *Szenarien gewaltsamer Auseinandersetzung* (135–238), die als „Idealtypen“ (14) zu verstehen sind, d. h. Grundmuster kriegerischen Handelns der Stadt Köln illustrieren. Zu diesen Grundmustern zählen z. B. der Umgang mit externen Bedrohungen wie Kriegsgefahr, Belagerungen und Blockaden, militärische Hilfeleistung für Verbündete, Heerfahrt und offene Feldschlachten, Fehden und stadtinterne Auseinandersetzungen. Dabei wird deutlich, dass der ausschließlich defensive Kurs, den die Stadt ab dem ausgehenden 15. Jh. verfolgte, nicht als Beleg für besondere Friedfertigkeit herangezogen werden darf, sondern vielmehr als Teil eines erfahrungsgesättigten Vorgehens der politischen Elite der Stadt interpretiert werden muss mit dem Ziel, Stadt, Bürger und Einwohner zu schützen (*Grundzüge einer Strategie der Reichsstadt Köln*, 239–251). Die zahlreichen wichtigen Detailergebnisse der wegweisenden Untersuchung, die im *Fazit* (253–260) kompakt präsentiert werden, unterstreichen die Bedeutung von militärischen Fragen für Politik und Gesellschaft der vormodernen Stadt. Insofern ist es ein Verdienst von Vf., militärgeschichtliche Fragekomplexe auf anregende Weise in die Stadtgeschichte integriert zu haben. S. N.

Grundlegende Erkenntnisse zur Ausgestaltung des Wach- und Verteidigungswesens im spätmittelalterlichen Köln liefert Markus Jansen, *Die Orte der Wacht. Neue Perspektiven auf mittelalterliche Verteidigungs- und Wachtordnungen am Beispiel der Stadt Köln* (AHVN 223, 2020, 27–52). Während die Forschung im Wesentlichen von einer Zweiteilung des städtischen Wehrwesens in eine an den Sondergemeinden orientierte patrizisch-topografische Phase bis 1396 und in eine an der Gaffelstruktur ausgerichtete zünftisch-korporative

Phase ab 1396 ausgeht, in denen einzelnen Bezirken oder Gruppen jeweils ein Teil der Stadtmauer fest zur Bewachung bzw. zur Verteidigung zugewiesen wurde, kann Vf. in akribischer Auseinandersetzung mit dem Quellenmaterial zeigen, dass diese Einschätzung in Teilen modifiziert bzw. auch revidiert werden muss: Das Wachwesen im spätmittelalterlichen Köln – und von diesem Befund ausgehend auch in anderen Städten – war kein starres, genormtes System, sondern zeichnete sich durch seine Flexibilität, durch ein „Konzept situativen Reagierens“ (51) aus. Damit bietet Vf. eine anregende Perspektive, die sich von modernen Ordnungsvorstellungen löst und sich sicher nicht nur für das Verständnis des mittelalterlichen Wach- und Verteidigungswesens als hilfreich erweisen wird.

S. N.

Kölns Selbstverständnis als sakrale Gemeinschaft, die sich in kollektiven rituellen Handlungen ihrer selbst vergewissert, ist Ausgangspunkt der Untersuchung von Midori Satsutani, *Prozessionen um die Stadtmauern im ausgehenden Mittelalter* (JbKölnGV 83, 2019, 7–32). Mit Prozessionen hat sie dabei ein Phänomen gewählt, das allgemein die Integration resp. Desintegration von Räumen und sozialen Gruppen in der Stadt verdeutlichen und im Speziellen das Verhältnis von Geistlichkeit und Laien in Köln beleuchten kann. So stellt sie zunächst die traditionsreiche, von der Geistlichkeit geleitete Silvesterprozession vor, die den ältesten Teil der Kölner Stadtmauer entlangführte (8–13). Im Anschluss rekonstruiert Vf. in auf breiter Quellengrundlage Entwicklung und Ablauf der Großen Gottestracht, der nach dem 12. Jh. entstanden, von der Stadtoberkeit verantworteten Prozession entlang der neuen Stadtmauer (13–31). Die Auswertung von Ratsprotokollen, Rechnungen, Prozessionsordnungen und anderen Zeugnissen gewährt detaillierte Einblicke zu Besuchern und Zuschauern dieser Prozession (19–20), zu Akteuren und ihrer am Verbundbrief orientierten Reihenfolge (20–26) und zur Prozessionsroute (26–30) sowie zum Tagesablauf (30–31). Als multifunktionales städtisches Zentralereignis visualisierte die Große Gottestracht die ideale Sozialordnung der Stadt, in der auch der Geistlichkeit ein fester Platz zugewiesen war.

S. N.

Klaus Militzer, *Unterwegs zu neuen Ufern. Kölns Handel im Mittelalter* (Bulletin der Polnischen Historischen Mission 14, 2019, 105–114), bietet auf der Grundlage der umfassenden Forschungen ein komprimiertes Bild der Rahmenbedingungen und der Infrastruktur des Kölner Handels im Mittelalter: Skizziert werden dabei u. a. der Ausbau der Uferbefestigungen, der Betrieb von Kranen und Mühlen, die Aufgaben von städtischen Amtsträgern und hafennahen Dienstleistern, der Umschlag von Waren und diverse städtische Maßnahmen, die Köln für fremde Kaufleute attraktiv machten, dabei den

stadteigenen Handel begünstigten und insgesamt Kölns Stellung als Handelszentrum von internationalem Rang festigten. S. N.

Nicolas Brunmayr, *Der Hering unter Aufsicht. Ein Fall von Lebensmittelhygiene in der Stadt Köln im 15. Jahrhundert* (RheinVjbl. 84, 2020, 106–130), widmet sich am Beispiel des Heringsgroßhandels in Köln auf der Grundlage behördlicher Zeugnisse der bislang vernachlässigten Frage nach der Hygienekontrolle dieser Massenhandelsware. Auf grundlegende Informationen zum Wirtschaftszentrum Köln im ausgehenden Mittelalter (110–112) folgen Ausführungen zum Hering als Kölner Handelsgut (112–115), das lokal aber auch interregional mit Blick auf die Fangzeit, das Salzen, die Fässer und deren Füllung überprüft wurde. Die anschließende Analyse der beiden interregionalen Ordnungen von 1481 und 1494 belegt, dass diese Zeugnisse durchaus als Hygienevorschriften eingestuft werden können (115–120). Daran anknüpfend betrachtet Vf. die einzelnen Aspekte, die bei der Qualitätskontrolle des Herings eine Rolle spielten (120–127), die zum überwiegenden Teil ebenfalls als Hygienekriterien einzustufen sind. Insgesamt zeigt sich, dass Hygiene kein Fremdwort im mittelalterlichen Wirtschaftsgebaren und die Hygienekontrolle des Herings – und auch anderer Handelsgüter – „normiert, geplant und detailliert“ (127) war. S. N.

Der mit dreizehn Aufsätzen im Vergleich zu den vorausgehenden Jahrgängen wesentlich umfangreichere 67. Band von *Geschichte in Köln* (2020) bietet neben zwei Beiträgen zur frühmittelalterlichen Stadt- und Kirchengeschichte (Saskia Klimkeit, *Zur Verehrung des hl. Severin von Köln seit dem 6. Jahrhundert. Eine Problematisierung bisheriger Forschungsergebnisse*, 13–35 und Georg Friedrich Heinzle, *Zweimal Hilduin? Überlegungen zur Identität des 842 ernannten Kölner Erzbischofs*, 37–58) auch zwei Beiträge zur Geschichte der Stadt an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit: So untersucht Alexander Heit *Kollektive und obrigkeitliche Reaktionen auf die Pest im Köln des 14. und 16. Jahrhunderts* (59–83). Dazu zeichnet er zunächst knapp die gängigen zeitgenössischen Erklärungsmodelle für die Entstehung der Pest und den stadthistorischen Kontext nach (60–64), um dann nach Handlungsmustern zu fragen, die im Kontext des „Schwarzen Todes“ von 1349/50 (64–72) und der Pestepidemie von 1553 (73–81) zu fassen sind. Dabei greift er auf eine Vielzahl von Quellen, z. B. städtische Chronistik und Ratsprotokolle sowie die Aufzeichnungen des Augenzeugen Hermann von Weinsberg zum Jahr 1553 zurück, anhand derer er die Kontinuität religiöser Bewältigungsstrategien überzeugend nachzeichnen und die Ausbildung von kollektiven, individuellen und gruppenspezifischen Vorstellungen sozialer und räumlicher Distanzierung rekonstruieren kann. Conradin von Planta

präsentiert in *Überregionale Netzwerke und Memoria: Die Kölner Benefactores der Kartause St. Margaretental zu Basel im 15. Jahrhundert* (85–114) die vielschichtigen Ergebnisse seiner im Kontext der Edition des Wohltäterbuchs der genannten Kartause angestellten prosopografischen Forschungen und kann dabei unter anderem zeigen, dass sich der politische und soziale Aufstieg der Zünfte im spätmittelalterlichen Köln auch im Stifterverhalten bzw. in Verschiebungen innerhalb der überregionalen Netzwerke zwischen Heimatort und städtischen geistlichen Gemeinschaften manifestiert. S. N.

Im 132. Band der *Soester Zeitschrift* (2020) wird die mittelalterliche Stadtgeschichte Soests in insgesamt drei Beiträgen beleuchtet: Frederik Heinze stellt in seinem Beitrag *Neue archäologische Erkenntnisse zur Soester Stadtbefestigung* (13–22) vor, während Roland Pieper am Beispiel von St. Pantaleon in Lohne verdeutlicht, wie sich das Konkurrenzverhältnis der beiden westfälischen Zentralorte Soest und Dortmund auch baugeschichtlich manifestierte (*Anmerkungen zur Baugeschichte von St. Pantaleon in Lohne – Planänderungen früher Hallenkirchen im Soester und Dortmunder Raum im Bauprozess*, 79–94). Wolfgang Schmid setzt mit *Soest – eine Stadt der Wunder. Kirche und Frömmigkeit im Spiegel hochmittelalterlicher Mirakelberichte* (33–78) seinen Beitrag aus dem Vorjahr fort und untersucht fünf weitere hagiografische Texte aus dem 9. bis 12. Jh., in denen Bezüge zu Soest zu greifen sind. Besonderes Augenmerk liegt dabei auf der Etablierung des Kults für den Stifts- und Stadtpatron St. Patroklus, für dessen Reliquien im 14. Jh. ein neuer Schrein angefertigt wurde (43–61). Insgesamt kann Vf. einmal mehr den Wert hagiografischer Zeugnisse für die stadthistorische Forschung aufzeigen und darüber hinaus die Bedeutung von Frömmigkeit und Stiftungswesen für die Bürgerschaft dieser westfälischen Hansestadt beleuchten. S. N.

Friedrich Bernward Fahlbusch, *Warendorf – eine Hansestadt?* (Warendorfer Schriften 49/50, 2020, 20–53). – Die Vorstellung einer ruhmvollen Vergangenheit, die sich noch immer mit der Geschichte der Hanse verbindet, hat dazu geführt, dass sich auch viele Kommunen gern und werbewirksam mit dem Epitheton ‚Hansestadt‘ schmücken, auch wenn die eigene Geschichte wenig Anlass dazu bietet. In einem sehr grundlegenden, die neueren Forschungsansätze berücksichtigenden Aufsatz beleuchtet Vf., ein ausgewiesener Kenner der einschlägigen Thematik, das Problem der sog. kleinen Städte in der Hanse mit besonderem Blick auf die Gegebenheiten in Warendorf. Warendorf war neben Coesfeld die wichtigste der stiftmünsterschen Städte, stand aber deutlich im Schatten Münsters und verfügte kaum über eigene Außenbeziehungen. Vf. erinnert in diesem Zusammenhang daran, dass die (in der Forschung oft überschätzten) Familiennamen, die eine bestimmte

Herkunft signalisieren, keine verlässlichen Aussagen über die tatsächliche Herkunft des Namensträgers gestatten. Spätestens ab 1469 wurden auf Betreiben Münsters, nicht der Städte, Warendorf und alle übrigen landtagsfähigen Städte des Hochstifts als Hansestädte in Anspruch genommen. Sie bekamen zwar nicht das Recht, zu den Tagfahrten geladen zu werden, und besaßen auch keinen wirklichen Anteil am hansischen Wirtschaftsleben, aber sie konnten zu den Kosten herangezogen werden, die der Stadt im Rahmen ihrer hansischen Aktivitäten entstanden. Dabei kann Vf. zeigen, dass Münster nicht nur die ‚hansischen‘ Unkosten, sondern fast alle „Ausgaben für Außenkontakte“ (41) den kleinen Städten anteilmäßig aufbürdete; Einfluss auf die hansische Politik Münsters hatten sie hingegen nicht. Insgesamt kommt Vf. zu dem Ergebnis, dass sich eine Hansemitgliedschaft Warendorfs aus den Quellen nur dann konstruieren lässt, „wenn man die Definition von Hansestadt bis zur Konturlosigkeit verallgemeinert“ (53). *V. H.*

NIEDERSACHSEN. Sebastian Steinbach befasst sich – vor allem auf der Basis der Untersuchungen von Hans Krusy (1974) – mit einem höchst interessanten Aspekt der Geldgeschichte und städtischer Ordnungspolitik: *Die Osnabrücker Gegenstempel. Städtische Kontrollmechanismen des Geldverkehrs im Spätmittelalter* (OsnMitt. 125, 2020, 9–26). Die Überwachung und Kennzeichnung fremder Währungen wurde angesichts der großen Vielfalt umlaufender spätmittelalterlicher Münzen auch im Hanseraum und speziell in Osnabrück als ein geeignetes Mittel erachtet, um geldbedingte Unsicherheiten in der Wirtschaft zu beseitigen und den Zahlungsverkehr zu vereinfachen. Zugleich spiegeln sich in dieser Praxis der Münzumlauf und das Verhältnis zwischen Städten und Münzherren wider. *R. H.*

Oliver Glibmann betrachtet und vergleicht zwei Parallelen zueinander aufweisende, im späten 15. Jh. entstandene und von Darstellungen Martin Schongauers inspirierte Schnitzaltäre mit etlichen Heiligenfiguren, die sich einer unbekanntenen Goslarer Werkstatt zuordnen lassen: *Der Goslarer „Meister von Abbenrode“: Schöpfer der Altäre in Deckbergen und Abbenrode* (BraunschwJb. 101, 2020, 11–26). *R. H.*

Über Domprozessionen und Pilgerfahrten nach Hildesheim gibt eine Handschrift des 15. Jh.s Auskunft, die wahrscheinlich im Kanonissenstift Heiningen entstanden ist. Nach einem Abriss über dessen Geschichte wird sie von Birgit Schlegel in ihrer äußeren und inneren Form und ihrem Inhalt beschrieben. Gliederungselemente des Codex sind die zu besuchenden Altäre des Hildesheimer Doms: *Das Stift Heiningen und der Liber precum* (BraunschwJb. 101, 2020, 265–274). *R. H.*

Angesichts der Corona-Pandemie hat die Beschäftigung mit Seuchen und Seuchenbekämpfung in vergangenen Jahrhunderten einen neuen Schub erhalten. Malte de Vries gibt einen Überblick über die Geschichte der Pest in Braunschweig vom 14. bis zum 17. Jh. und wendet sich vor allem den frühneuzeitlichen Gegenmaßnahmen des Rats sowie den Problemen und Verhaltensweisen der Bevölkerung in der Religionsausübung, beim Schulunterricht sowie im privaten häuslichen Alltag zu. Er sieht zwar den Versuch einer Isolation der Stadt nach außen hin, stellt jedoch im Alltag lediglich einige Veränderungen, jedoch keinen strengen „Lockdown“ fest: *Pestepidemien im Braunschweig des 16. und 17. Jahrhunderts. Alltag in Zeiten einer „Gottesstrafe* (BraunschwJb. 101, 2020, 27–50). R. H.

Etwas mehr als die Hälfte der Abnehmer von Fangerträgen aus dem Mahner Fischteich kam kurz vor der Mitte des 17. Jh.s aus umliegenden Städten, so Thomas Klingebiel, *Der Fischmeister vom Mahner Teich und seine Kunden im 17. Jahrhundert* (BraunschwJb. 101, 2020, 51–96). Der größte Teil der Fische ging, wie die Abrechnungen zeigen, in das nahegelegene Goslar. Deutlich geringer war die Menge bei anderen kleineren und größeren Städten, zu denen u. a. Hildesheim und Braunschweig gehörten. Die Nutzung des Teichs als Deputatgewässer für Hildesheimer Räte und Kanzleiangehörige sowie die Zuordnung zur Hofküche führte in der zweiten Hälfte des 17. Jh.s freilich zu einem Rückgang und weitgehenden Verschwinden der städtischen Kundschaft. R. H.

„Adieu Straßenpflaster!“, Geske Hinrichs würdigt *Leben und Wirken des Geheimen Baurats Albert Lieff (1839–1912) in Braunschweig*, der deshalb Aufmerksamkeit verdient, weil seine Bemühungen zugleich der behutsamen Anpassung seiner Heimatstadt an moderne Bedürfnisse wie der Erhaltung traditioneller Bausubstanz galten, sodass in zeitgenössischen Fotografien das noch sichtbare „alte“ Braunschweig zunächst bestehen blieb (BraunschwJb. 101, 2020, 145–179). R. H.

Brigide Schwarz (†), *Alle Wege führen über Rom. Beziehungsgeflecht und Karrieren von Klerikern aus Hannover im Spätmittelalter* (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, Bd. 302, Göttingen 2021, Wallstein Verlag, 572 S., Stammbäume und Abb., Personen- und Ortsregister), versammelt zehn im Zeitraum von 1996 bis 2001 entstandene prosopografische Studien, die auf der Grundlage römisch-vatikanischen und lokalen Quellenmaterials Einblicke in die Formierung und Funktionsweise von Netzwerken im Spätmittelalter bieten. So gehören alle betrachteten Personen dem Klerus an, stammen aus Hannover und können ihre Karriere und die

dafür nötigen Netzwerke über Studium, Fürstendienst und den Aufenthalt an der Kurie maßgeblich beeinflussen. Für einen Großteil der Betrachteten gilt, dass sie einträgliche Pfründen und/oder kirchliche Ämter im Hanseraum oder in den baltischen Bistümern besetzten (*Eine „Seilschaft“ von Klerikern aus Hannover im späten Mittelalter*, 125–222; *Prälaten aus Hannover im spätmittelalterlichen Livland*, 381–426, *Karrieren von Klerikern aus Hannover im nordwestdeutschen Raum in der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts*, 451–480; *Führen alle Wege über Rom? Eine „Seilschaft“ von Klerikern in Hannover im Spätmittelalter und ihr Beziehungsgeflecht*, 481–497). Mit Dietrich Schaper wird zudem ein Kleriker genauer vorgestellt, der in den Lüneburger Prälatenkrieg involviert war und von den Vertretern der städtischen Seite besonders misstrauisch beäugt wurde (*Zwei Lüner Pröpste aus Hannover im 15. Jahrhundert*, 293–346). Der Lübecker Dompropst Bertold Rike kann hingegen als Beispiel für einen Prälatentypus gewertet werden, der im „bankenfeindlichen Nordwesten“ italienische Bankiers protegierte (*Ein Freund italienischer Kaufleute im Norden? Bertold Rike, Dompropst von Lübeck und Domkustos von Breslau*, 427–450). Insgesamt ergänzen die Beiträge also stadt- und hansegeschichtliche Forschungen um weitere wertvolle Details und erlauben über die minutiöse Rekonstruktion des Einzelfalls generelle Einblicke in die Wirkmächtigkeit von Netzwerken im Spätmittelalter. S. N.

LÜBECK, HAMBURG, BREMEN. *Menschen – Märkte – Meere. Bausteine zur spätmittelalterlichen Wirtschafts- und Sozialgeschichte zwischen Hamburg, Lübeck und Reval*, hg. von Stephan Selzer (Contribuciones 6, Münster 2018, MV-Wissenschaft, 179 S.). – Verdienstvoll ist der kleine, inhaltlich aber gewichtige Band, den sich Hg. zum zehnten Jubiläum seiner Übernahme des Lehrstuhls an der Universität der Bundeswehr in Hamburg geschenkt hat, interessant auch deshalb, weil er einleitend eine Beobachtung ausspricht, die Rez. uneingeschränkt teilt: Während man Student*innen mit mittelalterlichen Texten, Editions- und Interpretationsversuchen an Originalquellen nachhaltig für das Fach begeistern und mit entsprechender Anleitung zu guten Leistungen führen kann, besitzen „neue Ansätze kulturalistischer Forschung geringe Anschlußfähigkeit“ (Vorwort). Auch wenn Hg. hier explizit nicht über Zustand und Zukunft der deutschen Mediävistik reflektieren will, ist es wichtig, diese Beobachtung einmal auszusprechen und im vorliegenden Band zu zeigen, wozu Studenten*innen innerhalb eines Seminars in der Lage sein können. In diesem Falle edieren und werten sie die Rechnungsüberlieferung des Augustinerchorherrenstiftes in Segeberg aus, das zwischen den Hansestädten Hamburg und Lübeck liegt und das in dem vom Hg. verantworteten Beitrag *Die Einkäufe der Segeberger Augustinerchorherren zwischen Lübeck und Hamburg (1480/81 und 1484 bis 1486)* analysiert wird (47–96). Einleitend

fragt Hg., warum die Segeberger nicht im näher gelegenen Preetz oder Kiel einkauften, sondern nach Lübeck fuhren, das immerhin zwei Tagesreisen entfernt liegt, und findet die Antwort in besseren Preisen und einem größeren Angebot für anspruchsvolle Konsumenten, das Kleinstädte eben nicht bieten konnten. Es folgt ein kurzer Abriss der Geschichte des Augustinerchorherrenstifts Segeberg und seine Rechnungslegung, bevor die heute in Prag liegende Quelle vorgestellt und nach verschiedenen Gesichtspunkten ausgewertet wird. Zunächst wird anhand der vier Jahresrechnungen nach Höhe und Struktur der Einnahmen und Ausgaben gefragt, bevor die Einkäufe nach Warengruppen analysiert werden: Seefische, norwegischer Stockfisch, getrocknete holländische Schollen, eingesalzene Heringe und Lachs, Butter und Käse, Salz, Bier und Wein, Hamburger Bier, Weihrauch, Thymian und Oblaten, Südwaren und diverses aus Lübeck. Hg. zeigt aber auch, dass die Segeberger nicht nur in den benachbarten Hansestädten kauften, sondern auch in ihrer unmittelbaren Umgebung. Verdienstvoll ist die Erinnerung des Hg.s, welche bisher nicht ausreichend genutzten Möglichkeiten solche u. a. Rechnungen auch für die Hansegeschichte bieten, kommt man doch hier wichtigen Konsumenten hansischer Handelswaren auf die Spur. Zuvor erscheint postum eine weitere Edition des unvergessenen Klaus-Joachim Lorenzen-Schmidt (†), der das *Rechnungsbuch der Bruderschaft St. Jakobi in der Kapelle St. Marien thom schare* vorstellt (9–46). Diese Bruderschaft wird 1450 erstmals genannt. Sie stiftete eine Kommende am Hauptaltar der Kapelle am Ufer beim Schartor. Das Rechnungsbuch verzeichnet u. a. die Mitgliedsbeiträge dieser Bruderschaft, deren Mitglieder Vf. sozial „in den oberen Lagen der Hamburger Mittelschicht“ verortet. Leider werden sie sich erst genauer einordnen lassen, wenn „die Prosopographie der Hamburger Bürger und Einwohner durch zusammenfassende Synergien einen nennenswerten Stand erreicht hat“. Allein dies ist eine Aufgabe, an der noch Generationen von Historikern arbeiten können. Aus der Feder des 1986 verstorbenen Wilhelm Koppe und seinem Sohn Gert stammt ein Beitrag über *Transportkosten, Ungeld und Miete im Lübecker Livlandhandel am Ende des 15. Jahrhunderts* (97–122), der sich auf drei seit längerem bekannte Handlungsbücher aus dem ausgehenden 15. Jh. im Stadtarchiv Tartu bezieht und diese unter der Fragestellung Zusatzkosten des Kaufmanns in den Häfen auswertet. Es geht um Handlungsbücher bzw. -korrespondenz von Bernd Pals, Gotke van Telchten und Steffen Pelser, die zwischen Rußland/Livland und über Lübeck mit Westeuropa handelten. Vff. stellen die einzelnen Warengruppen mit Fracht- und anderen Unkosten sowie Handelsrisiken vor und resümieren, dass die Frachtkosten stark nach Marktlage, Jahreszeit und Sicherheit zur See schwanken konnten. Werte zwischen 3 und 13 % des Warenwertes sind nachweisbar. Schließlich stellt Gert Koppe *Hans Wynekes Revaler Handlungsbuch (1490–1497). Ein Beitrag*

zur *Ausbildung hansischer Kaufleute* (123–178) vor. Er nimmt ein großes Schiffsunglück zum Ausgangspunkt seiner Betrachtungen, das sich in der Nacht vom 14. auf den 15.09.1497 zutrug und mehr als 30 Schiffe betraf, die an die pommersche Küste angespült wurden. Der Untergang des Schiffes von Gert Avendorp führte dazu, dass sich 65 Lübecker Bürger meldeten, um ihren Anspruch auf angetriebenes Gut anzumelden. Unter diesem Strandgut war die Schiffskiste des ertrunkenen Hans Wyneke mit seinem Handlungsbuch, das vom 1986 verstorbenen Wilhelm Koppe ausgewertet wurde und nun von seinem Sohn Gert vorgestellt wird. Wyneke zeigt sich in diesem Buch als jemand, der gerade aus der Lehr- und Junggesellenzeit in die kaufmännische Selbstständigkeit startet. Das Buch ist das älteste seiner Art im gesamten Ostseeraum und schon deshalb editionswürdig. Koppe folgt ihm durch sein Buch und sein kurzes Leben als Kaufmann und macht zahlreiche wichtige Entdeckungen, mit denen er fiktiv erstellte Lebensläufe und kollektive Biografien von Fernkaufleuten überprüfen und teilweise konterkarieren kann. Ein kleines, aber wichtiges Buch in einer mittlerweile gut eingeführten Reihe, die auf weitere Bände hoffen lässt. N. J.

Es gibt sie noch, die großen Dissertationen, die aus vielerlei Gründen über lange Zeit unsere Fußnoten beherrschen. Die hier anzuzeigende Arbeit von Sabrina Stockhusen, *Hinrik Dunkelgud und sein Rechnungsbuch (1479 bis 1517). Lebensformen eines Lübecker Krämers an der Wende vom 15. bis zum 16. Jahrhundert* (VSWG-Beiheft 245, 2019, 470 S., zahlr. Graf. u. Tab.), gehört mit absoluter Sicherheit in diese Kategorie.

In ihrer 2016 an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel bei Gerhard Fouquet entstandenen und verteidigten Dissertation ediert und analysiert die Vf.in das in der Stadtbibliothek Lübeck verwahrte „Memorial oder Geheim-Buche des Lübecker Krämers Hinrich Dunkelgud“ (Ms. Lub. 2° 732, online: <https://digital-stadtbibliothek.luebeck.de/viewer/resolver?urn=urn:nbn:de:gbv:48-1-245989>), welches in der Zeit von 1479 bis zu Dunkelguds Tod 1517 geführt worden ist. Der Inhalt dieses, von Vf.in zu Recht als Rechnungsbuch kategorisierten Bandes war schon 1866 von Wilhelm Mantels zusammengefasst worden, doch geriet dieses Buch schon bald wieder in Vergessenheit. Es ist nun der Verdienst der Vf.in, dass dieses in Zukunft nicht mehr so sein wird.

Die knapp einhundert Seiten lange Edition des Dunkelgud'schen Rechnungsbuches (249–350) wird von Vf.in zum Anlass genommen, nicht nur das Leben und die Verwandtschaftsbeziehungen dieses Lübecker Krämers zu analysieren, sondern auch dazu, generelle Überlegungen zum Handel der Krämer und zum Verhältnis dieser zur Kaufmannschaft anzustellen. So verfolgt Vf.in in Kapitel 3 *„Haus“ und Haushaltsführung* (44–103) den Aufstieg und die Etablierung des aus dem Lübecker Umland stammenden Dunkelguds in

der Lübecker Stadtgesellschaft und bei den dortigen Krämern. Sie beschränkt sich dabei nicht allein auf Hinrik Dunkelgud selbst, sondern verfolgt auch die Lebensläufe von dessen Kindern (und teilweise Enkelkindern). Sie kann so u. a. zeigen, dass der ‚Kram‘ in der Stadt durch die Frauen von einer Generation in die nächste getragen wird, wozu auch mobiles und immobiles Eigentum zählt, welches durch Heiraten, Erbschaften und Überlassungen in den Familien weitergegeben wurde.

In den folgenden, vierten und fünften Abschnitten *Persönliche Rechtssicherung durch stadtbürgerliche Schriftlichkeit* (104–114) sowie *Mitgliedschaft in der Krämerkompanie* (115–123) erörtert Vf.in zum einen sehr kurz die verschiedenen Rechts- und Beglaubigungsformen, die sich in der kaufmännischen und städtischen Praxis des 15. Jh.s herausgebildet hatten und die sich vor allem am Rechtswert von Rechnungsbüchern als zulässige Beglaubigungsmittel ausmachten, bevor sie, ebenso kurz, auf die Lübecker Krämerkompanie und Dunkelguds dortige Rolle als Ältermann eingeht.

Diese Abschnitte bilden aber nur das Präludium zu dem umfassenden sechsten Kapitel *Kaufmännische Handelspraxis* (124–222). Auf diesen knapp einhundert Seiten analysiert die Vf.in nicht nur die verschiedenen Phasen der Geschäftsentwicklung des Dunkelgudschen Handels, sondern sie geht auch ausführlich auf dessen (warenkundlichen und praktischen) Kenntnisse, seine Netzwerke, seinen Gesellschaftshandel sowie den Umfang, die Ausdehnung und die Art seines Handels ein. Abgeschlossen wird dieser Abschnitt mit einer Einordnung von Dunkelguds Handel in dem Gefüge (und den Vorstellungen des 19. und 20. Jh.s) vom Lübecker Handel im 15. und 16. Jh. Vf.in kann deutlich zeigen, dass auch die Krämer einen internationalen und umfassenden Handel tätigten, der dem mittleren und kleineren Kaufleute in der Travestadt keinesfalls nachstand. Die scharfe Trennung, die zwischen diesen beiden Berufsgruppen durchgeführt wurde, ist daher von jetzt an obsolet.

Abgeschlossen wird der analytische Teil dann noch mit einem sehr kurzen Abschnitt über *Hinrik Dunkelguds Frömmigkeitsformen und Stiftungen* (223–235). Hinrik Dunkelgud war in der Forschung nämlich bisher vor allem wegen seiner Altarstiftungen im Kloster Marienwohlde und anderer Stiftungen ad pias causa in der Forschung bekannt, die alle sämtlich aus diesem Rechnungsbuch erschlossen werden können.

Der gesamte Band wird mit umfassenden Tabellen e. g. über Waren und Renten sowie mit Stammbäumen ab- und aufgeschlossen, sodass sich ein leichter Zugriff auf den Inhalt des Rechnungsbuches ergibt.

Stockhusens Analyse ist umfassend und zeugt von einer tiefgehenden Kenntnis der Materie. Ihre Arbeit kann damit als eine fast vorbildliche Studie für das Handels- und Rechnungswesen Lübecks im 15. Jh. gelten. Sie scheut auch nicht davor zurück, bisher geltende Forschungsmeinungen anzugreifen

und durch eigene Ideen zu ersetzen. Diese werden in Zukunft mit Sicherheit heftig diskutiert werden, wobei die Vf.in auf solidem Grund steht. Auch die Edition weist bei einer Stichprobe keine Makel aus. Allerdings kann man über die von der Vf.in vorgenommene Kommasetzung trefflich streiten. So ist es wohl Ansichtssache, ob es e. g. auf fol. 11v. „Tytken, tolner vor dem Holstendore“ oder aber „Tytken Tolner vor dem Holstendore“ heißen muss. Das Original gibt dazu keinen Hinweis.

Deutliche Schwächen weist diese Arbeit aber für die Beziehungen Dunkelguds nach Schweden, vor allem nach Stockholm auf. So ist es verwunderlich, dass z. B. die Serie der Stockholms Stadsböcker från äldre tid, und hier vor allem die erste Serie der Tänkeböcker (Stadtbücher) von 1474 an nicht ausgewertet wurde und Vf.in stattdessen vor allem Weinauges Werk von 1942 heranzieht. Besonders bedenklich wird es dann, wenn Vf.in den Testamentseintrag von 1479 „Item noch geve ik tom Holm to buwende to sunte Anne koer in de bue kerke 12 M“ (fol. 11v.) u. a. auf S. 229 so kommentiert: „Bereits in seinem ersten Testament bedachte Hinrik Dunkelgud eine nicht näher benannte Kirche in Stockholm mit immerhin 12 mk für den Bau eines Annenchores.“ Hinrik Dunkelgud testiert diese 12 M ganz eindeutig der „bue kirke“, d. h. der Storkyrka in der Stockholmer Altstadt, deren St. Annenchor genau zu dieser Zeit erbaut wurde. (Sveriges Kyrkor, Stockholms Kyrkor, Johnny Roosval, S. Nikolai eller Storkyrkan. I, Församlingshistoria, Stockholm 1924, hier S. 48 mit Hinweis auf die 12 M von Hinrik Dunkelgud als erste Erwähnung des Chores überhaupt, online: <http://samla.raa.se/xmlui/handle/raa/6123>; s. a. Ders., S. Nikolai eller Storkyrkan. II, Byggnadshistoria, Stockholm 1927, S. 394 zum Annenaltar; und Ders., S. Nikolai eller Storkyrkan. III, Inredning och lösa inventarier, Stockholm 1927, S. 327 zur Kapelle.) Es werfen sich in diesem Zusammenhang die Fragen auf, woher Dunkelgud Kenntnis vom Bau des Annenchores an der Südseite der Stadtkirche hatte und welche Bedeutung die Hlg. Anna (die sich in keinem Register wiederfindet) für ihn zu diesem Zeitpunkt spielte. Immerhin beginnt auch sein Testament 1479 mit der Anrufung der Anna mit ihrer Familie (fol. 11v.) wie er auch später der Annenbruderschaft in Lübeck Geld zukommen lassen will. Hier wären durchaus noch Möglichkeiten für weitere Fragestellungen gewesen.

Alles in allem darf die zuletzt geäußerte Kritik aber nicht vom umfassenden Wert der vorliegenden Arbeit ablenken. Mit Sabrina Stockhusens Edition und Analyse ist die Forschung zum Handel in Nordeuropa am Ausgang des Mittelalters ein ganz wesentliches Stück weitergekommen. C. J.

Günther Bock, *Das frühe Hamburg als Zielort slawisch-paganer Überfälle – Realität oder Fiktion?* (ZVHG 106, 2020, 1–36). – Vf. stellt fest, dass

die von den zeitgenössischen christlichen Chronisten gebrauchte – durchaus typische – verbale Diskriminierung insbesondere der Slawen als „Heiden“ nach heutigem Verständnis Aufrufe zu einer „ethnischen Säuberung“ waren. Für die Wikingerüberfälle auf Hamburg im Jahr 845 und Stade 995 konstatiert er eine ausreichende Quellengrundlage, bezweifelt aber die bei Adam von Bremen genannten slawischen Angriffe auf Hamburg 983, 1066 und 1072, da sie recht pauschal ohne weitere Details dargestellt werden und deshalb wohl nur antislawische Propaganda waren, die allerdings unreflektiert von Historikern bis in das späte 20. Jh. übernommen wurde. *O. P.*

Peter Gabrielsson, *Die Schonenfahrgesellschaft in Hamburg 1403–1614* (Contribuciones 7, Münster 2020, MV-Wissenschaft, 245 S.). – Wie in anderen Städten schlossen sich auch in Hamburg in der zweiten Hälfte des 14. Jh.s Kaufleute zu Fahrgesellschaften zusammen; es gab Flandern-, England- und Islandfahrer. Auch die Schonenfahrer bildeten eine solche, vor allem gesellige und der Netzbildung dienende Vereinigung, die vielleicht schon 1395 gegründet und 1403 erwähnt wird. Sie war eng mit der etwa gleichzeitig gegründeten Bruderschaft St. Martha am Maria-Magdalenen-Franziskanerkloster für gemeinsame Gebete, Totengedenken und Altarschenkungen verbunden. Zwei bis vier Oberalte bzw. Älteste leiteten die Gesellschaft, zwei Schaffer waren für die geselligen Aktivitäten, die Finanzen und die Mitgliederverwaltung zuständig, weitere Ämter folgten später.

1467 erwarben die Schonenfahrer ein eigenes Haus, erbauten bereits nach wenigen Jahren ein neues auf dem Grundstück und nahmen dort auch weitere Gesellschaften auf, bis es 1790 verkauft wurde. Die Schonenfahrgesellschaft hatte im Vergleich z. B. zu den Flandernfahrern einen nur geringen politischen Einfluss in der Stadt – Ratsherren stellte sie nur 1450 und 1500 –, dennoch war sie bis zu ihrer Auflösung im 19. Jh. im gesellschaftlichen und insbesondere religiösen Leben Hamburgs durchaus angesehen. Nach einem historischen Überblick liefert Vf. eine Edition der vorhandenen Quellen zur Schonenfahrgesellschaft vom 15. bis zum 18. Jh. Dazu zählen die frühen Urkunden und Ablassbriefe, das Memorial-, Rechnungs- und Kopialbuch von 1402–1508, 1511–1512 und 1528, das Rentebuch der Bruderschaft St. Martha von 1432–1469, das Schafferbuch von 1403–1451, das Protokoll- und Rechnungsbuch von 1467–1614, aus dem Rechnungsbuch der Jahre 1530–1604 die Protokolle der Versammlungen von 1530 und 1531 sowie Auszüge aus dem Wappenbuch von 1743. Im Anhang folgen Listen der Älterleute der Bruderschaft St. Martha, der Funktionsträger sowie der Mitglieder der Schonenfahrgesellschaft von 1403–1614. Ein Personenregister erschließt diese verdienstvolle Edition, die einen instruktiven Einblick in den Aufbau und das Wirken einer wichtigen Kaufleutevereinigung gibt. *O. P.*

Kieler Urkundenbuch 1242–1600, hg. von der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte, bearb. von Henning Unverhau (Sonderveröffentlichungen der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte, Bd. 93/94; 2 Bde., Bd. 1: 1242–1472, Bd. 2: 1473–1600, Kiel/Hamburg 2020, Wachholtz Verlag, 1026 S., auch online zugänglich unter: <https://files.wachholtz-verlag.de/openaccess/9783529050152.pdf>). – Seit 1873 gab es die Idee und erste Vorarbeiten, die Kiel betreffenden Urkunden zu edieren, nun konnte dies – trotz erheblicher Verluste von Originalen im Zweiten Weltkrieg – in einem langjährigen Projekt verwirklicht werden. Der Bearbeiter erläutert einleitend die vorhandenen und benutzten Archivbestände sowie die Editionsrichtlinien und weist darauf hin, dass neben den Urkunden im engeren rechtshistorischen Sinn auch Briefe, Testamente, Stadtrechnungen, Notizen, Burspraken, Zunft- oder Amtsrollen, Gerichtsprotokolle und Bekanntmachungen als Regest oder im Volltext aufgenommen wurden. Die Fülle des über diesen langen Zeitraum vorhandenen Materials machte es nötig, eine Auswahl zu treffen. Deshalb enthält diese Edition in 1033 Nummern den Bestand des Kieler Urkundenarchivs bis 1600, der Urkundenabteilung der Stadt Kiel aus dem Landesarchiv Schleswig-Holstein sowie die Kiel betreffenden Stücke aus dem Archiv der Hansestadt Lübeck, u. a. aus der Zeit der Pfandherrschaft Lübecks über Kiel (1469–1496), darüber hinaus u. a. auch alle Kielensien aus den SHRU und dem UBStL sowie weiteren Editionen, was einleitend aufgeführt wird. Das breite Spektrum der Quellen liefert Material zu den innerstädtischen Verhältnissen in Kiel, seinen Bewohnern, vielfältigen Rechtsgeschäften, das kirchliche Leben in Pfarr- und Klosterkirchen, Hospitälern und den milden Stiftungen sowie zu den Umlandbeziehungen der Stadt. Zahlreiche hansische Bezüge ergeben die engen Beziehungen Kiels zu Lübeck, darüber hinaus reichten die Kieler Interessen aber bis weit in den Ostseeraum von den Schonischen Märkten bis nach Novgorod. Ein Personenregister mit Berufsangaben sowie ein Orts- und Sachregister erleichtert den schnellen Zugang zu dieser verdienstvollen Edition. O. P.

Ein kurzer Beitrag von Andreas Röpcke nimmt *Ein Ablassprivileg von 1437 für den maroden Bremer Dom und die heilige Corona* in den Blick (BremJb. 99, 2020, 11–16) und ediert die nur im Vatikanischen Archiv überlieferte Bitte des Domkapitels sowie die päpstliche Genehmigung. Zwar scheint die mit dem Ablass verbundene Corona-Verehrung in Bremen Pilgerfahrten ausgelöst zu haben, die Etablierung eines neuen Festtages ist aber nicht zu erkennen und der Erfolg der Initiative daher zweifelhaft. R. H.

Alfred Löhr widmet sich verschiedenen steinernen Skulpturen in Bremen vom ältesten Monument, dem Christusrelief in der Westkrypta des Doms,

bis zur spätgotischen Zeit, befasst sich mit Datierungsfragen, Standorten, stilistischen Einordnungen bzw. ikonografischen Traditionen und bewertet den Forschungsstand: *Frühe Bildhauerkunst in Bremen. Überlegungen zum Stand der Forschung* (BremJb. 99, 2020, 17–53). Unter den betrachteten Werken ist auch das Grabdenkmal für den 1304 verstorbenen Ratsherrn Arnd von Gröpelingen. R. H.

Einen bemerkenswerten Beitrag zur Geschichte der Juden in Bremen sowie zur Sprachistik leistet Konrad Elmshäuser. Es geht um einen höchst ungewöhnlichen archäologischen Fund auf dem Gelände des ehemaligen Prämonstratenserklosters Heiligenberg, nämlich um „eine Mischung aus einem Geschäfts- und Personalsiegel“ mit diskriminierendem Bildinhalt, was in den Kontext jüdenfeindlicher Zeugnisse, speziell der mittelalterlichen Bremer Bildquellen, und der Geschichte der Juden in der Stadt Bremen eingeordnet wird. Das Motiv des Siegelstempels lässt sich nur durch eine Zwangsmaßnahme erklären und wird zugleich als erster Beleg für eine jüdenfeindliche Praxis des Bremer Rats gedeutet: *Ein Pfandleiher, sein Siegel und eine „Judensau“ – Antijudaismus im spätmittelalterlichen Bremen* (BremJb. 99, 2020, 54–89). R. H.

Simone Arnhold beschreibt die Fundsituation im Zusammenhang mit einem 2019 bei Bruchhausen-Vilsen geborgenen Petschaft, das als Hinweis für eine Jakobsbruderschaft in Bremen gedeutet wurde: *Der Heiligenberg – ein Ringwall birgt Geschichte* (BremJb. 99, 2020, 90–94). Wie es nahezu prägefrisch in einen wohl zu Drainagezwecken verteilten Schutt hineingelangen konnte, bleibt weiterhin unklar. R. H.

MECKLENBURG UND POMMERN. Die *Mecklenburgischen Jahrbücher 2020* bringen zwölf Aufsätze und sechs Dokumentationen, die teilweise auch die Aufmerksamkeit der Hanseforschung verdienen. Dies gilt vor allem für den wichtigen Beitrag von Albrecht Cordes, *Zwischen Magdeburg und Lübeck. Die Schweriner Stadtrechtsfamilie* (7–24), indem er das bisher zu wenig beachtete Schweriner Stadtrecht zwischen den hansisch wichtigen Lübecker und Magdeburger Stadtrechtskreisen verortet. Vf. stellt zunächst den Forschungsstand zu den „Stadtrechtsfamilien“ konzise dar und beginnt dabei mit dem 1643 erschienenen Werk des Helmstedter Juraprofessors Hermann Conring „De origine Iuris Germanici“ auf dessen Spuren spätere Rechtshistoriker nach dem „Wesen des deutschen Rechts“ suchten. Er skizziert den Streit zwischen Romanisten und Germanisten in der Romantik, die Kennzeichnung des Eindringens und der Rezeption des Römischen Rechts als „nationales Unglück“ und die Wertschätzung der germanisch-deutschen Rechtsquellen

für Sachsenspiegel und Stadtrechte. Vf. zeigt auch, dass in den 1830er Jahren die „Stadtrechtsfamilie“ erfunden wurde, die uns bis heute begleitet und unser Denken strukturiert – ob immer in die richtige Richtung? Vf. dekonstruiert diese Mythen geschickt, spürt ihnen nach und lädt dazu ein, das Problem noch einmal neu zu durchdenken und modern zu definieren. Dies ist sicherlich der wichtigste Ertrag seines Beitrags, der sich, nachdem er auf diese Weise grundlegende Fragen gestellt hat, dem Schweriner Stadtrecht zuwendet und den Forschungsstand, für den nach wie vor Hugo Böhlau, Friedrich Wigger, Friedrich Crull und Ferdinand Fabricius stehen, knapp skizziert. Vf. muss auch konstatieren, dass es immer noch kein griffiges Konstrukt gibt, das die „Stadtrechtsfamilie“ ersetzen könnte. „Stadtrechtsräume“ oder „Stadtrechtsbeziehungen“ können ebenso wenig befriedigen. Vf. mahnt daher, genau darauf zu sehen, ob eine Beziehung zwischen Stadt X und Stadt Y zwangsläufig bedeutet haben muss, dass es zwischen beiden einen Rechtszug oder gar eine Abhängigkeit gegeben habe und schlägt sinnvolle Kriterien vor, nach denen dies überprüft werden kann und wendet sie gleich auf die „Schweriner Stadtrechtsfamilie“ an. Er kann, die bisherige Forschung resümierend, Güstrow, Malchow, Malchin, Neuröbel und Penzlin sicher als Tochterstädte nachweisen, dies für Krakow und Penzlin zumindest vermuten. Behauptet wird diese Beziehung für Hagenow, Crivitz und Waren, diskutiert für Bützow. Im Ergebnis muss Vf. konstatieren, dass das Ergebnis dessen, „was nun das Schwerinsche Recht und die Schweriner Stadtrechtsfamilie ausmacht, ... vielschichtig und unübersichtlich“ ist. Immerhin kann er für sich in Anspruch nehmen, den Forschungsstand modern zusammengefasst und neue Fragestellungen formuliert zu haben. Es gab schon schlechtere Ausgangspunkte für weitere Überlegungen!

Andreas Röpcke eröffnet seinen Beitrag *Der vergessene Königssohn. Erinnerung an Herzog Erich von Mecklenburg, Prinz von Schweden, Herr von Gotland († 1397) (25–34)* ungewöhnlich, wenn er die Behauptung voranstellt: „Der Herzog Erich von Mecklenburg hat nichts Bedeutendes vollbracht.“ Ob er deshalb zu Recht von der Landesgeschichtsschreibung vergessen wurde, untersucht Vf. im Folgenden, wobei er zunächst auf äußerst dürftiger Quellengrundlage eine biografische Skizze des ältesten Sohnes des Mecklenburger Herzogs und späteren schwedischen Königs Albrechts III. liefert, dann sein Grabmal und seine Gedenktafel in Visby vorstellt. Dieses erinnert an den Kampf des Herzogs, der mit einer Streitmacht nach Gotland kam, um die Seeräuber zu vertreiben, die den Handel im Ostseeraum massiv störten. Hansische Dimensionen gewinnt der Beitrag spätestens, wenn Vf. das Hilfsgesuch Erichs an Danzig schildert, in dem er um Waffenhilfe gegen den von Königin Margarethe entsandten Sven Sture bat. Der junge Herzog starb während dieser Mission an einer Seuche, Gotland wurde ein Jahr später vom Deutschen Orden erobert und von den Seeräubern befreit. Erich wurde begraben und

vergessen, 1753 wurden die Steine seines Grabmals jedoch wiederentdeckt, 1892 zunächst in die Ruine von St. Nikolai, 1913 aber in die Außenwand des Domes von Visby umgesetzt.

Klaus Neitmann stellt *Herzog Christoph von Mecklenburg als Koadjutor des Erzstifts Riga* vor und nimmt *Voraussetzungen, Ziele und Umstände fürstlicher Versorgungspolitik in der Mitte des 16. Jahrhunderts* in den Blick (123–158). Den baltischen Landeshistorikern gut vertraut, ist auch er in Mecklenburg eher unbekannt. Als Koadjutor des Rigaer Erzstifts führte er dieses in die letzte Auseinandersetzung mit dem Meister des Deutschen Ordens um die Vorherrschaft in den geistlichen Landesherrschaften. Vf. kann für seine Fragestellung die von Stefan Hartmann zwischen 1999 und 2008 vorgelegten Regesten des Briefarchivs Herzogs Albrecht von Preußen und Livland zwischen 1534 und 1540 nutzen, um zu zeigen, in welchem Umfeld Christoph agierte.

Die anderen Beiträge sollen wenigstens erwähnt werden: Anke Huschner schreibt ausführlich über *Adlige Memorialkultur im Mecklenburg des 15. Jahrhunderts: Die Stiftungen des Ritters Mathias Axekow* (25–83), Stefan Petersen über *Das vergebliche Streben nach dem Bischofsamt – Herzog Balthasar von Mecklenburg und das Bistum Hildesheim 1472–1474* (85–121), Jörg Ansorge über *Die Bronzetaufe in der Marienkirche in Plau am See als Bildträger renaissancezeitlicher Ofenkacheln* (159–175), Peter Petersen über *Die mecklenburgischen Bau- und Feuerschutz-Verordnungen – städtisches Bauen zwischen städtischer Selbstbestimmung und landesherrlicher Einflussnahme am Beispiel von Dömitz an der Elbe* (177–219), Helmut Neuhaus über *Karl Hegel in Mecklenburg von 1841 bis 1856* (221–246), Jana Behnke über *Luise Algenstaedt (1861–1947): Lebensbild und Werk einer Mecklenburger Schriftstellerin* (247–279), Bernd Kasten über *Die ersten Automobile in Mecklenburg 1898–1918* (281–302), leider ohne dabei auf die eigene, nicht uninteressante Autoproduktion im Land hierzulande einzugehen. Seraphin Feuchte berichtet über *Die Werke Richard Wagners am Rostocker Volkstheater 1945–1990* (S. 303–324) und kann nachweisen, dass die 14 verschiedenen Inszenierungen insgesamt 167 Mal aufgeführt wurden. Christine Magin und Falk Eisermann stellen *Eine spätmittelalterlich niederdeutsche Inschrift in Kraak* (327–338) vor, Ann Marie Rasmussen, *Das Porträt von Herzog Heinrich V. von Mecklenburg in North Carolina* (339–342), Antje Koolman, *Ein Ehekontrakt aus dem 16. Jahrhundert zwischen Caspar Gans zu Putlitz und Agnes von Schöneich* (343–352), Walter Schiffer, *Jüdische Grabsteininschriften als steinernes Archiv – zum Grabsteinfund im Ivenacker Teehaus* (353–361), Florian Ostrop, *Eine besondere Begegnung zwischen heißem und Kaltem Krieg* (363–367), der das Barber-Lyaschenko-Abkommen zum Gebietsaustausch zwischen Ratzeburger und Schaalsee vorstellt. Beschlossen

wird der gewichtige Band traditionell durch eine Auswahlbibliografie zur mecklenburgischen Landesgeschichte des Jahres 2019. N. J.

Erinnerung an Mecklenburg. 50 Archivalien aus acht Jahrhunderten, hg. von Matthias Manke und Rene Wiese (Quellen und Studien aus den Landesarchiven Mecklenburg-Vorpommerns, Bd. 22, Wien-Köln-Weimar 2019, Böhlau Verlag, 208 S., zahlr. Abb.). – Ehemalige und aktuelle Mitarbeiter der Landesarchive Greifswald und Schwerin haben einen interessanten kleinen Band vorgelegt, der sich anhand von 50 Archivalien ebenso kundig wie abwechslungsreich durch acht Jh.e mecklenburgischer Geschichte hangelt. Die kurzen Artikel gehen auf die „Archivalie des Monats“, ein Format im Mecklenburg-Magazin zurück, eine Beilage der Schweriner Volkszeitung, die viel für das mecklenburgische Geschichtsbewusstsein geleistet hat, mittlerweile aber ebenso kaputtgespart wurde wie die Landesgeschichte und die Landesarchive in Mecklenburg und Vorpommern. Hansisch im engeren Sinne interessant ist nur ein einziger Beitrag, der von Andreas Röpcke, *Ein Kind mit zwei Köpfen aus Wismar in einer 400 Jahre alten Chronik* (42–44), in dem er über den Ankauf einer bisher unbekannt, 1590 einsetzenden und bis 1625 laufenden Wismarer Chronik des Pastors von Neuburg bei Wismar Caspar Tabbert berichtet. 1661 wurde die Chronik nach Rostock verkauft und dort rückblickend seit 1646 bis 1693 weitergeführt. Im Wismarer Teil findet sich die einzige Illustration, eine Federzeichnung eines Siamesischen Zwillings, der 1606 hier geboren sein soll, sich in anderen Quellen aber nicht nachweisen lässt. Ob und welche hansischen Erkenntnisse sich aus dem Band gewinnen lassen, kann hoffentlich bald hier berichtet werden. N. J.

Von den reich illustrierten elf Aufsätzen in den *Wismarer Beiträgen* (26, 2020) – darunter auch vier zur Schifffahrt des 19. und 20. Jh.s – sollen hier drei vorgestellt werden. Anette Löffler analysiert akribisch *Neuzeitliche Druckfragmente im Archiv der Hansestadt Wismar* (4–15), die als Probedrucke und Buchdeckelverklebungen genutzt wurden. Darunter sind ein Passional (Sammlung von Heiligenlegenden) von 1507, ein Prognosticon (Vorhersage) von 1515 aus der Rostocker Offizin des Nicolaus Marschalck, ein unbekannter Druck des seit dem 15. Jh.s bekannten Textes ‚Historie der vier Kaufleute‘ sowie Almanache und Einblattkalender des Lübecker Buchdruckers Stephan Arndes von 1513 und 1516. Torsten Rütz gibt einen Überblick zu den Baubefunden *Mauerpark mit Turm. Zwanzig Jahre archäologische Untersuchungen an St. Marien in Wismar* (16–33). Nach schweren Kriegszerstörungen 1945 und der Sprengung 1960 blieb von St. Marien nur der hohe Turm bestehen. Die freigelegten Umfassungsmauern und Sockel sind nun seit 2020 begehbar. Die Grabungen und bauhistorischen Untersuchungen erschlossen den wohl

ältesten Steinkirchenbau in Wismar aus den Jahren 1250/60, der zeitgleich zur Lübecker Marienkirche entstand und um 1280 einen Turm erhielt. Der Neubau der dreischiffigen Basilika erfolgte bereits im frühen 14. Jh. und zeigt mit seinen späteren Kapellen und Eingangshallen Parallelen zu den Kirchenbauten in Lübeck, Rostock und Greifswald. Weitere wichtige Befunde und Funde sind 20 teilweise dekorierte Gräfte aus dem 15. bis frühen 19. Jh., rund 100 Grabplatten sowie drei Münzschatze mit zusammen 920 Silbermünzen aus der Zeit um 1500. Torsten Fried stellt *Johann Gröning, Mühlenbesitzer und Numismatiker in Wismar* (34–43) vor, der von 1669 bis 1747 lebte, mit seinem Mühlenbetrieb ein Auskommen hatte, aber durch seine Bücher als Numismatiker bekannt wurde. O. P.

Tobias Pietsch, *Führende Gruppierungen im spätmittelalterlichen Niederadel Mecklenburgs* (Kiel 2019, Solivagus-Verlag, 459 S.). – In einer akribischen Auswertung der Zeugenlisten in den edierten und unedierten mecklenburgischen Urkunden des Spätmittelalters konnte Pietsch rund 7.000 Ritter und Knappen ermitteln, von denen rund 2.500 auch in unterschiedlicher Nähe zu den Territorialherren in Erscheinung traten. Von diesen rund 800 Adelsfamilien des 13. bis 15. Jh.s spielten rund 300 in Mecklenburg politisch eine Rolle. Pietsch unterscheidet drei Gruppen: die landespolitisch führenden Räte, einen Kreis von Adligen um diese herum sowie einfache Vasallen. Aufgrund ihrer häufigen Nennung in den Zeugenlisten, ihrer Rossdienste und ihren vor allem als Kriegsunternehmer erworbenen Vogteirechten waren acht Familien – regional und zeitlich differenziert – besonders einflussreich: die Barnekow, Plessen, Bülow, Lützwow, Stralendorf, Moltke, Hahn und Maltzan. Dabei entwickelten sie diese Position – wie 49 weitere maßgebliche Familien – vor allem durch die Förderung einzelner Landesherrn, z. B. durch die Herrschaftspläne Albrechts II. (1336–1379) im Ostseeraum, litten aber auch durch die spätmittelalterliche Agrardepression. In einem ersten Teil untersucht Pietsch die Rahmenbedingungen für die Entwicklung der Adelsfamilien unter den verschiedenen mecklenburgischen Landesherrn in den unterschiedlichen Herrschaften (Schwerin, Rostock, Werle, Stargard). In einem umfangreichen zweiten Teil folgen die bewegten Familiengeschichten der einzelnen Adelsgeschlechter, veranschaulicht durch Stammtafeln, Grafiken und Tabellen. Ein Register fehlt leider, der Autor stellt die erfassten Personen aber in einer Online-Datenbank zur Verfügung (<https://de.adel-mecklenburgs.wikia.com>). Bezüge zu den Städten der Region tauchen wiederholt auf, z. B. wenn Adlige an Konflikten beteiligt waren wie bei der Belagerung Rostocks durch Heinrich II. von Mecklenburg zu Beginn des 14. Jh.s, als Söldner im Dienst der Stadt 1368 oder in der Fehde der Lützwows mit Lübeck

im 14. Jh.; dabei wird deutlich, wie wichtig die Funktion der Adligen als Kriegsunternehmer war. Interessant wäre es nun, die Ergebnisse dieser anregenden Studie mit anderen Regionen zu vergleichen. O. P.

Zehn Beiträge vereint der von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte, Altertumskunde und Kunst herausgegebene Band 106 (2020) der *Baltischen Studien*, unter ihnen einen Aufsatz von Gabriele Poggendorf zu *Herzog Bogislaw X. von Pommern, die Türken und der Ruhm. Gestern, heute, übermorgen ...* (13–44), die diesem wichtigen Modernisierer Pommerns, unter dem das Land am Meer seit 1478 wieder vereint war, den nötigen Platz gibt und seine Reise ins Gelobte Land in den Kontext der Bemühungen Kaiser Maximilians stellt, ein Kreuzzugsheer zu versammeln und andererseits in die Ambitionen Bogislaws einordnet, für Pommern die unmittelbare Reichsstandschaft zu erlangen. Die vielfältigen Chancen, die sich aus dieser Reise u. a. durch die Verpflichtung mehrerer gelehrter Juristen ergaben, die späterhin an der Universität Greifswald, am Hofgericht und bei Hofe wirkten, sind weitgehend bekannt, werden hier aber noch einmal sehr gut unter gründlicher Auswertung der zeitgenössischen Überlieferung vorgestellt. Von der bis heute andauernden Popularität des Herzogs zeugen imposante Bronze- bzw. Sandsteindenkmäler in Stettin und Stolp. Dirk Schleinert stellt *Christian Küssow – pommerscher Adliger und herzoglicher Amtsträger des 16. Jahrhunderts* (45–85) vor, der als herzoglicher Rat und Amtshauptmann von Grimmen und Tribsees 1577 in Tribsees mit einem Epitaph geehrt wurde. Jürgen Hamel lenkt die Aufmerksamkeit auf *Martin Marstaller, Prinzen-erzieher und Gelehrter am Hof der pommerschen Herzöge, und seine Familie* (87–114), die aus dem Breisgau stammt und in der Generation des Vaters in den Norden geriet. Matthias Ohm zeigt in seinem gut gebilderten Aufsatz *Vom Nordosten in den Südwesten – Münzen und Medaillen der Herzöge von Pommern in der württembergischen Kunstkammer* (115–126), dass offenbar einzelne pommersche Prägungen (insgesamt acht) in den Südwesten des Reiches gelangten und fragt nach den Motiven dafür. Fritz Wochnik stellt *Die Stadt Stargard und ihre Pfarrkirche St. Marien während des Dreißigjährigen Krieges. Ein Unglücksfall und die Folgen* (127–146) vor und zeigt, wie aus dem verteidigungsbedingten Abbrennen einiger Gebäude und Anlagen vor dem Tor durch die Schweden bei befürchtetem Angriff kaiserlicher Truppen ein Stadtbrand wurde, der auch die Marienkirche ergriff und zerstörte. Siegmар Döpp schreibt über *Die Dichterin Euphrosyne Auen (1676–1715) und ihr lateinisches Epicedium auf den großen Kurfürsten (1688)* (147–200), Ursula von der Gönne-Stübing über *Ein Leben auf dem Lande und in der adligen Welt – Caroline Gräfin und Theodor Graf von Bismarck-Bohlen* (201–232), Helmut Börsch-Supan über *Trauer und Trost – zwei verschol-*

lene Gemälde von Caspar David Friedrich (233–244). Hansisch wichtig ist auch der Beitrag von Matthias Vollmer über *Flurnamensforschung in Pommern – Geschichte und Perspektiven* (245–257), den man sich auf die Wendischen Städte oder andere Regionen erweitert, auch gut in unserer Fachzeitschrift vorstellen könnte. Besonders erfreut dabei, dass es mit dem in Greifswald wirkenden Autor endlich wieder eine Perspektive für diese Fachrichtung geben könnte. Abschließend berichtet Volkmar Tietz über *Das pommersche Klosterleben, „vom dummen Volk erzählt“ oder wie die Sage ihre „eigene“ Kultur- und Sozialgeschichte schafft* (259–295). Rezensionen, eine Zeitschriftenrundschau und die Jahresberichte der Gesellschaft für Pommersche Geschichte, der Historischen Kommission für Pommern und der Arbeitsgemeinschaft für Pommersche Kirchengeschichte schließen sich an und beenden den fast 400 Seiten starken Band. N. J.

In den vom Stralsunder Stadtarchiv herausgegebenen *Stralsunder Heften für Geschichte, Kultur und Alltag* vom September 2020 berichtet Bernd Goltings von der Strandung des Schoners ‚Clara und Carl‘ im Ostseesturm vom November 1872 und dem dabei gefundenen „Goldschatz von Hiddensee“ aus dem 10. Jh. (8–11). Nils Jörn ermittelt *Auf den Spuren des Druckers Michael Meder (1614–1690)* (22–29) dessen Biografie sowie seine Druckschriften und bietet damit das Bild eines umtriebigen, zuerst in Rostock und dann weit über Stralsund hinaus wirkenden Druckers des 17. Jh.s. O. P.

Im Märzband des Jahres 2021 der sehr ansprechend gestalteten *Stralsunder Hefte für Geschichte, Kultur und Alltag* stellt Gaby Huch den 1781 in Grimmen als Sohn eines Tuchhändlers und Ratsherrn geborenen Gottlieb Christian Friedrich Mohnike als Mitbegründer der deutschen Skandinavistik vor (51–60). Seit 1794 am Stralsunder Gymnasium ausgebildet, weckte einer seiner Lehrer, der Rektor des Gymnasiums Groskurd sein Interesse an Skandinavien, das seit 1799 an der Greifswalder Universität u. a. durch den lebenslangen Freund Ernst Moritz Arndt u. a. befeuert wurde. Nach Hauslehrerstellen auf Rügen und in Stralsund wurde er 1810 Konrektor, 1811 Rektor der Greifswalder Stadtschule, bevor er 1813 Pfarrer an St. Jacobi in Stralsund wurde und dies bis an sein Lebensende blieb. 1829 führten in Reisen nach Dänemark und Schweden, seitdem er seit 1821 für seine Schriften zu Skandinavien sowie seine Übersetzungen reichsweit gewürdigt wurde. Für die Hansegeschichte hat er als Vermittler der skandinavischen Chroniken eine wichtige Rolle gespielt. In den *Mitteilungen aus dem Stadtarchiv* kann über die Wiedereröffnung des Lesesaals am 25. Mai 2020 berichtet werden. Das neue Depot, die gründlich gereinigten Bestände, eine zügig vorangetriebene Erschließung und Digitalisierung, die u. a. auf die mittelalterlichen Testamente sowie 2.700 städtische Urkunden und viele weitere

der Pfarrkirchen zugreifen lässt, macht auch Hoffnung für die Hanseforschung. So kann u. a. auf die Onlinestellung zahlreicher Hanserezepte und mit diesen im Zusammenhang stehende Dokumente in der Digitalen Bibliothek Mecklenburg-Vorpommern verwiesen werden. N. J.

Aus den traditionell reich bebilderten *Greifswalder Beiträgen zur Stadtgeschichte, Denkmalpflege und Stadtsanierung* interessiert im Jahresheft 2019 im Hansezusammenhang besonders der Artikel von Giannina Schindler, Torsten Rütz und Felix Schönrock *Tore, Mauern und „unterirdische Gänge“*. Archäologische Untersuchungen im Bereich von Mühlen- und Vettentor (4–15). Eine Stadtmauer ist für Greifswald 1272 erstmals schriftlich belegt, archäologisch sind Stadtbefestigungen aus der Zeit der Privilegienerteilung durch Wartislaw III. um 1264 nachweisbar. Von den vier Haupt- und fünf Wassertoren hat sich heute keines erhalten, wie vielerorts mussten sie im 19. Jh. weichen. Immerhin wird an das 2013–2015 ergrabene Mühlen- und Vettentor mit modernen Mitteln in der Pflasterung erinnert. Das Mühltor, das die Straßen nach Wolgast und Anklam beschützt, ist 1301 erstmals schriftlich erwähnt. Im März 1800 abgebrochen, schon 1805 fand die Grundsteinlegung für einen klassizistischen Neubau statt, der aber erst 1811 fertig wurde. Das 1304 erstmals schriftlich erwähnte Vettentor (fett = mächtig) bewacht die Straße in Richtung Grimmen. Über seine Gestalt ist wenig bekannt, möglicherweise gibt es Analogien zum Anklamer Steintor oder dem Luisentor in Demmin. In beiden Fällen werden die Grabungsergebnisse akribisch vorgestellt und damit ein weiterer Baustein zur auch im Hanseraum u. a. durch Ortwin Pelc in den letzten Jahren aufgeworfenen Frage nach der Stadtbefestigung der Hansestädte hinzugefügt. N. J.

Das *SEDINA-Archiv. Familiengeschichtliche Mitteilungen Pommerns* (N. F., Bd. 16, Jg. 67/2021, Mitteilungsblatt des Pommerschen Greife. V.) enthält immer wieder auch hansisch interessante Beiträge, hier den Artikel von Hans-Dieter Wallschläger, *Über Hausnummern, Straßennamen und Einwohner der Stadt Cammin* (134–143), der am Beispiel des Marktplatzes der 1274 mit Stadtrecht belehnten Stadt versucht, die Architektur und die Namen der Bewohner zu rekonstruieren. Er greift dabei auf ein Manuskript des Camminer Stadtchronisten Ludwig Kücken (1839–1882) zurück, der heute verlorengegangenes Material benutzt hat, um die Bewohner der Stadt seit 1529 Haus für Haus aufzulisten. Da die zwischen 1927 und 1935 erschienenen „Heimatstimmen aus dem Kreise Cammin“ bis auf wenige Exemplare verlorengegangen sind, veröffentlicht Vf. hier für die Grundstücke am Marktplatz noch einmal die Bewohner aus diesem Material und ergänzt es um Einwohnerlisten aus den Jahren 1852 und 1885 sowie eine Kirchensteuerliste aus dem Jahr 1940. N. J.

Der Vorsitzende der Historischen Kommission für Pommern, Haik Thomas Porada und der Grimmer Pfarrer Wolfgang Schmidt haben sowohl vom Inhalt als auch vom Umfang und der Gestaltung her den eindrucksvollen Band *Kirchliches Leben zwischen Trebel und Strelasund. Beiträge zur Geschichte des Kirchspiels und der Synode Grimmen* im Jahre 2019 im Kieler Verlag Ludwig herausgegeben. Mit seinem Themenspektrum und seinen 846 Seiten übertrifft er den 2015 erschienenen Vorgängerband *Die Marienkirche in Grimmen und ihre Gemeinde. Beiträge zur Kirchengeschichte einer pommerschen Stadt* nahezu um das Doppelte. Beide Bände zeigen eindrucksvoll, wozu auch kleine Städte in der Lage sind, wenn sich Engagierte zusammentun. Von Heide Lore Böcker als bester Kennerin der kleinen pommerschen Städte ist die Eigenschaft von Grimmen als kleine Hansestadt immer wieder betont worden, leider konnte sie sich krankheitsbedingt an beiden Büchern nicht mehr beteiligen. Und doch gibt es hansisch relevantes wie etwa in dem Beitrag von Haik Thomas Porada, *Die Grimmer Synode und ihre Geschichte. Eine Einführung* (11–20), in dem die besondere Bedeutung Grimmens für das geistliche Leben im Raum zwischen den Städten Stralsund, Greifswald und Tribsees vorgestellt wird. Kunsthistorisch wichtig für die Wendischen Städte sind vor allem die Artikel von Detlef Witt, *Mittelalterliche Altartafel aus dem Grimmer Raum* (109–126), der u. a. zeigt, dass der Altar aus Dorow bzw. Deyelsdorf heute der Stralsunder Marienkirche als Hauptaltar dient und von Rainer Neumann, *Die Auslagerung von Kunst- und Kulturgut aus Greifswald und Stralsund in den Kreis Grimmen während des Zweiten Weltkrieges* (215–282), der die dramatische Geschichte der Auslagerung von Kunstschatzen aus den beiden wichtigen pommerschen Hansestädten ins Umland sehr genau nachvollzieht. Anette Löffler stellt *Schlaglichter des liturgischen Lebens. Ein mittelalterliches Missale-Fragment aus dem Pfarrarchiv Grimmen* (345–352) vor, in das eine Grimmer Kirchenmatrikel aus dem Jahre 1570 eingebunden war und kann damit die liturgische Praxis vor der Reformation erhellen. Haik Thomas Porada und Dirk Schleinert werfen in ihrem Beitrag *Burg, Archidiakonat, Schloß und Amt Tribsees. Die zentralörtlichen Funktionen einer pommerschen Stadt in Mittelalter und Neuzeit* (379–412) den Blick auf eine Nachbarstadt Grimmens und zeigen die enge Verbindung zwischen der großen Hansestadt Stralsund und dem ländlichen und kleinstädtischen Umland, hier in Tribsees. Man wünschte nicht nur den anderen pommerschen, sondern allen hansischen Kleinstädten so engagierte Streiter für ihre Geschichte, denen es über den konkreten Kollegenkreis in der Region gelingt, auch hervorragende auswärtige Wissenschaftler wie Heiner Lück oder Anette Löffler mit ins Boot zu holen und deren Wissen regionalgeschichtlich nutzbar zu machen. Grimmen und sein Umland können

jedenfalls mit Stolz auf eine moderne Stadt- und Kirchengeschichte blicken, die so schnell nicht übertroffen werden kann. N. J.

Westeuropa

Bearbeitet von *Ulla Kypta*

Antwerp in the Renaissance, hg. von Bruno Blondé/Jeroen Puttevils (Studies in European Urban History 49, Turnhout 2020, Brepols Publishers, 316 S.). – Der Band schildert verschiedene Facetten des Antwerpens der Renaissance. Der Begriff „Renaissance“ soll mehr als nur eine zeitliche Zuordnung leisten. Vielmehr evoziert er, wie die Hgg. in der Einleitung darlegen, einen Bezug auf die Antike, auf Entwicklungen in Italien, auf den Beginn der Moderne. All diese Perspektiven nimmt der Band auf, um damit Handel, Gesellschaft und Kunst im Antwerpen des 16. Jh.s besser zu verstehen: Die Beiträge erörtern zusammengenommen, ob man Antwerpen als Renaissance-Stadt charakterisieren kann, und kommen zu einem positiven Ergebnis. Dabei zeichnen sie ein lebendiges Porträt der Stadt in ihrer „Goldenen Zeit“, in der Kaufleute, Handwerker und Künstler aus ganz Europa an der Schelde zusammenkamen.

Die Hansekaufleute werden als konkrete Gruppe im Buch kaum genannt. Nur im Beitrag von Krista De Jonge, Piet Lombaerde und Petra Maclot, *Building the Metropolis* (195–236), wird das Hansehaus als beeindruckendes Beispiel der Renaissancearchitektur genannt, das in Größe und Ausstattung lediglich vom Rathaus übertroffen wurde. 80 x 62 m lang, mit einem großzügigen Innenhof, 133 Räumen, Lagerräumen und offenen Galerien, Säulen und Turm ausgeschmückt wurde es von den Hansekaufleuten „Palast“ genannt und fungierte als Prunkfassade der Neustadt Richtung Hafen. Ansonsten kommen die Hansekaufleute nur indirekt vor: Sie bildeten einen Teil der kaufmännischen Elite der Stadt, die Antwerpen zu etwas Besonderem machte, wie viele Beiträge betonen: Im Unterschied zu den italienischen Renaissance-Städten wurden Handel und Kultur hier nicht von einem Stadtadel geprägt, sondern von einem Bürgertum, von dem die Forschung üblicherweise annimmt, dass es erst im Holland des 17. Jh.s entstand. Viele Autor*innen kommen deshalb zu dem Schluss, dass schon mit Antwerpens Blütezeit die Moderne in Nordwesteuropa Einzug hielt.

Nach einer Einleitung, die sowohl die Renaissanceforschung als auch Antwerpens Goldene Zeit im Überblick skizziert, diskutieren die Beiträge, wie sich die Renaissance in verschiedenen Bereichen der Stadtgeschichte niederschlug. Klare Fragen am Anfang, klare Thesen am Ende der Aufsätze strukturieren die Argumente sehr gut. Zunächst wird der Handel thematisiert, der Antwerpens Blütezeit begründete. Jeroen Puttevils, *Sixteenth-Cen-*

tury Antwerp, a Hyper-Market for All? (29–53), betont, Antwerpen habe im Unterschied zu fast allen anderen Handelsstädten des vormodernen Europas die fremden Kaufleute bevorzugt behandelt. Die einheimischen Kaufleute hätten sich aber trotzdem erfolgreich am Handel beteiligt, unter anderem weil in der Stadt so viel kaufmännisches Wissen zusammenkam, von dem auch die niederländischen Kaufleute profitierten. Die zahlreichen gedruckten Kaufmannshandbücher künden davon.

Dave De Ruyscher, *Antwerp Commercial Law in the Sixteenth Century: A Product of the Renaissance?* (55–88), beschreibt die Entwicklung des Kaufmannsrechts in Antwerpen. Römisches und lokales Recht seien dabei nicht als Gegensätze zu konzipieren. Vielmehr stellte das römische Recht Ordnungsansätze und Terminologien bereit, die das lokale Recht so systematisierten, dass es die Arbeit der Kaufleute besser strukturierte. Bert De Munck, *Brotherhood of Artisans* (89–105), und Hadewijch Masure, *‘And Thus the Brethren Shall Meet All Together’* (107–129), thematisieren in ihren Aufsätzen die Veränderungen, die Bruderschaften im 16. Jh. durchliefen. Nicht nur im Italien der Gegenreformation, sondern auch in Antwerpen hierarchisierten sich die Bruderschaften, der Zutritt wurde beschränkt, die aktive Partizipation ging zurück. Erik Swart, *A Renaissance Republic?* (131–152), untersucht, ob Antwerpens Stadtverteidigung als Teil einer „militärischen Renaissance“ angesehen werden kann. Während der Zeit der Revolte 1577–1585 war zwar eine Bürgerwehr in antiker Tradition für die Verteidigung zuständig, danach wurde aber auch hier wie in den meisten europäischen Städten der Zeit die städtische Miliz von staatlichem Militär abgelöst.

Anne-Laure Van Bruaene, *A Counterfeit Community* (153–171), zeigt, wie in den Festen der Renaissance, z. B. beim feierlichen Einzug von Kaiser Karl V. und Prinz Philipp in die Stadt 1549, die Stadtgemeinschaft weniger zusammenkam, als vielmehr erst geschaffen wurde, weil eine kreative Mittelklasse sich hier eigene kulturelle Traditionen erfand. Herman Pleij, *Literary Renaissance in Sixteenth-Century Antwerp?* (173–194), argumentiert, dass das neue Genre der Moralstücke, die häufig Probleme des Handels thematisierten, die niederländische literarische Renaissance einleiteten. Koenraad Jonckheere, *Trial and Error* (263–296), verortet die Renaissance der niederländischen Malerei ebenfalls in Antwerpen, denn hier wurden verschiedene visuelle Narrative wiederbelebt und ausprobiert. Krista De Jonge, Piet Lombaerde und Petra Maclot, *Building the Metropolis* (195–236), schildern, wie die Stadt expandierte und damit der Renaissance-Architektur in Nordeuropa zum Durchbruch verhalf; Jelle De Rock, *The City Portrayed* (237–262), analysiert, wie das Genre der Stadtansichten florierete. Bruno Blondé, Jeroen Puttevils und Isis Sturtewagen, *Silks and the ‘Golden Age’ of Antwerp* (297–316), betonen zum Abschluss des Bandes am Beispiel

der Seidenproduktion noch einmal, dass in Antwerpen schon im 16. Jh. die Moderne einsetzte, weil sich bürgerliche Konsumtraditionen etablierten.

Insgesamt zeigt der Sammelband damit die verschiedenen Facetten einer entstehenden urbanen Mittelklasse. An dieser bürgerlichen Kultur hatten die Hansekaufleute ihren Anteil, schließlich gehörten sie zur kaufmännischen Elite, die das Antwerpen der Renaissance prägte. Ulla Kypta

Skandinavien

Bearbeitet von *Carsten Jahnke*

DÄNEMARK. Ein guter Wein will reifen, denn *nam mora dat vires*.¹ Bei einigen Dingen stellt sich aber die Frage, ob eine lange Lagerung und Bearbeitungszeit dem Endprodukt nicht eher abträglich ist – so wie bei dem hier anzuzeigenden Werk von Flemming Glatter Sørensen, *Land, len, handel, investering, søroveri. undersøgelser af Axelsønnernes økonomiske forhold ca. 1420–1487* (Selbstverlag 2020, 544 S., zahlr. Grafiken u. Tab., CD-Rom). – Bei dem vorliegenden Werk handelt es sich um eine umfassende Untersuchung der ökonomischen Grundlagen von sechs der einflussreichsten Magnaten Skandinaviens im 15. Jh.: der Söhne des ca. 1446 verstorbenen Reichsrates Axel Pedersen aus der Familie Thott. Die Arbeit wurde im Michaelissemester 1972 an der Universität Kopenhagen unter Betreuung von Thomas Riis angefangen, 1975 ein erstes Mal in Kopenhagen bei Thomas Riis als Magisterarbeit verteidigt und seitdem durch zahlreiche Studien ergänzt, wodurch sie ihren gegenwärtigen Umfang erreicht hat.

Die Axelsöhne, wie die aus zwei Ehen stammenden Kinder Axel Pedersens genannt werden, sowie Axel Pedersen selbst sind bekannte und relativ gut untersuchte Figuren der großen Politik Skandinaviens. Auch sind sie schon seit längerem als Gutssammler und *homines oeconomini* im Blick der Forschung gewesen, zuletzt u. a. durch Claus Ravn.² Allerdings sind die Details, der wirkliche reelle Umfang sowie die wirtschaftliche Basis ihres Wirkens noch nie umfassend und vergleichend untersucht worden. Hierin liegt die Stärke der vorliegenden Arbeit, die jede nur erdenkliche Möglichkeit der Einkunftsrechnung für diese sechs Herren zu ergründen sucht.

In sieben Groß- und 24 Unterkapiteln geht der Vf. detailgenau auf die geografischen und wirtschaftlichen Verhältnisse im Ostseeraum ein, in denen er die Unternehmungen der Axelsöhne platziert. Nach einem ersten Großkapitel

¹ Ovid, *Remidia amoris*, 83.

² Claus Ravn, *Axel Pedersen, Eksponent for en unionsnadel? En undersøgelse af eksistensen af en unionsnadel i Kalmarunionens etablering*, Universitetspeciale, København 2009.

über die geografischen Verhältnisse in Dänemark, Schweden und Finnland (*Det geografiske rum*, 26–44) widmet er sich in einem zweiten, allgemeinen Abschnitt der Agrarökonomie und der Preisentwicklung (45–76) worauf sich dann der erste Untersuchungsabschnitt *Güter, Gutsökonomie und Verwaltung* (*Jordegods, godsøkonomi og forvaltning*, 77–257) anschließt. Vf. untersucht minutiös den Gutserwerb, die Erwerbs- und Erbstrategie, die Lage, produktions- und verwaltungsmäßige Ausführung eines jeden einzelnen, nachzuweisenden Besitzes der sechs Brüder. Des Weiteren versucht er, die Höhe der Grund- und anderen Einnahmen aus diesen Besitzungen, die Einkunftsunterschiede von Gütern mit Eigenbewirtschaftung und Pachtsystem aufzuzeigen, diese in die allgemeine Entwicklung des 14. und 15. Jh.s einzubetten sowie eine Investitionsbilanz in Hinblick auf die Rentabilität zu erarbeiten.

Im vierten Abschnitt *Lehensbesitzungen und deren Ökonomie und Verwaltung* (*Lensbesiddelser og deres økonomi og forvaltning*, 258–334) analysiert der Vf. die Lehens- und Pfandverschreibungen an Axel Pedersen und dessen Söhne in Hinblick auf die Gesamtrentabilität. Zwar ist die Liste der Lehensnehmer seit den Arbeiten von u. a. Henrik Lerdam relativ gut bekannt, doch hat bisher niemand die ökonomischen Hintergründe und die Einkünfte und Ausgaben der Lehen systematisch zu analysieren versucht. Durch die Analyse der Lehen der Axelsöhne sowohl in Dänemark, Schweden wie auch im zu Schweden gehörenden Finnland präsentiert die vorliegende Studie neues, umfangreiches und hoffentlich belastbares Hintergrundmaterial für weitere Untersuchungen.

Der folgende, fünfte Abschnitt geht auf den Handel der Axelsöhne vor allen mit den Hansestädten ein (*Handelsvirksomhed og investeringer*, 335–409), bevor sich der sechste Abschnitt der *Seeräuberei* dieser sechs Magnaten widmet (*Uvisse og tvivlsomme indtægter*, 410–440). Abgeschlossen wird der Band durch ein siebtes Kapitel, welches die Auswirkungen des Bruches der Axelsöhne mit König Christian I. im Jahr 1467 zu analysieren versucht (*Økonomi og politik*, 441–460). Hiernach nimmt der Vf. in zwei Exkursen zum einen eine komparative Untersuchung von Löhnen im 15. Jh. vor und versucht hypothetisch, die Unkosten bei der Produktion und dem Handel von Butter aus Västergötland nach Lübeck zu analysieren.

In einer beigelegten CD-Rom (sic!), deren Inhalt aufgrund des Formates dem Rez. leider nicht zugänglich ist, befinden sich in elf Beilagen Informationen u. a. zu dem bei Erbteilungen angewandten Taxierungssystem, dem Münzsystem der Zeit, Gewichten etc., der Inhalt einiger Quellen sowie ein Itinerar der Axelsöhne und ein Stammbaum über fünf Generationen.

Die vorliegende Studie ist umfangreich, quellengesättigt und detailgenau. Sie versucht minutiös, dem Handeln und Wandeln dieser Magnaten und die ökonomischen Grundlagen und Auswirkungen zu ergründen, zu analysieren und einzuordnen. Hier merkt man deutlich die lange Reife- und Entstehungszeit.

Allein der schiere Umfang des Materials zeugt vom Fleiß und dem Sammlereifer des Vf.s. Die Umsetzung in Grafiken, Tabellen und Zahlen ist verlockend und erleichtert trotz allem einen Zugang zum präsentierten Material.

Die Verlockung, die von den immer und überall auftauchenden Tabellen und Grafiken sowie den vorgenommenen Vereinfachungen ausgeht, ist aber auch die Crux und die Gefahr dieses Bandes. Dieses kann am Beispiel des Kapitels V.22, Warenaustausch im Ostseeraum, Unterkapitel Lübeck, Unterkapitel Lübecks Handel mit Schweden und Dänemark, (351 ff.), exemplarisch aufgezeigt werden. Durch Auswertung von Literatur zu den Pfundzollquellen, u. a. Lechner und Vogtherr, zeichnet der Vf. eine vollgültige „Darstellung der Umsätze und Handelsströme im Lübecker Hafen“ (351) auf, muss aber bedauernd feststellen, „dass sich eine vollständige Handelsbilanz für Lübeck auf der Basis des in den Pfundzollbüchern Registrierten nicht aufstellen lässt, da 10,6 % des Zollwertes sich nicht einzelnen Regionen oder dem Im- oder Export zuordnen ließe ...“ (352). Nicht nur, dass der Vf. ignoriert, dass die Pfundzollbücher fast ausschließlich nur den seegehenden Handel, und diesen noch nicht einmal umfassend behandeln (Jahnke, Pfundzollrechnungen im Ostseeraum, 1998, Vogtherr, Hamburger Faktoren von Lübecker Kaufleuten, 1993 u. a.), betrachtet er auch noch z. B. unter Mecklenburg und Pommern ausschließlich den Seehandel und konstatiert einen andauernden Handelsbilanzüberschuss der Travestadt. (353), beides zudem aufbereitet in zwei Tortendiagrammen.

Dieses Beispiel zeigt exemplarisch zahlreiche Probleme der vorliegenden Arbeit auf. Zum Ersten ist es die Frage, welchen Sinn und Nutzen diese, nicht einmal ordentlich durchgeführte, Untersuchung des Lübecker Handels für die Analyse der Ökonomie der Axelsöhne besitzt. Hier, wie an vielen anderen Stellen auch, gerät der Vf. auf Abwege, die dem Werk nicht nutzen und die, besser fundiert, Platz in eigenständigen Studien hätten finden müssen.

Zum Zweiten macht sich hier, wie an vielen anderen Stellen auch, die lange Entstehungszeit dieser Arbeit bemerkbar, deren neuere Literaturlauswahl mehr als eklektisch zu bezeichnen ist. Zwar hat der Vf. die Arbeit von Christina Link zum Getreidehandel von 2014 rezipiert, definiert aber z. B. die Grundstruktur hansischer und anderer Kaufleutegesellschaften unter Zuhilfenahme von Aarup, *Studier i Engelsk og Tysk Handels Historie* von 1907, die einschlägigen neueren Arbeiten von Selzer, Ewert, Cordes oder Jahnke ignorierend. Das ist vor allem bedenklich in Hinblick darauf, dass Kilian Baur, *Freunde und Feinde* von 2018, zahlreiche Hinweise auf die Axelsöhne und andere von Vf. behandelte Akteure liefert, die nicht zu ignorieren gewesen wären. Auch sind die Berechnungen zu den Unkosten im Warentransport im Ostseeraum von Jahnke im Jahr 2004 anhand wirklicher Beispiele und nicht hypothetisch durchgeführt worden. Ebenso ist der Begriff des „Seeräubers“ spätestens seit

den Arbeiten von Gregor Rohmann³ neu definiert worden und das gesamte vom Vf. präsentierte Kapitel ist ein Paradebeispiel für Rohmanns Thesen – ohne, dass der Vf. die die Forschung beherrschenden Diskussionen überhaupt zur Kenntnis genommen hat. Die hier für einen sehr kleinen Ausschnitt vorgestellten Lakunen und Fehler lassen sich auch an anderen Stellen nachweisen und sind mehr als bedenklich.

Selbst die Auswahl älterer Literatur ist selektiv. So erscheint zum livländischen Handel zwar die Arbeit von Ahvenainen, Gunnar Mickwitz' zum Revaler Handel oder die Werke von Gunvor Kerkkonen oder Tapio Salminen zum Handel zwischen Finnland und Reval aber nicht, um nur einige Beispiele zu nennen.

Darüber hinaus wäre selbst der Analyse der Beteiligten noch einiges mehr hinzuzufügen gewesen, hätte man sich auf einige, wenige konzentriert. So stand, um nur zwei Beispiele zu nennen, der von Vf. behandelte Wirt von Erik Axelsohn in Reval, Laurens Vridach, in Handelsbeziehungen zu den Lübeckern Hinrich Houeman, Herman tor Loe und Hans Offermann (TLA, Fond 230, Urkunden, Nr. 817, 1487 März 30, Jahnke 2004) (und hätte die Institution des „Wirtes“ wesentlich tiefergehend behandelt werden müssen) und betrieb zudem Narvahandel, oder hinterließ der vom Vf. (390 f.) behandelte Lübecker Kaufmann Diderik van der Beke schon 1447 ein Testament, welches über seinen Handel und seine Gesellschaft mit Evert Holsthusen berichtet (Meyer Testamente, 1447/36), sowie weitere in den Jahren 1473 und 1484 (1473.08.03, 1484.04.24 u. 1484.04.24), die ausgewertet hätten werden können.

So ist ein mehr als gemischtes Fazit zu ziehen. Auf der einen Seite steht die unbestreitbare (Fleißes)Leistung des Vf.s und seine zahlreichen und tiefgehenden Zugänge in das behandelte Material. Die Wirtschaft der Axelsöhne, und mit ihnen der politischen Oberschicht in Skandinavien des 15. Jh.s, ist durch das vorliegende Werk zu einem Gutteil analysiert worden. Der Erkenntnisgewinn durch diese Arbeit ist erheblich.

Auf der anderen Seite stehen die eklektische Literatúrauswahl und die mangelnde Beherrschung auf das Wesentliche. Die Unart des Vf.s, auch wesensfremde und von ihm nicht selbst aus den Quellen geschöpfte Zahlen in absolute Tabellen und Grafiken zu formen, ist nicht nur irritierend, sondern führt nicht nur zu bedenklichen, sondern auch zu verkehrten, zudem auch noch verführerischen Resultaten. Auch hat die lange Bearbeitungszeit dazu geführt, dass das vorliegende Werk allein aus seinem Umfang und der Detailtreue der Darstellung als ein Mastodon daherkommt. Es ist die Frage, ob wirklich jeder Landerwerb in extenso und in allen Details im Haupttext

³ U.a. Rohmann, Gregor: Jenseits von Piraterie und Kaperfahrt: Für einen Paradigmenwechsel in der Geschichte der Gewalt im maritimen Spätmittelalter, *Historische Zeitschrift*, Vol. 304, H. 1, 2018, s. 1–48.

hätte dargestellt werden müssen, wie sich auch die Frage stellt, welchen Sinn die langen Ausführungen zur Agrarökonomie oder der Wirtschaft im Ostseeraum im Allgemeinen erfüllen, wenn sie nicht auf eigenen Forschungen und gesicherten Ergebnissen beruhen.

Damit lässt einen das Werk frustriert und zwiegespalten zurück, was angesichts der wirklich interessanten Ergebnisse für die Axelsöhne schade ist. *Tempus edax rerum.*⁴ C. J.

Der vorliegende Band *Peasants, Lords, and State. Comparing Peasant Conditions in Scandinavia and the Eastern Alpine Region, 1000–1750*, hg. von Tore Iversen, John Ragnar Myking und Stefan Sonderegger (The Northern World, Bd. 89, Leiden 2020, Brill, 375 S., 6 Abb.), ist durch zwei *aetātēs* ausgezeichnet: Zum einen ist die (Vor-)geschichte dieses Bandes ein Beispiel für die nicht verjährende Aussagekraft eines *aetātis confirmatis* und zum anderen ist der Band ein klassisches Exempel für die Aussage, dass *aetas nulla ad discendum sera*, wird hiermit doch ein Projekt der (goldenen) 20er Jahre zu Ende gebracht, welches wiederum seit 2003 mit neuem Leben erfüllt worden war.

Im Jahr 1929 hatte der Direktor des norwegischen Instituts für vergleichende Kulturforschung, Edvard Bull, angeregt, Norwegen mit dem Alpenraum zu vergleichen, um hiermit historisch-materialistische Analysen einer übergeordneten Struktur, *superstructure*, vergleichbarer ländlich-kultureller Räume zu erhalten. Allerdings machte der Ausbruch des Zweiten Weltkriegs und die Besetzung Norwegens diesem Projekt ein Ende, und es wurde erst 2003/04 bis 2007 durch das vom norwegischen Forschungsrat gestützte Unternehmen „Peasants’ control over land and resources from the High Middle Ages to the end of the early modern period – Norway, Scandinavia, and the eastern Alpine region“ wieder aufgenommen. Im Laufe dieser fast einhundert Jahre hatte sich die Forschungslandschaft und das Forschungsinteresse wesentlich geändert und doch zeigt der vorliegende Band, der den Abschluss dieses Projektes (sic!) markiert, dass ein Teil der gestellten Forschungsfragen noch immer aktuell sein kann.

Nach einigen einleitenden Worten zur Entstehung des Bandes und des Projektes durch Tore Iversen und John Ragnar Myking (*Historiographical and Methodological Reflections*, 3–37) vergleichen im zweiten Teil beide Vff., teilweise in Kooperation, teilweise einzeln, systematisch Norwegen mit dem Alpenraum. Im ersten Abschnitt beschreibt Tore Iversen die Entwicklung der Sklaverei und Leibeigenschaft in beiden Regionen (*Slavery and Unfreedom from the Middle Ages to the Beginning of the Early Modern Period*, 41–87),

⁴ Ovid, *Metamorphosen*, 15.

dann folgen die Analysen von John Ragnar Myking, *Leasehold and Freehold c.1200–1750* (88–120) und *Peasant Participation in Thing and Local Assemblies c.1000–1750* von beiden Vff. (121–177), die dann den Abschnitt auch mit einer gemeinsamen Konklusion abschließen (178–201).

Der dritte Teil beschäftigt sich mit historiografischen Aspekten des gewählten Themas. Der Reigen wird von Helge Salvesen eröffnet, der mit seinem Beitrag *The Historian as Architect of Nations: A Historiographical Analysis of the Norwegian Peasantry as Carrier of National Ideology and Identity in the Medieval and Early Modern Period* (205–218) ein mustergültiges und exemplarisches Beispiel moderner akademischer Historiografie vorlegt. Daran schließen sich die Beiträge von Josef Riedmann, *The Participation of the Tyrolean Peasantry in the Government of the Country: Theory – Reality – Ideology* (219–229), Werner Rösener, *Peasant Ideology in German Historiography* (230–247) und Stefan Sonderegger, *Switzerland – A ‘Peasant State’?* (248–266) an, bevor der Band mit zwei Appendizes von Markus Cerman und Michael Mitterauer, *The Sub-peasant Strata in the Late Medieval and Early Modern Eastern Alpine Region* (269–291) und von Stefan Sonderegger, *Active Manorial Lords and Peasant Farmers in the Economic Life of the Late Middle Ages: Results from New Swiss and German Research* (292–318) abgeschlossen wird.

Auf den ersten Blick erscheint dieses Projekt wirklich altmodisch und ist e.g. die Teilnahme der Bauern am regionalen Thing nicht gerade das, was die Forschung z. Zt. umtreibt. Doch schaffen die Vff. es, diese Themen der 1920er und 1970er Jahre in die Forschung des ausgehenden 20. Jh.s zu transferieren. Hiermit bauen sie eine wichtige Brücke zwischen den Generationen, eine Brücke, die auch die immer weiter wachsende „Sprachlosigkeit“ zwischen skandinavischer und deutschsprachiger Forschung zu überbrücken hilft. Weshalb diese Brücke noch gebaut werden kann, zeigt allein ein Blick in die Tabula der Autoren: von den acht Vff. sind sechs Professoren bereits emeritiert, der jüngste Vf., Markus Cerman, bereits 2015 verstorben und nur Stefan Sonderegger noch immer im Amte. Hier zeigt sich die goldene Weisheit der in Ehren ergrauten.

Diese Weisheit kommt dann vor allem im dritten Abschnitt zum Tragen, wenn die Vf. die historiografische Entwicklung ihrer Forschungsfelder in Norwegen, Österreich und der Schweiz darstellen. Die hier aufgezeichneten Linien, Verwerfungen und ideologischen Verwicklungen werfen ein bezeichnendes Bild auf die Geschichtsforschungen und die besondere Verknüpfung von (germanischer) Bauern-Ideologie, Politik und Nationalstaatsbildung. Die Beiträge von Helge Salvesen und Stefan Sonderegger werden als Schulbeispiel moderner Historiografie noch lange genutzt werden und die anderen, südlichen Kollegen stehen ihnen in nichts nach. Allein dieser

Abschnitt macht den vorliegenden Band auch für diejenigen empfehlenswert, die sich nicht für Bauern, Wüstungen oder Leibeigenschaft interessieren.

Der vorliegende Band ist daher nicht nur eine Reminiszenz einer *aetatis aurea* deutsch-skandinavischer Forschungszusammenarbeit, sondern auch ein Beispiel dafür, wie ältere Forschungsthemen noch immer Relevanz besitzen können, transferiert man sie nur in eine moderne Methodik und bettet sie in einen übersichtlichen historiografischen Rahmen. Beides ist den Beiträgern dieses Bandes gelungen. C. J.

Wie verhalten sich Kaufleute, wenn sie in ferne Regionen umsiedeln und wie bewahren diese und andere Emigranten ihre kulturelle Identität in einer fremden Umgebung? Das ist eine der Hauptfragen des von 2014 bis 2018 durchgeführten Forschungsprojektes „Urban Diaspora – Diaspora Communities and Materiality in Early Modern urban Centres – Aalborg, Elsinore and Nya Lödöse“ unter Leitung von Jette Linaa am Museum Moesgaard bei Aarhus in Dänemark, dessen Ergebnisse nun in dem gewichtigen Band *Urban Diaspora. The rise and fall of diaspora communities in Early Modern Denmark and Sweden. Archaeology, history, science* (hg. von Jette Linaa, Højbjerg 2020, 537 S., zahlr. Abb. und Ktn.) zusammengefasst wurden. In diesem Projekt wurden vier Fragen gestellt: ad 1 „What are the material markers for diaspora communities?“, ad 2 „What were the backgrounds for these diasporas and how did these impact on identities?“, ad 3 „How did diaspora identities transform over time and how is this reflected in the material culture?“ und ad 4 „How did the diaspora communities relate to their homelands and their fellow diaspora communities in other urban centres?“ (16). Diese Fragestellungen wurden an drei Städten angelegt, für die deutliche materielle, archäologische und historische Spuren aus dem 15. bis 17. Jh. vorhanden sind: Aalborg, Helsingör und Lödöse. In Aalborg wurden „normale“ Ausgrabungen aus dem urbanen Kontext zur Grundlage genommen, während in Helsingör der Hauptfokus auf dem „Sand“, einem 1648 zerstörten und nicht wieder aufgebauten Stadtteil mit hohem Ausländeranteil, lag, und bei „Lödöse“ die Stadt Neu/Nya Lödöse/Neu Ludehusen untersucht wurde, die von 1473 bis 1624 bestand, und deren Einwohner dann ins neugegründete Göteborg umgesiedelt wurden. Alle drei Städte hatten nicht nur enge Beziehungen zum hansischen Handelsnetzwerk und eine nicht geringe Bedeutung für den nordeuropäischen Handel, sondern auch einen besonderen Status als Handelsorte schottischer und holländischer Kaufleute.

Das Ziel dieses Projektes war es, dem Phänomen von Immigrantengemeinschaften in Städten auf dreierlei Weise näher zu kommen. Zum einen wird versucht, anhand des archäologischen Materials Spuren, *Marker*, zu finden, die auf eine kulturelle Andersartigkeit der einstigen Bewohner hindeuten, sei es in

Form besonderer Objekte wie Kochgeschirr oder Porzellan/Fayencen, sei es in Form von außergewöhnlichen, *odd*, Speisen wie Austern, Staren oder Hirsebrei. Zum anderen wird u. a. durch Auswertung einiger tausender Nachlassinventare aus diesen Städten versucht, besondere kulturelle Marker, u. a. Kunstobjekte wie Kokosnüsse oder Bilder, und deren Wertschätzung zu finden, die einzelne Gruppen auszeichneten. Und zum Dritten wird versucht, die inner- wie außerstädtischen Netzwerke der Immigranten in diesen Städten aufzuzeichnen.

Als Migranten werden dabei Personen bezeichnet, die außerhalb der Grenzen der zwei Reiche Dänemark und Schweden geboren worden waren und die ohne erkennbare zeitliche Begrenzung in diese drei Städte gezogen waren (17), wobei auch die innere Migration von z. B. Dienstboten in die Städte mit berücksichtigt wurde. Diese Migranten machten im Laufe des Untersuchungszeitraumes bis zu 30 % der Bevölkerung der untersuchten Städte aus, wobei zwischen kurzzeitigen Migranten, *Movers*, und langfristigen Migranten, *Stayers*, zu unterscheiden ist. Erstere blieben nur für eine kurze Zeit in den Städten, zogen dann, zumeist aufgrund fehlender Erwerbsmöglichkeiten, weiter, wohingegen Letztere sich dauerhaft in die Netzwerke der Stadt einbanden und sich durch ein hohes „human capital“ auszeichneten (497 f.). Es sind, natürlicher Weise, die langfristigen Migranten, die die meisten historischen Quellen hinterlassen haben und die im Vordergrund der Untersuchungen stehen.

Um dieser ambitionierten Aufgabenstellung gerecht zu werden, hat Hg. in nicht nur Archäologen, sondern auch Historiker sowie Archäobotaniker- und Archäozoologinnen gewinnen können, die durch die Erschließung und Neuinterpretation der Quellen aber auch durch die Zusammenarbeit und stringente Ausrichtung an den Fragestellungen zu beeindruckenden Ergebnissen gelangten, die in 17, z. T. äußerst umfangreichen, Kapiteln präsentiert werden.

Nach einer Einleitung durch Jette Linaa, die nicht nur die Ausrichtung dieses Projektes erläutert, sondern auch den definatorischen Rahmen klar fixiert (9–22), beginnt ein erster Abschnitt, der sich mit Aalborg beschäftigt. Zuerst erläutert Christian Vrångmose Jensen *The archaeology of Early Modern Aalborg, c. 1450–1650* (25–37) indem er die einzelnen, behandelten Fundorte und die angewandten Grabungstechniken beschreibt. Hiernach schildert Jakob Ørnbjerg *The immigrants in Aalborg 1550–1650* (39–73) aus historischer Sicht. In umfassender Weise beschreibt er die Einwanderung von Schotten, Niederländern und „Deutschen“ nicht nur aus praktischer und rechtlicher Sicht, sondern er untersucht auch die Lebensstationen, Verflechtungen und Siedlungscluster von 19 ausgewählten Immigranten, darunter u. a. die Lübecker Povl Pop, Henrik Middeldorf, Johan Ertman oder Wilhelm Koch aus Westfalen. Anhand von Patenschaften, Ratsmitgliederschaften bis hin zu Nachlassinventaren kann er die Einbindung und Verflechtungen dieser Einwanderer relativ umfassend aufzeigen und Gleichheiten und Unterschiede

verdeutlichen. Abgeschlossen wird dieser Teil mit Peter Mose Jensens Beitrag, *Using plant remains to identify diaspora communities in Late Medieval and Early Modern Aalborg* (75–92). Vf. weist vor allem auf drei Anomalien im Aalborger Fundmaterial hin, die auf fremde, kulturelle Einflüsse deuten: die Nutzung von schwarzen Johannisbeeren und Buchweizen, die zu dieser Zeit in Dänemark nicht üblich war, und das Vorkommen von großen Mengen an Heidekraut in einer Ausgrabung, einer Pflanze, die ansonsten nur in ländlichen, nicht aber in städtischen Kontexten auf Jütland gefunden wurde, was auf eine regionale Migration hindeuten könnte.

Die folgenden sieben Kapitel (5–10) wenden sich dann Helsingör und vor allem dem Stadtteil „Sand“ zu. Zuerst beschreibt Liv Appel, *The archaeology of Elsinore and the Sand* (95–117), da der Sand nach seiner Zerstörung durch die Schweden 1648 nicht wieder aufgebaut wurde, war er zu Beginn des 20. Jh.s einer Hafenerweiterung und dem Bau einer Werft größtenteils zum Opfer gefallen, so dass der Straßenverlauf etc. aus archäologischen Funden und historischen Quellen rekonstruiert werden muss. Danach folgen zwei umfangreiche und quellengesättigte Beiträge von Jette Linaa, *The making of diaspora communities. Networks of origin, credit, religion, marriage and spiritual kinship among migrants and Danes in Elsinore 1550–1660* (151–189) und *The materiality of longing and belonging: Diaspora communities reflected in probate inventories* (191–237). Im ersten Beitrag untersucht Vf.in auf moderne Weise die Herkunft, Vermögensverhältnisse und Netzwerke der Einwanderer, deren Heiratsverhalten und den Heiratsmarkt von Helsingör, Patenschaften und andere Strategien der Integration in der Fremde. Im zweiten Artikel untersucht sie 1.379 Nachlassinventare aus Helsingör aus der Zeit zwischen 1571 und 1650. Hierbei wendet sie ihren Blick nicht nur auf die aufgezeichneten Haushaltsgegenstände im Allgemeinen, sondern vor allem auf kulturelle Marker wie Steinzeug, Fayencen, Kuriositäten wie Nautilusmuscheln oder Kokosnüsse und koloniale Güter wie Porzellan, aber auch Weingläser, Bücher und Gemälde. Sie kann überzeugend zeigen, dass jeder vierte Immigrant im Besitz dieser kulturellen Marker war, wohingegen nur jeder zwölfte „Däne“ ein oder mehrere Marker sein Eigen nennen konnte. Sie kann weiterhin, vor allem im Vergleich zu Aalborg, deutlich machen, dass auch die kulturelle Wertschätzung dieser Gegenstände in Helsingör deutlich höher war als in Aalborg. Wurden so z. B. Majolica und Porzellan in Helsingör in den Nachlassinventaren geschätzt und vererbt, wurden sie in Aalborg zusammen mit den tönernen Küchenutensilien beim Tode der Hausfrau entsorgt. Auch der Erwerb dieser Gegenstände war sehr unterschiedlich: In Aalborg waren sie höchstwahrscheinlich „Mitbringsel“ von Auslandsreisen, während sie in Helsingör zum Teil erworben werden konnten. Auch zeigt sich, dass die soziale Wertschätzung zwischen Dänen und Migranten unterschiedlich

war: Stellten die Migranten diese Waren in der guten Stube aus, lagerten die Dänen sie in der Küche. Durch diese Untersuchungen gelingt es Vf.in, ein kulturelles Milieu der Migranten aufzuzeigen, das sich von dem der Einheimischen abgehoben zu haben scheint.

Nach diesem Ausflug in die Sozialgeschichte untersuchen dann Sabine Karg und Christian Flensburg die *Plant resources in Elsinore in Early Modern times as revealed by archaeobotanical analysis* (239–251) und Inge Bødker Enghoff *Faunal remains from the 16th–17th-century settlement at the Sand, Elsinore* (253–305). Im Helsingöer Material stechen vor allem Buchweizen und Hirse als Anomalien heraus, die auf Immigranten hindeuten, sowie unter den zoologischen Resten vor allem Knochen eines Truthahns, und von Staren und Seidenschwänzen als Speisevögeln.

In den zwei folgenden Kapiteln wendet sich der Blick den gebrannten Tonwaren zu. Zuerst untersucht Rainer Atzbach *Stove tiles as a source of information about daily life in migrant households in Aalborg and Elsinore* (307–329), wobei er zeigen kann, dass Ofenkacheln in Helsingör weitaus vielfältiger und kosmopolitischer waren als in Aalborg, bevor Jette Linaa sich der *Pottery in Elsinore and Aalborg* (331–375) zuwendet. Hier untersucht sie u. a. autochthone vs. importierte Töpferwaren, aber auch Fayencen, Majolica und Porzellan im archäologischen Material als mögliche kulturelle Anhaltspunkte. Sie kann zeigen, dass die Nutzung von Töpferwaren auch die sozialen Praktiken der Heimatländer der Einwanderer widerspiegelt, allerdings verändert u. a. durch die Anstellung einheimischer Küchenmägde und durch die Verfügbarkeit importierter Tonwaren.

Hiernach werden dann die Verhältnisse in Neu Ludehusen/Nya Lödöse untersucht. Zuerst beschreiben Daniel Larsson und Christian Rosén die *Migration and immigrants in Nya Lödöse 1473–1624* (377–419). Dieser Beitrag dient dabei zum einen als Einführung in die Stadtgeschichte, da Nya Lödöse nicht nur die parallel existierende Stadt Alt Ludehusen/Gamla Lödöse ablösen sollte, sondern deren Einwohner wegen anhaltender Kriegswirren auch noch von 1547 bis 1570 nach Älvsborg zwangsevakuert worden waren, bis die Stadt dann 1624 offiziell aufgehoben und die Einwohner nach Göteborg umgesiedelt wurden. Zum anderen versuchen die Vf. die Bevölkerungsanzahl und -struktur der Stadt zu rekonstruieren, aus der nur wenige schriftliche Quellen überliefert sind. Gleichzeitig weisen sie einerseits durch die Auswertung von Zollquellen auf den Umfang und die Bedeutung des Ludehusener Handels vor allem nach Lübeck, Holland und England hin und verdeutlichen andererseits die handels-technischen Netzwerke, u. a. des Lübecker Kaufmannes Johann Glandorp und seines Lödöser Partners Allert Sijltman, aber auch anderer „Ausländer“ an der Götaälv. Vor allem die zahlreichen Umsiedlungen der Einwohner im 17. Jh. geben Hinweise auf die Bevölkerungsstruktur und deren Erwerbsmöglichkeiten.

Als Zweites beschreibt Jens Heimdahl, *Traces of a foreign kitchen* (421–445), wobei er vor allem auf die verschiedenen Traditionen des Bierbrauens eingeht, bevor Emma Maltin die *Identity expressed through fish consumption* (447–471) und Kristina Carlsson die *Pottery from Nya Lödöse in a diaspora perspective* (473–493) untersucht. Anomalien in Ludehusen waren dabei zum einen der Verzehr getrockneter Flundern und von getrockneten Fischköpfen als Delikatesse und der Konsum von Austern und Muscheln sowie zum anderen der sehr hohe Anteil importierter Tonwaren im Fundmaterial.

Abgeschlossen wird der Band durch eine klar gestaltete und informative Zusammenfassung von Jette Linaa, *The rise and fall of diaspora communities in Denmark and Sweden* (495–508), sowie eines Literaturverzeichnisses für den gesamten Band (510–537).

Dieser Band ist beeindruckend, wie auch sein Gewicht von fünf Pfund beim Lesen schwer auf dem Magen liegt. Die Vff. haben es tatsächlich vermocht, sich nicht nur an den gegebenen Fragestellungen auszurichten, sondern diese auch durch ihre jeweilige Fachkompetenz zu beleuchten. Auch, wenn sich Einiges im Laufe des Bandes wiederholt, so sind die Antworten niemals banal, sondern abgewogen und regen zum Nachdenken an. Es scheint tatsächlich möglich zu sein, Fremde, d. h. vor allem reiche „Stayers“, im historischen und archäologischen Material der Städte aufzuspüren, zu verorten und zu vernetzen. Es sind dabei nicht nur die archäologischen und sozialgeschichtlichen Erkenntnisse, die dieser Band vermittelt, die beeindruckend sind, sondern vor allem die Netzwerkanalysen von Jette Linaa und anderen geben bedeutende Einblicke in den Zusammenhalt, aber auch die Knotenpunkte der Netzwerke dieser Fremden.

Selbstverständlich kann man an der einen und der anderen Stelle auch anderer Meinung sein. So hätte im Beitrag von Jakob Ørnbjerg die Bedeutung der Heilig Leichnams Gilde für die Integration von Fremden in Aalborg deutlicher herausgearbeitet werden können oder ist der „exklusive“ Status, den Jens Heimdahl u. a. Reis, Rosinen und Feigen zumisst (427) unter Berücksichtigung neuerer Forschung anzuzweifeln. Auch macht sich das Fehlen eines Registers schmerzhaft bemerkbar, vor allem wenn man die prosopografischen Erkenntnisse dieses Bandes nutzen will. Doch sind das Petitessen im Vergleich zum umfangreichen Erkenntnisgewinn, den dieser Band vermittelt.

Allerdings hinterlässt die Lektüre auch noch eine zweite, bittere Erkenntnis: Deutsche Forschung und Beiträge in deutscher Sprache werden in Skandinavien nicht mehr rezipiert. Von den 913 Einträgen im Literaturverzeichnis sind nur 33, i. e. gut 3½ %, in deutscher Sprache abgefasst, die meisten davon sind den Beiträgen von Rainer Atzbach und Sabine Karg geschuldet, die aus Deutschland stammen. Viele der Hinweise verweisen zudem auf

Referenzwerke, u. a. zu Ackerunkräutern, Kachelformen oder zur Rahmenterminologie mittelalterlicher Keramik. Die Forschung in deutscher Sprache scheint damit angesichts eines Themas wie den deutschen Kaufleuten im Ausland sprachlos, wir haben den skandinavischen Kollegen nichts mehr zu vermitteln. Auch wenn man argumentieren kann, dass es um Werke in Französisch (keine) noch schlechter bestellt ist, so offenbart sich hier ein eklatantes Kommunikationsproblem auf beiden Seiten.

Diese Bemerkung soll aber nicht davon ablenken, dass mit dem vorliegenden Band ein Meilenstein in der Erforschung von diaspora-communities in Skandinavien erreicht wurde. Es bleibt zu hoffen, dass dieser Band als Anregung für viele weitere Studien dienen wird und dass die Erkenntnisse dieses Bandes schon bald auf beiden Seiten der Sprachgrenze rezipiert werden. C. J.

Bart Holtermans *The Fish Lands. German trade with Iceland, Shetland and the Faroe Islands in the late 15th and 16th Century* (De Gruyter Oldenbourg 2020, 656 S., 54 Abb., 8 Tab., eine dreiseitige Klappkarte) ist eine interessante und fundierte Studie zu einem Thema, das bisher im Bereich der Hanseforschung eher wenig Beachtung gefunden hat. Sie zeichnet sich vor allem aus durch 1) den regionalen Ansatz (anstatt eine Hansestadt oder einen Handelsort herauszugreifen, auf den sich die Hansekaufleute fokussierten), 2) den Fokus auf die Akteure (Händler, Schiffer) und die Organisation des Handels, 3) die Verwendung von Quellen aus dem Kopenhagener Archiv und der St.-Annenbruderschaft sowie 4) einen umfassenden Überblick über die isländischen Häfen. Die ursprünglich als Dissertation an der Universität Hamburg (2019) verfasste Arbeit verbindet die historische Analyse mit Diskussionen der archäologischen Funde und Forschungen. Neben der Veröffentlichung als Monografie ist daraus eine Datenbank relevanter Quellen entstanden (<https://hansdoc.dsm.museum/>), die für weitere Forschungen von Nutzen sein kann.

Die Gliederung des Buches folgt weitgehend dem klassischen Aufbau einer Dissertation. In der Einleitung werden die verfügbaren Quellen und die Geschichtsschreibung ausführlich erörtert, z. B. anhand des Grundlagenwerks von Ernst Baasch (1889) und Veröffentlichungen von Klaus Friedland (1970er und 1980er Jahre), die exemplarisch dafür stehen, dass eine neue Studie längst überfällig war. Holtermans definiert seine Methodik als eine Kombination aus Kontextualisierung der Quellen, vergleichendem Ansatz und sozialer Netzwerkanalyse, die ihm eine konzeptionelle Richtung gab. In der Einleitung stellt er einige Bezüge zur Neuen Institutionenökonomie sowie zu Debatten zu Konfliktmanagement und Hanseverständnis her, erklärt aber darüber hinaus, dass seine Auseinandersetzung mit der Theorie begrenzt ist. Dies wird in der Tat in den Hauptkapiteln sichtbar: Diese sind in erster Linie empirisch.

Die Kapitel sind in drei Teile gegliedert: den historischen Hintergrund, die Situation auf den nordatlantischen Inseln und die Situation in Deutschland. In Kapitel 2 stellt Holterman den wirtschaftlichen Hintergrund der Zusammenhänge dar und geht systematisch auf Produkte wie Fisch, Schwefel, Butter und Falken ein, die von Island und den nordatlantischen Inseln nach Deutschland importiert wurden, sowie auf Produkte, die auf die Inseln exportiert wurden und deren Preisentwicklungen. Hervorgehoben werden die Unterschiede in den Handelswegen der Inseln, die durch den Fisch bestimmt wurden: das englische Interesse sowohl am Handel als auch an der Fischerei in Island zu Beginn des 15. Jh.s, gefolgt von einem stärker engagierten Hansehandel (Hamburg und Bremen) nach der Erlaubnis durch Christian I. im Jahr 1468; der frühe Fischhandel auf Orkney, der im 13. Jh. auf das Existenzminimum fiel und somit für die Engländer und die Hanse keine Bedeutung mehr hatte; der Niedergang des deutschen Handels mit den Färöern nach den 1590er Jahren; die wirtschaftliche Stellung der Shetlandinseln, die im 16. und 17. Jh. von Bedeutung blieb. Vf. fährt fort mit der Darstellung der politischen Rahmenbedingungen für diesen Handel und gibt einige Erklärungen für diese Entwicklung: Privilegien, politische Verschiebungen bezüglich der Inseln als tributpflichtige Gebiete sowie Monopole. Kapitel 4 untersucht die Organisation des Nordatlantikhandels mit interessanten Erörterungen über Schiffe, Besatzungen und Lebensbedingungen an Bord der Schiffe und in den Siedlungen. Auch das Kreditsystem an den verschiedenen Standorten wird besprochen und mit dem norwegischen Kreditsystem verglichen. Ein wesentlicher Teil des Kapitels ist der Rolle der Netzwerke der Deutschen im Norden gewidmet. In den Kapiteln 5 und 6 werden die Häfen und Handelsplätze vorgestellt: Im Falle Islands (Kap. 6) ergibt sich ein sehr umfangreicher Hafenkatalog. Kapitel 7 befasst sich mit der Organisation des Handels in Deutschland, wobei z. B. die Rolle der Reeder und Schiffer im Mittelpunkt steht. Aber auch Fragen der sozialen Schichtung, der Karriereentwicklung, der Auswirkungen familiärer Bindungen sowie der Stellung der Frau werden thematisiert. Das Kapitel enthält außerdem eine Fallstudie über den Lübecker Luder Ottersen einschließlich seines Netzwerks. Es folgen ein relativ kurzes Fazit, eine Zusammenfassung in deutscher Sprache und mehrere nützliche Anhänge: Lizenzen für isländische Häfen, eine Liste färöischer Monopolisten, eine selektive Auflistung Hamburger Kaufleute im besprochenen Handel und eine Übersicht über das Schenkungsregister der Hamburger St.-Annenbruderschaft. Weiterhin finden sich viele interessante Karten und Fotos.

Das Buch ist in einem klaren Stil geschrieben und die Erörterung der Quellen und Fälle ist gut strukturiert, mit gelegentlichen literarischen Wendungen (am Anfang der Einleitung). Die Entscheidung, sich nicht zu sehr mit der Theorie zu

beschäftigen, kombiniert mit dem Ziel, einen breiten Überblick zu geben, hat den Nachteil, dass die Monografie manchmal recht deskriptiv ist. Sie führt den Leser in erster Linie eng an den historischen Quellen entlang. Eine ausführlichere Erörterung über Vertrauen, Reziprozität und Gemeinwohl sowohl in einzelnen Städten als auch in der Hanse insgesamt hätte Teile der Kapitel auch auf konzeptioneller Ebene analytischer gestalten können. Es gibt auch Lücken: Die holländische Präsenz in Island wird zwar erwähnt (z. B. 85 und 291), aber nicht als einer der Faktoren für die Entwicklung des Handels in die Analyse einbezogen, während die Engländer stärker berücksichtigt werden; auch der Perspektive der Insulaner auf die Wechselbeziehung wird weit weniger Beachtung geschenkt als der der Deutschen (was zwar der Quellenlage geschuldet ist, aber dennoch etwas mehr Raum verdient hätte).

Ungeachtet dieser Bemerkungen ist das Buch ein sehr wertvoller Forschungsbeitrag, der zeigt, dass der hansische Handel mit den Inseln alles andere als marginal oder uninteressant war – für Händler und Historiker gleichermaßen.

Justyna Wubs-Mrozewicz

Ostmittel- und Osteuropa

Bearbeitet von *Norbert Angermann, Marina Bessudnova, Karsten Brüggemann, Inna Jürjo* und *Anti Selart*

Im Heft 12 (2019) des Minsker Periodikums *Studia Historica Europae Orientalis. Issledovanija po istorii Vostočnoj Evropy* sind unter den zahlreichen inhaltvollen Beiträgen in unserem Zusammenhang die folgenden beachtenswert: Elena Vladimirovna Rusina beschreibt die ideologische und mythologische Rolle der Stadt Kiew im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen ostslawischen Schrifttum (*Kiev Srednevekov'ja: gorod i mif*, 62–79). Besonders wird hier in diesem Zusammenhang auf die ideologische und kirchenpolitische Konkurrenz zwischen Kiew und Moskau aufmerksam gemacht. Filipp Dmitrievič Podberezkin thematisiert die Rolle Livlands in den Beziehungen zwischen dem Moskauer Großfürsten bzw. Zaren und dem Kaiser am Ende des 15. und in der ersten Hälfte des 16. Jh.s („*Izbyvaja danej praroditelej*“: *Vopros o lene i dani v otnošenijach Velikogo Knjažestva Moskovskogo i Svjaščennoj Rimskoj Imperii s Livoniej [XV–pervaja polovina XVI v.]*, 126–142). Der „Dorpater Zins“ und die vom livländischen Ordensmeister Bernd von der Borch 1481 im russisch-livländischen Beifriedensvertrag auf Kosten der livländischen Bischöfe gemachten Zugeständnisse führten dazu, dass in der Moskauer Diplomatie die Vorstellung vom Moskauer Herrscher als dem Suzerän Livlands (oder von Teilen Livlands) entstanden ist. Als ungenügend begründet erscheint jedoch die Meinung von Vf., die Habsburger hätten in Livland eine aktive

Hausmachtspolitik betrieben. – Aleh Ivanavič Dzjarnovič publiziert aufgrund der Originale in Krakauer Sammlungen (Jagiellonische Bibliothek und Czartoryski-Bibliothek) eine Liste der livländischen Streitkräfte aus dem Jahre 1557 („*Militares livonensum*“: *Rëestr Livonskaga vojska pad Pasvolem u 1557 h. i prablemy militarnej histor'ii rehiëna*, 153–193). A. S.

Einige positive Ergebnisse der Bemühungen der Hanseforscher aus Pleskau und Lettland sind in der elektronischen Zeitschrift *Metamorphosen der Geschichte* (Metamorfozy istorii, Staatsuniversität Pleskau, Pleskau 2020, No 15. <https://www.elibrary.ru/contents.asp?id=44773071>) vorgestellt. – A[nna] A[leksandrovna] Barvenova spricht in ihrem Beitrag *Die Stellung des mittelalterlichen Textilmarktes von Polozk im nordosteuropäischen Handel (nach den Polozker Urkunden)* (Mesto srednevekovogo tekstil'nogo rynka Polocka v Severo-Vostočnoj evropejskoj trgovle (po materialam „Polockich gramot“, 32–51) über Besonderheiten des hansischen Stoffhandels mit Polozk und dessen großen Einfluss auf die Entwicklung der Stadt. – T[at'jana] Berga und R[udolf] Brusis unternehmen es, in ihrem Artikel *Der Handel der Hansestadt Wolmar nach Ergebnissen der archäologischen Grabungen* (Torgovlja ganzejskogo goroda Valmiera po rezultatam archeologičeskich raskopok, 52–63) archäologische Funde aus Wolmar, die von der aktiven Beteiligung dieser livländischen Kleinstadt am hansischen Handel zeugen, vorzustellen und detailliert zu beschreiben. Obwohl Wolmar tatsächlich im Schatten von Riga lag, spielte der Handel mit Ausländern bzw. mit Pleskauern eine wichtige Rolle bei seiner Entwicklung. – Im Beitrag *Das Pleskauer „Handelsstatut“ aus dem 14. Jahrhundert* (Pskovskij „Torgovjy ustav“ XIV v., 101–119) kritisiert I[rina] [Olegovna] Kolosova die Auffassung von Leonid Čerepnin von der Existenz eines speziellen Handelsstatutes in Pleskau für die Regelung der Binnen- und Außenhandelsgeschäfte. Vf.in findet die Argumente von Čerepnin nicht überzeugend, obwohl sie selbst die Möglichkeit eines derartigen Gesetzes nicht ganz ausschließt. – *Einzigartige Quellen über die Handelsbeziehungen und das Leben der Pleskauer des 16.–17. Jahrhunderts* (Unikal'nye istočniki o torgovyč otnošenijach i byte pskovičej XVI–XVII vekov, 120–134) sind der Untersuchungsgegenstand von L[arisa] [Jakovlevna] Kostjučuk. Sie benutzt die Angaben aus hansischen russisch-deutschen Sprachführern, um auf die Neigung der hansischen Kaufleute zur Verbesserung ihrer geschäftlichen und persönlichen Beziehungen zu russischen Partnern hinzuweisen. – K[onstantin] V[jačeslavovič] Gorlov, T[at'jana] [Jur'evna] Sakurina und S[ergej] V[ladimirovič] Stepanov präsentieren *Numismatisches Material von 1655–1663 aus der Festung Isborsk als eine neue Quelle zur Entlohnung der Dienstleute des 17. Jahrhunderts* (Numizmatičeskij material 1655–1663 godov

is Izborskoj kreposti kak novyj istočnik o žalovanii služilych ludej XVII veka, 135–160). Vff. schließen, dass die zahlreichen Funde von Kupfermünzen in Isborsk als ein Zeichen der Ablehnung der Währungsreform des Zaren Aleksej Michajlovič durch die Dienstleute angesehen werden können. – Der Beitrag *Die Flachshändler-Dynastie und Posad-Obersten Balakiriev (Zur Frage des Pleskauer Handels auf der Ostsee am Ende des 17.–Anfang des 18. Jahrhunderts)* (Rod l'notorgovcev Balakirievych, posadskich polkovnikov (K voprosu o pskovskoj trgovle na Baltike v konce XVII–načale XVIII veka, 161–197) ist von B[oris] A[ndreevič] Postnikov aufgrund einer großen Anzahl von Archivmaterialien geschrieben. So entstehen Biografien von einzelnen Mitgliedern dieser Familie, die nicht nur Großhandel trieben, sondern auch als Amtsträger auftraten. Eine besondere Aufmerksamkeit schenkt Vf. den Biografien der Familienangehörigen, die sich aktiv am baltischen Handel um die Wende vom 17. zum 18. Jh. beteiligten. M. B.

Siergiej Polechow [Sergej Vladimirovič Polechov] und Catherine Squires publizieren die Kriegserklärung des Großfürsten Ivan III. von Moskau an den Großfürsten Alexander von Litauen, erstellt am 24. Juni 1500 (*W przededniu Wiedroszy. List wypowiedni Iwana III do Aleksandra Jagiellończyka z 24 czerwca 1500 r.*, in: Lituanistyka i wschodoznawstwo. Studia dedykowane Profesorowi Krzysztofowi Pietkiewiczowi, hg. von Grzegorz Błaszczyk u. a., Poznań 2020, Verlag Wydział Historii UAM, 101–111). Im Kommentar werden gründlich die Vorgeschichte und Hintergründe des Konflikts beleuchtet. Bemerkenswert ist, dass es sich hier um eine zeitgenössische niederdeutsche Übersetzung des Dokuments handelt, die im Stadtarchiv Lübeck aufbewahrt ist. Damit handelt es sich um ein Zeugnis der diplomatischen Zusammenarbeit zwischen der Hanse und Litauen. A. S.

Rafał Kubicki, *Monastic Landscape in Medieval Prussia and Livonia* (in: *Quaestiones medii aevi novae* 24, 2019, 155–191) fasst die Themen der Gründung und des Funktionierens der mittelalterlichen Klöster in Preußen, Pommerellen und Alt-Livland zusammen. Man könnte erwähnen, dass es etwas seltsam erscheint, beispielsweise über den Konvent der Franziskaner-Observanten in Sovetsk (vor 1946 deutsch Tilsit, polnisch Tilżë), das Dominikanerkloster in Żeleznodorożnyj (vor 1946 deutsch Gerdauen, polnisch Gierdawy) oder die germanischsprachigen aesti in Livland zu lesen (181). Auch basieren die Informationen über die livländischen Klöster nicht immer auf dem neuesten Stand. Wichtig ist aber, dass Vf. die unterschiedliche Dichte des Netzes der monastischen Institutionen in Preußen und Livland mit der jeweiligen demografischen Situation und dem Grad der Urbanisierung verbindet. A. S.

V[alentina] A[ndreevna] Jakunina und M[arina]B[orisovna] f Bessudnova greifen das Thema *Reval und Narva im Kontext des russisch-hansischen Handels* in einer Internetzeitschrift auf (Tallin i Narva v kontekste russko-ganzejskoj trgovli, in: Učenyje zapiski Novgorodskogo gosudarstvennogo universiteta imeni Jaroslava Mudrogo 2020, 2, 1–5; Zugang über <https://www.novsu.ru/univer/press/eNotes1>). In eigenständiger Weise beleuchten sie für die Zeit bis zum frühen 16. Jh. das Streben Narvas nach freier Entfaltung seines Russlandhandels und die erfolgreichen Gegenmaßnahmen Revals gegen diese ernsthafte Konkurrenz. N. A.

Die russischen Kaufleute in Livland im 17. Jahrhundert betrachtet Norbert Angermann (Russkie kupy v Livonii v XVII veke, in: Studia Slavica et Balcanica Petropolitana 2020, Nr. 2 (28), Juli–Dezember, 3–23). Vf. untersucht die Handelspraxis der russischen Kaufleute v. a. in den Städten Riga, Reval, Narva und Dorpat auf der Grundlage publizierter und bisher nicht veröffentlichter Quellen in Archiven Moskaus, Stockholms, Estlands und Lettlands. Besonders beachtet er dabei die Akteure, v. a. die geografische und soziale Herkunft der Händler, ihr Warensortiment im Im- und Export, den mengenmäßigen Umsatz sowie auch die Häufigkeit und Dauer ihrer Besuche in den Handelsstädten. Zudem arbeitet Vf. die Spezifika der Bedingungen vor Ort, der Infrastruktur, des Geschäftsgebarens, u. a. des eigentlich nicht zulässigen Klein- und Direkthandels, sowie der Handelswege heraus. In Riga, Narva und Dorpat standen den russischen Kaufleuten eigene Handelshöfe zur Verfügung, die ihnen als Unterkunft, Lager und Marktplatz dienten. Allein für Reval ließ sich bisher kein Beleg für die Existenz eines russischen Handelshofs finden. Erstmals analysiert Vf. die Berichte der deutschen Verwalter der Handelshöfe in Narva und Dorpat. In Riga, dem wichtigsten livländischen Handelszentrum, wurden Waren zu immensen Preisen umgesetzt. Es hielten sich dort pro Saison jedoch selten mehr als 50 russische Kaufleute auf, darunter allerdings so bedeutende wie Heinrich Kellermann. Für die Stadt war der Handel mit dem Großfürstentum Litauen insgesamt bedeutender. Das wichtigste Reiseziel der russischen Händler war zu Anfang des 17. Jh.s Reval. Seit den 1640er Jahren gewann Narva zunehmend an Bedeutung. Das ärmere Dorpat suchten die russischen Kaufleute – den Beginn des 17. Jh.s ausgenommen – seltener auf, traten dort allerdings mit den ansässigen Händlern in ernsthafte Konkurrenz. Das soziale Profil der russischen Händler, die nach Livland reisten, reicht von zahlreichen mittleren und Kleinhändlern über Bauern, Fischer und Handwerker bis hin zu sehr reichen Kaufleuten aus Novgorod und Pskov sowie Kommissionären des Zarenhofs. Sie bedienten den europäischen Markt, zusätzlich aber auch die livländische Bevölkerung. Auch wenn der Aufsatz kein Gesamtbild dieses

Handels zu zeichnen beansprucht und diverse Desiderate der Forschung benannt werden, gelingt es Vf., eine große Vielfalt und hohe Aktivität des Handels der russischen Kaufleute in Livland aufzuzeigen. Vf. geht daher auch davon aus, dass russische Händler in Livland präsenter waren als livländische Kaufleute in Novgorod, Pskov und Moskau.

Sabine Dumschat

ESTLAND/LETTLAND. Der Sammelband *Das mittelalterliche Livland und sein historisches Erbe* (Viduslaiku Livonija un tās vēsturiskais mantojums, hg. von Andris Levāns, Ilgvars Mišāns und Gustavs Strenga, Rīga 2019, Latvijas Nacionālā bibliotēka, 255 S., engl. Zusammenfassungen) vereinigt Beiträge eines internationalen Autorenkreises, die auf eine Konferenz in Riga im Jahre 2017 zurückgehen. Während Matthias Thumser (24–41) die Herausbildung der Region Livland beschreibt und dabei die Hanseverbindungen als einen der Faktoren für die weithin prägende Außenorientierung der Städte hervorhebt, untersucht Kurt Villads Jensen (42–63) vergleichend den Prozess der Christianisierung im Ostseeraum. Neue Technologien im Bereich des Transports, aber auch in der Haltbarmachung von Lebensmitteln hätten zu verstärkter Kommunikation und intensiviertem Handel geführt, was sich auf die Kolonisierung Livlands ausgewirkt hätte. Auf die Rolle der Hanse wird ausführlich in dem Beitrag von Carsten Jahnke (64–89) über Livland aus skandinavischer und hanseatischer Sicht eingegangen. Er beschreibt, wie sich aus einer Transitregion für die skandinavischen Kontakte mit der Rus' und Byzanz ein Scharnier für den hansischen Russlandhandel entwickelte, das im 15. Jh. schließlich auch als eigenständiger Produzent auftrat und aktiver Partner im Ost-West-Handel wurde. Mišāns (106–127) beschäftigt sich in seinem Beitrag mit der Frage, wie die autochthonen Bewohner der Region auf die Bedingungen der Kolonisation reagierten. Er stellt fest, dass gerade die alten Eliten durchaus Anteil an Rigas wirtschaftlichem Aufstieg nehmen konnten, auch wenn ihnen politischer Einfluss verwehrt blieb. Die Mitgliedschaft in Gilden und Zünften habe ihnen eine neue Erfahrung von Gruppensolidarität und religiösem Leben vermittelt. In weiteren Beiträgen setzt sich Roman Czaja (90–105) mit den Beziehungen zwischen dem Deutschen Orden, Polen, Litauen und Livland auseinander und Anti Selart (128–145) diskutiert, wie in der aktuellen russischen Medienlandschaft mittelalterliche Geschichte instrumentalisiert und so z. B. der Deutsche Orden zur „NATO des 13. Jahrhunderts“ wird. Mit der Rolle des livländischen Mittelalters im 21. Jh. beschäftigten sich auch Gustavs Strenga (200–213), Juhan Kreem (214–219), Eva Eihmane (220–229) und Jan Rüdiger (230–247), während Mihkel Mäesalu (148–169), Rūta Brusbārde (170–181) und Jaron Sternheim (182–197) verschiedene Aspekte der politischen Geschichte Livlands bzw. Rigas untersuchen.

K. B.

Mit der Formierung der Gesellschaft des mittelalterlichen Livlands unter Heranziehung der Akteur-Netzwerk-Theorie beschäftigt sich der von Anu Mänd und Marek Tamm herausgegebene Sammelband *Making Livonia. Actors and Networks in the Medieval and Early Modern Baltic Sea Region* (London 2020, Routledge, 343 S., zahlr. Ill., 11 Kt., 6 Tab.). Dabei handelt es sich um die Zusammenfassung eines sechsjährigen wissenschaftlichen Forschungsprojekts, das von 2014–2019 von der Estnischen Forschungsagentur finanziert wurde. Den Hgg. zufolge enthält der Band eine Reihe von Fallstudien, die aus unterschiedlichen methodologischen Perspektiven verschiedene Aspekte der Geschichte Livlands im Mittelalter und in der frühen Neuzeit behandeln. Die Beiträge stützen sich sowohl auf schriftliche und archäologische als auch auf visuelle Quellen und konzentrieren sich vor allem auf soziale, politische und kulturelle Strukturen (z. B. Haushalte, Gilden, religiöse Orden usw.). Bei der Entstehung Livlands haben verschiedene Netzwerke eine wesentliche Rolle gespielt. Durch die über ganz Europa reichenden großen Organisationen und Netzwerke, wie z. B. der Mönchs- und Ritterorden oder der Hanse, war das mittelalterliche Livland mit dem übrigen Europa eng verbunden. – Mitherausgeber Tamm stellt sich die ambitionöse Aufgabe, in seinem Beitrag *Mission and mobility: The travels and networking of Bishop Albert of Riga (c.1165–1229)* (17–47) anhand von Bischof Alberts Mobilität und Netzwerken zu zeigen, wie das mittelalterliche Livland eigentlich „geschaffen“ wurde. Ihm zufolge wurde das mittelalterliche Livland mehr mithilfe der Kommunikation als mit Mitteln der Macht produziert (*verbis non verberibus*). Voraussetzung von Alberts militärischem Erfolg war die aktive diplomatische Arbeit anderer Akteure, wobei der Bischof, um Livland zu erobern und zu verwalten, einen großen Teil seiner eigenen Familie zum effektiven Netzwerk mobilisierte. – In ihrem Beitrag *Political centres or nodal points in trade networks? Estonian hillforts before and after the thirteenth-century conquest* (48–69) betrachtet Marika Mägi die Funktionen der frühzeitlichen Burgen in Estland und betont ihre Bedeutung angesichts der Handelsnetzwerke. Ihr zufolge lagen diese Burgen an wichtigen Handelsrouten und waren besonders für die Winterfahrer von Bedeutung. Jedoch überlebten nur wenige frühzeitliche Burgen die Eroberung des 13. Jh.s. So gab es lediglich einzelne Burgen, in deren Nähe eine mittelalterliche Stadt oder ein Flecken entstand. – Bei Kersti Markus steht ein sog. nichtmenschlicher Akteur im Mittelpunkt: Unter dem Titel *Visual performance of power in the period of the Danish crusades* (70–92) untersucht sie die runden Kirchen im Ostseeraum, um die Rolle der Architektur in der Ideologie der dänischen Kreuzzüge zu bestimmen. – Linda Kaljundi beschäftigt sich mit *Neophytes as actors in the Livonian crusades* (93–112) und betrachtet dafür das „Chronicon Livoniae“ des Priesters Heinrich, um

herauszufinden, wie nach dieser Quelle die autochthone Bevölkerung zur Schaffung des mittelalterlichen Livlands beigetragen hat. – *Politics of emotions and empathy walls in thirteenth-century Livonia* (113–142) stehen im Mittelpunkt von Wojtek Jezierskis Text. Er vergleicht dabei die „emotionalen Landschaften“ in der Chronik Heinrichs mit denen der Livländischen Reimchronik, um die charakteristischen Grundzüge des mentalen Verhaltens der Akteure in dieser Epoche festzustellen. – Anti Selart stellt in seinem Beitrag *Donating land to the church: Topos as a legal argument in thirteenth-century Livonia* (143–157) die Frage, welche symbolische und praktische Bedeutung die Schenkung von kirchlichem Landbesitz hatte. Für die Eroberer und neuen Herren in Livland handelte es sich um eine zusätzliche Möglichkeit, die Territorien unter ihrer Herrschaft zu gewinnen. – Juhan Kreem betrachtet die *Mobility of the Livonian Teutonic Knights* (158–169) und deren typische Laufbahnmuster. Er macht darauf aufmerksam, dass die Brüder durchaus zwischen dem preußischen und dem livländischen Ordenszweig hin- und herwechselten, doch war der Übertritt aus Livland in die Balleien im Reich höchst selten. – *Manuscript fragments as testimony of intellectual contacts between Tallinn and European learning centres in the thirteenth and fourteenth centuries* (170–186) ist der Aufsatz von Tiina Kala überschrieben, in dem sie versucht, aufgrund von Fragmenten mittelalterlicher Handschriften aus Reval gesamteuropäische intellektuelle Netzwerke zu rekonstruieren. Diese Fragmente stammen höchstwahrscheinlich aus der Bibliothek des Revaler Dominikanerklosters. Das weist darauf hin, dass der Revaler Konvent als das wesentliche regionale intellektuelle Zentrum fungierte. Im 13. und 14. Jh. pflegten Revaler Dominikaner rege Kontakte zu Bildungszentren in Frankreich und wahrscheinlich auch in England. – Tapio Salminen analysiert in seinem Beitrag *City scribes and the management of information: The professionalisation of a transgenerational agency and its agents in Tallinn (c. 1250–1558)* (189–211). Die Führung der Handelsgeschäfte wurde durch technologische und intellektuelle Innovationen in der Organisierung von Informationen und Daten geprägt. Die Einrichtung der Ratskanzlei in den 1370er Jahren gilt als ein sicheres Merkmal für Neuerungen in Richtung einer Professionalisierung. Denn hier wurden juristische Dokumente produziert und herausgegeben. Der Stadtschreiber fungierte in Reval auch als öffentlicher Notar, er verfügte über eine entsprechende Ausbildung und war imstande, in juristischen Fragen beratend tätig zu werden. – Gustavs Strenga untersucht *Cistercian networks of memory: Commemoration as a form of institutional bonding in Livonia and beyond during the late Middle Ages* (212–231), wobei er unterstreicht, dass eine gemeinsame Erinnerungskultur und -praktiken halfen, die Verbindungen zwischen unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen, z. B. zwischen

den religiösen Orden und weltlichen Organisationen, zu schaffen und zu verteidigen. Wesentlich war Vf. zufolge der feste Zusammenhang zwischen der Memoria und der Gruppenidentität. – Ilkka Leskelä zeigt in seinem Beitrag über *The „Hanseatic“ trade of the Finnish Skalm family in the fifteenth and early sixteenth centuries (232–250)* am Beispiel der Familie Skalm, die seit dem 15. Jh. in den schriftlichen Quellen nachweisbar ist, die wesentliche Bedeutung der verwandtschaftlichen Beziehungen im Handelsgeschäft. Die Mitglieder der Familie waren als Kaufleute und Kapitäne in Stockholm, später auch in Turku tätig, ihr Geschäftsnetzwerk reichte aber bis Lübeck und Danzig. Das Beispiel der Skalms zeigt aber auch, wie nichthansische Kaufleute vom Hansehandel profitieren konnten. – Der Beitrag der Mitherausgeberin Mänd, *Merchants as political, social and cultural actors: Tallinn burghmaster Hans Viant (d. 1524) (251–278)*, stützt sich auf schriftliche und visuelle Quellen, um soziale und ökonomische Netzwerke eines Revaler Hansekaufmanns darzustellen. Sie konzentriert sich auf die Laufbahn von Hans Viant in der Kaufmannsgilde und der Stadtverwaltung und konstatiert ebenfalls, dass familiäre Beziehungen bei seinem sozialen Aufstieg und geschäftlichen Erfolg keineswegs eine untergeordnete Rolle gespielt haben. – Ivar Leimus beschäftigt sich mit *Mintmasters as the nodes of the social and monetary network: The life and career of Paul Gulden (c. 1530–93) (279–299)*, wobei er die Position eines Revaler Münzmeisters in den sozialen und ökonomischen Netzwerken Livlands beleuchtet. Paul Guldens hervorragende Sachkenntnisse erlaubten es ihm, im Dienst mehrerer Herrscher Karriere zu machen. Innovative Fähigkeiten, darunter Kenntnisse über die Münzpresse, erwarb er durch Kontakte mit anderen Münzmeistern im Ostseeraum. Später vermittelte auch er selbst innovative Praktiken. – Die Kunsthistorikerin Krista Kodres diskutiert *Self-representation and social aesthetics: Wealthy Tallinn burgher homes in the early modern period (300–319)*. Sie untersucht die Wohnhäuser der bürgerlichen Elite Revals, wobei sie davon ausgeht, dass Architektur und die Möblierung der Wohnungen als soziale und kulturelle Akteure fungieren. Vergleiche mit Nachbarn und Mitbürgern beeinflussten Verbreitung und Nutzung neuer Ideen und ästhetischer Werte in der Architektur der Stadt und den Ausstattungspraktiken ihrer Bürgerinnen und Bürger. – In seinem zusammenfassenden Essay *From vineyard of the Lord to outpost of empires: Actors and networks in the conquest, government and society of Livonia (twelfth–sixteenth centuries) (320–329)* konstatiert Alan V. Murray, dass obwohl sich Livland an der Peripherie Europas befand, es doch durch unterschiedliche Netzwerke und vermittels der diversen Akteure mit den zentralen Gebieten und Institutionen des Kontinents verbunden war.

I. J.

Dmitryi Weber, *Die Stadt als Knotenpunkt politischer Beziehungen. Der Landesherr und die Stände im frühneuzeitlichen Livland*, in: *Die frühneuzeitliche Stadt als Knotenpunkt der Kommunikation*, hg. von Martin Holy, Michaela Hrubá und Tomas Sterneček (Geschichte. Forschung und Wissenschaft 57, LIT, Berlin 2019, 229–235) untersucht am Beispiel der Huldigung für den neu gewählten Landmeister in Reval im Jahr 1536, wie die Stadt als kommunikativer Raum funktioniert. Schloss und Rathaus werden als Kontaktzone zwischen dem Landmeister und seinen Vasallen untersucht, der Rathausplatz, der als Austragungsort für Zweikämpfe diente, als Kommunikationsraum für den Landesherrn, die Ritter- und die Bürgerschaft. Wegen der konfessionellen Spaltung der Stadt in dieser Zeit sind Rathaus, Rathausplatz und Schloss auch Orte der Zusammenkunft für Katholiken und Protestanten. Quelle für diese Betrachtung ist die 1578 erstmals veröffentlichte „Chronica der Provinz Lyfflandt“ von Balthasar Russow, in der die Ereignisse zu Lichtmeß 1536 geschildert werden, als der Landmeister Hermann von Brüggenei die Eidesleistung der Revaler Bürger auf den neuen Landesherrn entgegennehmen wollte. Neben dem Beitrag von Weber zu Livland stehen in dem Band die Länder der ehemaligen Doppelmonarchie Österreich-Ungarn im Blickpunkt mit Beispielen aus Wien, Brünn, Krakau, Breslau, Nordböhmen, Poznan, Prag und Budweis. Es gibt aber auch Ausflüge nach Mannheim und Antwerpen, Paris und Basel. Leider sind die Redaktion und der Satz des Bandes nicht immer gründlich, die Bindung hielt dem Interesse des Rez. nicht stand, sodass die interessante Fragestellung technisch leider nicht befriedigend umgesetzt wurde. N. J.

Die estnische Mediävistin Inna Põltsam-Jürjo hat sich früh mit den Essens- und Trinkgewohnheiten der Revaler beschäftigt (HGbl. 121, 2003, 295). Ihre jüngste, reich illustrierte Monografie konzentriert sich auf die Trinkkultur und die Herstellung von Getränken im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Estland. Unter dem Titel *Schnaps, Wein und Wasser. Die Trinkkultur in Estland im Mittelalter und der Frühneuzeit* (Viin, vein ja vesi. Joogikultuur Eestis kesk- ja varauusajal, Tallinn 2020, Argo, 238 S.) bietet sie in sieben sachlich gegliederten Kapiteln einen zuweilen amüsanten Einblick in die lokalen Traditionen, behandelt aber auch Fragen der Qualität, des Handels sowie des Trinkens als sozialer Praxis bis hin zu Maßnahmen gegen Alkoholismus. Im Mittelalter wurde die Bierherstellung zu einem wichtigen lokalen Produktionszweig für den Binnenmarkt. Erst am Ende der Frühneuzeit verlor Bier seine dominierende Position an den Branntwein. Getränke wurden für den eigenen Verbrauch und für den Verkauf hergestellt. Importwaren, darunter in erster Linie der Wein, der nun auch aus religiösen Gründen eingeführt wurde, fanden sich meist nur auf den gedeckten Tischen der Eliten. Allerdings wurde Wein meist nur an Feiertagen und im Vergleich

zum Bier in deutlich geringeren Mengen getrunken. So entwickelten sich seit dem Mittelalter die Trinkgewohnheiten von Ober- und Unterschichten auseinander. Alkoholische Getränke waren indes bei allen sozialen Gruppen fester Bestandteil von Festen und gesellschaftlichen Aktivitäten, wobei deren Qualität Hinweise auf die soziale Stellung gab. Zwar gab es seit dem Mittelalter Aufrufe zur Mäßigung des Genusses von Alkohol, doch verschärfte sich das Problem mit dem Aufkommen des Branntweins. Während billiger Fusel vor allem unter der ärmeren Bevölkerung verbreitet war, genoss die Elite seit der Frühneuzeit zunehmend Kaffee, Tee oder Kakao, was die sozialen Unterschiede in der Trinkkultur weiter verschärfte. K. B.

Der 26. Band der Zeitschrift *Acta Historica Tallinnensia* (26, 2020) liefert einen Einblick in die Geschichtswissenschaft Estlands im 21. Jahrhundert (Eesti ajalooteadus 21. sajandil, hg. von Marek Tamm). Hierin schreiben Inna Põltsam-Jürjo und Anti Selart über *Die Erforschung des estnischen Mittelalters im 21. Jahrhundert* (Eesti keskaja uurimine 21. sajandil, 46–61, engl. Zusammenfassung 60 f.). Neuere Forschungen zu Reval gehen davon aus, dass nicht zuletzt aufgrund des umfangreichen Kommunikationsnetzwerks der Hansekaufleute und des Magistrats der Stadt sich erst relativ spät, in der Mitte des 14. Jh.s, eine regionale Identität herausgebildet habe. Andererseits wird betont, wie aktiv sich die Peripherie an diesem Ostseenetzwerk beteiligt hätte. Insgesamt habe sich der Fokus in der Stadtgeschichtsforschung von der Wirtschafts- auf die Sozial- und Kulturgeschichte verlagert, weshalb auch das Potenzial der internationalen Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Hansegeschichte nur „zurückhaltend“ realisiert worden sei. Auch stehe mittlerweile das Funktionieren der multikulturellen Gesellschaft der Stadt im Vordergrund ungeachtet aller Unterschiede und Gegensätze in der Einwohnerschaft, deren Erforschung ebenfalls etwas in den Hintergrund geraten sei. K. B.

In der Zeitschrift *Forschungen zur baltischen Geschichte* (15, 2020) berichtet Andris Levans unter dem Titel *Ecco vinea Domini Sabaoth! Livland als Sakrallandschaft und ihr historischer Sinn an der Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert: Der Fall Sido von Neumünster* (1–29) über die vermutlich früheste historische Erzählung von Livland. Entstanden im St. Marien-Stift in Neumünster, handelt es sich um eine Epistola, verfasst vom Probst Sido, die der Glaubensgemeinschaft eine Identität vermitteln sollte, in der die Sakrallandschaft „Liflandia“ von wesentlicher Bedeutung war. – Mihkel Mäesalu analysiert *Die Bedeutung der päpstlichen Verfügungen über die Vereinigung des Schwertbrüderordens mit dem Deutschen Orden in den Konflikten zwischen dem Orden und den Rigaer Erzbischöfen bis zum Ende des 15. Jahrhunderts* (30–58). Ihm zufolge wurden die Verfügungen Gregors IX.

von den diversen Parteien jeweils zu ihren Gunsten ausgelegt, doch macht er auch darauf aufmerksam, dass die Rigaer Kirche mit Bezug auf diese Texte behauptete, Livland sei Teil des päpstlichen Besitzes, was wiederum in Rom nicht immer gern akzeptiert wurde. – Schließlich untersucht Anu Mänd *Visuelle Memoria: die Grabplatten der livländischen Ordensmeister und Gebietiger* (59–92, Abb.) und betont die kommunikative und repräsentative Rolle der Darstellungen, die nicht zuletzt Stand und Amt des Verstorbenen vermitteln und zum Gebet aufrufen sollten. K. B.

Die beiden teilweise zerstörten Schiffsgräber, die 2008 und 2010 bei Salme auf der Insel Saaremaa entdeckt wurden, beinhalten 41 ganz oder teilweise erhaltene Skelette sowie eine Vielzahl von Artefakten, darunter ein Dutzend einseitiger Geweihkämme. Wie Heidi Luik, Jüri Peets, John Ljungkvist, Liina Maldre, Reet Maldre, Raili Allmäe, Mariana Muñoz-Rodríguez, Krista McGrath, Camilla Speller und Steven Ashby berichten (*Antler combs from the Salme ship burials: find context, origin, dating and manufacture*, in: *Estonian Journal of Archeology* 2020, Bd. 24, Nr. 1, 3–44) wurden die Schiffsbestattungen in die Vorwikingerzeit datiert, die isotopischen und archäologischen Hinweise verweisen auf Mittelschweden als wahrscheinlichste Herkunft der Verschütteten. K. B.

Man geht üblicherweise davon aus, dass während der späten Eisenzeit und des Mittelalters im nördlichen Fennoskandien vor allem mit Pelzen gehandelt wurde, berichten Jari-Matti Kuusela, Anna-Kaisa Salmi und Tiina Äikäs in ihrem Aufsatz *Hunters, fishers, traders – an archaeological and zooarchaeological perspective on the development of the Late Iron Age and medieval northern Fennoscandian trade network* (*Estonian Journal of Archeology* 2020, Bd. 24, Nr. 2, 141–160). Jüngst entdeckte späteisenzeitliche und frühmittelalterliche Fundstellen zeigen jedoch ein differenzierteres Bild und deuten darauf hin, dass der Handel mit Massengütern – insbesondere Stockfisch und Rentierprodukten – eine bedeutende Rolle gespielt haben könnte. Zu vermuten ist, dass der nördliche Handel zu Beginn der Wikingerzeit im frühen 9. Jh. auf die Nachfrage nach Fisch auf den europäischen Märkten reagierte. Zu Beginn des 13. Jh.s sei die handelsökonomische Bedeutung des Rentiers in den Vordergrund getreten. K. B.

Im Rahmen einer Gesamtdarstellung der Vor- und Frühgeschichte Estlands unter dem Titel *Geschichte Estlands I. Die Vorzeit Estlands* (Eesti ajalugu I. Eesti esiaeg, hg. von Valter Lang, Tartu 2020, TÜ ajaloo ja arheoloogia instituut, 529 S., Ill.) liefert Ain Mäesaalu einen knappen Überblick über die Handelsbeziehungen des heutigen estnischen Gebiets in der späten Eisenzeit

(393–398). Damals sei Estland Transitregion für den Ost-West-Handel gewesen, aber einheimische Händler habe man sowohl in Novgorod und Pskov als auch auf Gotland antreffen können, bevor seit der zweiten Hälfte des 12. Jh.s deutsche Kaufleute sukzessive begannen, ihnen „ernsthafte Konkurrenz“ zu bieten (393). Seit dem Ende des 10. Jh.s seien europäische Silbermünzen nachzuweisen (vornehmlich deutscher und englischer Herkunft); die überwiegende Mehrzahl der über 10.000 Silbermünzen stamme aus der Zeit von 1060 bis zum frühen 12. Jh., wobei die deutschen Münzen v. a. aus Köln, Mainz, Speyer und Worms kommen. Das Versiegen der Münzen in späterer Zeit wird damit erklärt, dass die Menschen die Münzen einschmolzen und zu Schmuck verarbeiteten, den man wiederum reichlich aus der Zeit bis einschließlich des frühen 13. Jh.s gefunden hat. K. B.

Die schriftliche Überlieferung aus der Gründungszeit der Stadt Tallinn ist sehr karg, weshalb für die Erforschung ihrer Ursprungsjahre archäologische Informationen von wesentlicher Bedeutung sind. Basierend auf diesen archäologischen Funden bietet das neue Buch von Erki Russow, *Geschichten und Funde von Tallinns Ursprung* (Lood ja leiud Tallinna algusest, Tallinn 2020, Stilus, 262 S. zahlr. Ill. und Kt.), in vielen kurzen Kapiteln. So entsteht ein überaus vielfältiger Überblick über die Anfänge der Stadt Tallinn/Reval im 13. Jh. Ihrer Gründung wird dabei viel Platz eingeräumt, indem R. alte Theorien und neue Hypothesen zusammenfasst. Allerdings bleibt eine vertrauenswürdige Darstellung der Anfänge der Stadt immer noch eine Herausforderung für die Zukunft. Die bei Ausgrabungen entdeckten Gegenstände erzählen vor allem vom städtischen Alltag: Lebensmittel, Kleidung, Wohnen, Spielen usw. Vf. macht darauf aufmerksam, dass einige Aspekte des alltäglichen Lebens tatsächlich nur dank der archäologischen Funde zum Vorschein kommen, so verweisen z. B. die Lauskämme auf das Problem mit den Parasiten in der entstehenden Stadt. Ferner reflektieren die Artefakte die Einwanderung in die Stadt sowie kulturelle Kontakte und Handelsbeziehungen mit anderen Ländern und Regionen. Archäologische Funde, wie z. B. ein Rosenkranz aus Gagat, eine Kanne mit tanzenden Frauenfiguren, eine Bratplatte aus Steatit oder ein Messergriff aus dem Eckzahn eines Walrosses beweisen, dass das Kommunikationsnetzwerk Revals schon im 13. Jh. einen beachtenswerten Umfang erreichte und von der Arktis bis zum Mittelmeer reichte. Das Buch bietet jedenfalls ein auch für den Laien gut vermitteltes Bild von der Entstehung einer Hansestadt, das durch die reichhaltigen Illustrationen, die vor allem die beschriebenen Fundstücke zeigen, noch verdeutlicht wird. I. J.

Der Aufsatz von Tiina Kala, *Wie kann man die Tallinner Dokumente aus dänischer Zeit lesen bzw. nochmals über das lübische Recht* (Kuidas luge-

da Tallinna Taani-aegseid dokumente ehk veel kord Lübecki õigusest, in: Tuna 2020, 1, 8–21, 2 Abb., engl. Zusammenfassung), ergänzt die Revaler Rechtsgeschichte. Im Mittelpunkt der Betrachtung steht die Frage, wie der Revaler Rat die alten Rechtssätze in unterschiedlichen Zeiträumen interpretiert hat. Es wird untersucht, in welchem Maße die im Tallinner Stadtarchiv erhaltenen Exemplare des Stadtrechts tatsächlich im alltäglichen Gebrauch waren. Der Korpus der Revaler Rechtstexte hat sich zumeist während der dänischen Herrschaft herausgebildet, dagegen brachte die Ordenszeit wenig Neues, weil die alten Rechte und Regulationen vom Orden nur bestätigt wurden. Vf.in macht darauf aufmerksam, dass im Mittelalter die Urkunde des dänischen Königs Christoph I. aus dem Jahre 1255 als der wichtigste Beweis der Verleihung des lübischen Rechts an Reval betrachtet wurde. Seit der Mitte des 16. Jh.s übernahm die Urkunde von Erik IV. aus dem Jahre 1248 diese Funktion. Vf.in weist darauf hin, dass auch in der Historiographie des 19. und 20. Jh.s Eriks Urkunde als Akt der Verleihung des lübischen Rechts an Reval angesehen worden ist.

I. J.

Anu Mänd liefert in ihrem Artikel *Geschäft und Frömmigkeit: Lutke van Minden und sein Nachlassinventar* (*Äri ja vagadus: Lutke van Minden ja tema pärandiloend*, in: Tuna 2020, 3, 17–27, 2 Abb., engl. Zusammenfassung) einen Überblick über das Vermögen eines Revaler Hansekaufmanns aufgrund seines 1523 verfassten Nachlassinventars. Lutke van Minden fungierte als Kaufmann und Reeder, der rund 14 Jahre in Reval nachweisbar ist. Er besaß zwei kleine Schiffe und trieb Handel vor allem in Finnland und Schweden, unterhielt aber auch Geschäftsbeziehungen mit Lübeck, Danzig und Kopenhagen. Nach seinem Tod hinterließ van Minden indes kein Vermögen, das Erbe reichte nicht einmal zur Deckung der Schulden, mit denen sein Grundbesitz belastet war. Die einzig nennenswerten Gegenstände seines Nachlasses waren Kunstwerke religiösen Inhalts (die Verkündigungsszene Mariä, ein holzgeschnitztes Schweißtuch der Veronika, die Figur der Jungfrau Maria usw.). Aus Sicht der Hanseforschung sind van Mindens drei Geschäftsbücher, die im Tallinner Stadtarchiv aufbewahrt sind, wertvoller als das hier behandelte Nachlassinventar.

I. J.

Enn Küng berichtet in einem umfangreichen Aufsatz über den *Pfundzoll in den finanziellen Beziehungen zwischen Reval und der schwedischen Krone im späten 16. und 17. Jahrhundert* (Naelatoll Tallinna linna ja Rootsi riigi finantsuhetes 16. sajandi teisel poolel ja 17. sajandil, in: Vana Tallinn, Bd. 30 [34], Tallinn 2020, Tallinna Linnaarhiiv, 9–90 engl. Zusammenfassung, 301–303). Dieser Pfundzoll entsprang einer Vereinbarung zwischen Stadt und Krone aus dem Jahr 1584, die Reval das Stapelrecht sicherte und vorsah, dass ausländische

Kaufleute nicht mehr nach Narva segeln durften. Für den Ausfall der Zölle aus Narva garantierte die Stadt Stockholm zwei Drittel ihrer Zolleinnahmen. Während die Stadt zunächst durchaus Ausnahmen vorsah (Getreide, Geld) und auch russische Importe nicht mit dem Zoll belegte, wurde das Regime unter Daniel Lien als königlichem Zollverwalter seit 1605 strenger, was trotz der höheren Einnahmen auf Kosten der guten Beziehungen zwischen Magistrat und Krone ging. Nachdem die Stadt 1623 selbst höhere Tarife eingeführt hatte, verstärkte auch sie die Kontrolle. Erst in Zusammenhang mit der neuen handelspolitischen Zielvorstellung der Stockholmer Regierung, den Archangel'sk-Handel in die Ostsee umzuleiten, liberalisierte sich die Zollerhebung auch in Reval. Vf. hebt hervor, wie wichtig die Einnahmen aus dem Pfundzoll für Reval waren, wobei die Stadt immer wieder ihre Interessen mit denen der schwedischen Krone abgleichen musste. Letztere waren nie rein finanzieller Natur, sondern stets auch mit dem Streben verbunden Kontrolle auszuüben. *K. B.*

Über die frühe Geschichte der Hansestadt Valmiera (Wolmar) ist wenig bekannt. Liene Rokpelnē liefert in ihrem Aufsatz *Die Erforschung von Valmieras Originaldokumenten: Probleme des ältesten Siegels und des Wappens der Stadt* (Valmieras oriģināldokumenti izpēte: pilsētas senākā zīmoga un ģerboņa problēmas, in: LVIŽ, 2019, Nr. 2 [110], 34–52, 3 Abb., engl. Zusammenfassung) ein Plädoyer für die Beschäftigung mit bzw. die Suche nach Originaldokumenten. Diese könnten helfen, falsche Überlieferungen zu korrigieren, was sie anhand des Beispiels des ältesten Siegels der Stadt illustriert. Es sei angenommen worden, dieses stamme aus dem Jahr 1524 (eigentlich, wie sie zeigt, 1523). Ihr zufolge sei das älteste Siegel der Stadt auf den 24. Juni 1381 zu datieren, wobei die Wappen aus dem 14. und dem 16. Jh. identisch seien. *Ineta Lipša*

WEISSRUSSLAND. Zum ersten Mal in der modernen weißrussischen Geschichtsschreibung wurde bei der Konferenz „Aktuelle Probleme der Quellenforschung“ an der Witebsker Staatlichen Mascherov-Universität (Witebsk, 23–24 April 2021) ein thematisches Panel zu den historischen Beziehungen von Weißrussland mit Livland und der Hanse im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit organisiert. An der Arbeit des Panels nahmen mehr als 20 Wissenschaftler aus Weißrussland, Russland und Lettland teil. Die Beiträge wurden im Sammelband der Konferenz *Aktuelle Probleme der Quellenforschung* (Aktual'nye problemy istočnikovedenija, Witebsk 2021, 464 S.) publiziert; hier wird auf einige davon näher eingegangen. Marija Nikolaevna Samonova (Gomel, Weißrussland) analysiert im Beitrag *Theoderich aus Turajda und Dietrich von Bern unter den Mauern von Polozk* (Teoderich iz Turajdy i Tidrek Bernskij pod stenami Polozka, 411–412) die Informationen über die Stadt und das Fürstentum Polozk im Ostseeraum im 13. Jh. Vf.in kommt zum

Schluss, dass bei der Translation dieser Informationen die wichtigste Rolle die deutschen Kaufleute gespielt haben. Marina Borisovna Bessudnova (Novgorod, Russland) wendet ihre Aufmerksamkeit auf das *Archiverbe des Deutschen Ordens in Livland und die Probleme seiner Erforschung* (Archivnoe nasledie Nemeckogo ordena v Livonii i problemy ego izučenija, 411–412). Vf.in weist auf die Bedeutung hin, welche die erhalten gebliebene Archivalien des Ordens (heute in Stockholm, Uppsala, Berlin, Wien und Tallinn aufbewahrt) für die Erforschung der Beziehungen Russlands (Novgorod und Pskov, später Moskau) mit Livland und der Hanse haben. Die systematische Erforschung dieses Archiverbes ist heute das Ziel des Baltischen Zentrums, welches seit kurzem an der Staatsuniversität Novgorod seine Arbeit aufgenommen hat. Dieses Zentrum und die entsprechende Forschungsproblematik wird auch durch die Beiträge von Artem Vladimirovič Ušakov *Zur Frage der Identifikation der Novgoroder Gäste in Lübeck in den hansischen Quellen* (K voprosu ob identifikacii novgorodskih gostej Ljubeka v ganzejskich istočnikach, 428–430) und Valentina Andreevna Jakunina *Die Briefsammlung der Vögte von Narva im Stadtarchiv Tallinn: die Probleme der Quellenanalyse* (Kollekcija pisem fogtov Narvy iz Tallinskogo gorodskogo archiva: problemy istočnikovedčeskogo analiza, 430–433) vertreten. Philipp (Philip) Dmitrievič Podberezkin (Minsk, Weißrussland) liefert mit dem Beitrag *Warum wurden die Tributsammler aus Pskov im Jahre 1285 getötet? (Za čto byli ubity pskoviči na dani v 1285 godu?)* eine Analyse eines tödlichen Zwischenfalls im livländisch-russischen Grenzgebiet, 413). Die vom Vf. vorgeschlagene Antwort auf die Titelfrage des Beitrages (die Ursache des Mordes lag in den Grenzen übergreifenden Geldgeschäften) zeigt, wie eng die Beziehungen zwischen Livland und den russischen Handelsrepubliken Pskov und Novgorod im 13. Jh. waren. Aleksey Viktorovič Martyniuk beschäftigt sich im Beitrag *Die Ritter vom Rhein an den Ufern von Düna: Menschen, Ereignisse, Quellen* (Rycari s Rejna na beregach Zapadnoj Dviny: ljudi, sobytija, istočniki, 421–422) mit der Epoche der Preussenreisen im 14. bis früheren 15. Jh. Er weist darauf hin, dass der Adel und das Rittertum vom Niederrhein (Herzogtum Geldern, Grafschaften Mark und Kleve u. a.) anscheinend ihre eigene Tradition der Kreuzfahrten entwickelt haben, welche sie nicht nach Preussen, sondern direkt nach Livland führte. Von dort gelangten sie auf das Gebiet des heutigen Weißrussland (Fürstentümer Witebsk und Polozk an der Düna). Diese lokale Tradition von niederrheinischen Adligen und Rittern sollte daher von Interesse für die moderne weißrussische Mediävistik sein; die Erforschung dieser Problematik ist auch eine gute Grundlage für die Zusammenarbeit der Historiker aus Deutschland, den baltischen Ländern, Weißrussland und Russland. Am Ende dieses Überblickes des Sammelbandes der Witebsker Konferenz ist zu vermerken, dass Witebsk zusammen mit Polozk

heute als einzige Städte in Weißrussland der Kulturgemeinschaft der „Neuen Hanse“ angehören. Man hofft auf die weitere wissenschaftliche und kulturelle Aufarbeitung dieses Stückes gemeinsamer Geschichte. *Aleksey Martynioug*

Aljaksandr Aljaksandravič Prudnikaŭ, *Minderstädte im Besitz der katholischen Kirche auf dem Gebiet Weißrusslands, Mitte 17.–18. Jahrhundert. Soziale und wirtschaftliche Entwicklung* (Mjastečki va űladannjach katalickaj carkvy na terytoryi Belarusi ű sjaredzinie XVII–XVIII st. Sacyjalna-ekanamičnaje razvicce, Minsk 2021, Verlag Čatyry Čverci, 275 S.). – In dieser Studie werden die ökonomischen, demografischen, ständischen und konfessionellen Verhältnisse in den katholischen Minderstädten (mjastečki) Weißrusslands von der „Blutigen Sintflut“ in der Mitte des 17. Jh.s bis zur Teilung Polen-Litauens am Ende des 18. Jh.s thematisiert. Vf. verfolgt weiterhin die Wege der russischen, polnischen und sowjetischen Geschichtsschreibung des 19. und 20. Jh.s, indem er die vorgenannten Aspekte in einem präziseren Kontext darzustellen versucht. Eine wesentliche Neuheit seiner Forschung besteht darin, dass die Minderstädte im Vermögen der katholischen Kirche nun unabhängig vom übrigen Privat- und Staatbesitz berücksichtigt werden. – Organisiert ist das Buch in fünf Kapiteln. Im ersten Kapitel (*Historiographie und Quellen*) weist Vf. auf die unzureichende Erforschung des Themas „kirchliche Städte bzw. Minderstädte“ hin und konstatiert das Fehlen von Quellen (u. a. Kircheninventaren und Geschäftsurkunden) für ihre gesamte Handels- und Sozialgeschichte. Im zweiten Kapitel (*Aufbau der kirchlichen Minderstädtesystems*) schildert er die Herausbildung des katholischen Großgrundbesitzes auf dem Gebiet der Diözese von Wilna. Im dritten Kapitel (*Bevölkerung der katholischen Minderstädte Weißrusslands von der Mitte des 17. bis Ende des 18. Jh.s*) sieht Vf. keine großen Unterschiede zwischen kirchlichen und privaten bzw. königlichen Besitzungen hinsichtlich der Überwindung der demographischen Krise, der ethnischen und konfessionellen Zugehörigkeit, der ständischen Ordnung. Zur gleichen Schlussfolgerung bezüglich der ähnlichen Tendenzen in Landwirtschaft und Tierhaltung der kirchlichen und der königlichen bzw. privaten Minderstädte kommt Vf. auch im vierten Kapitel (*Landwirtschaft der katholischen Minderstädte von der Mitte des 17. bis Ende des 18. Jh.s*). Das fünfte Kapitel (*Handel und Handwerk der katholischen Minderstädte*) behandelt den faszinierendsten Aspekt des Themas Minderstädte – ihre Rolle zwischen dem „großen“ städtischen Handel und den landwirtschaftlichen Aktivitäten der frühmodernen Provinz. Dabei gelangt Vf. zu der wesentlichen neuen Feststellung, dass das wirtschaftliche Wesen der katholischen kirchlichen Minderstädte im wöchentlichen Handel bestand und viel weniger von den Jahrmärkten beeinflusst wurde.

Die Einbindung der weißrussischen Geschichtsschreibung in die globale Raum-, Urban- und Regionalforschung steht unweigerlich auf der Tagesordnung. In dieser Hinsicht erlaubt das Buch einen aufschlussreichen Einblick in Haupttendenzen der Entwicklung der osteuropäischen Regionen in der Frühen Moderne. Abschließend muss auf die mangelnde Aufmerksamkeit hingewiesen werden, die seitens des Vf.s den gesellschaftlichen Bezügen gewidmet wird, und zwar im Hinblick auf die Frage, wie die verschiedenen sozialen Gruppen im Rahmen der katholischen Minderstadt die konventionellen Lebensformen entwickelten. Das ist ein dringendes Desiderat der weiteren Forschung.

Philip Podberezkin

RUSSLAND. Für den hansischen Russlandhandel fehlt es an einer Gesamtdarstellung, was bei einem derart bedeutenden Thema als großer Mangel empfunden werden muss. Verständlicherweise ist dies offenbar besonders auf russischer Seite der Fall, hatte doch die Hanse im russischen Außenhandel jahrhundertlang eine monopolähnliche Stellung innegehabt. So ist die auffällige Tatsache erklärbar, dass von dem sachlich völlig überholten Werk von Arthur Winckler, *Die Deutsche Hansa in Rußland*, erschienen Berlin 1886, jetzt gleichzeitig zwei Übersetzungen ins Russische veröffentlicht wurden, eine beim Verlag Evrazija in St. Petersburg (2020, übersetzt von Nikolaj A. Vlasov, 224 S., uns leider nicht zugänglich) und die andere in Deutschland. Die hier erschienene Ausgabe trägt neben dem alten deutschen Titel parallel einen solchen in russischer Sprache mit dem Zusatz: Übersetzung und Kommentare von Walther Friesen (Artur Vinkler, Nemeckaja Ganza v Rossii. Perevod i kommentarii Val'tera Frizena, Dortmund 2020, Rediroma, 423 S.). Im Anschluss an den ins Russische übersetzten Text und einer erheblichen Zahl von Abb. bietet das Buch auf zweihundert Seiten zumeist kurze sachliche Erläuterungen und viele Hinweise auf die neuere russische und deutsche Spezialliteratur. Walther Friesen hat damit alles getan, um den russischsprachigen Leser an die Sache heranzuführen. Offenbar geht es dem Bearbeiter dabei nicht nur speziell um den Handel, sondern er will auch die Kenntnis des russischen und deutschen historischen Kontextes fördern. Gegen Ende des Buches stößt man zusätzlich auf eine „Rezension“ aus der Feder des namhaften St. Petersburger Mediävisten Andrej Jur'evič Prokop'ev (409–415), in der eine feine Würdigung des Buches von Winckler geboten wird. Vf. ordnet dieses hier in die deutsche historische Historiografie ein, kennzeichnet seine Grenzen und weist auf manche Einsicht von Winckler hin, die sich in der Hanseforschung erst später allgemein durchgesetzt hat.

N. A.

Vjačeslav Sergeevič Kulešov polemisiert gegen die von Oleksij Toločko vorgeschlagene Hypothese, dass die sogenannte Kurze Fassung der Russkaja

Pravda nicht aus dem 11. Jh., wie meistens angenommen, sondern aus dem 15. Jh. stammt (*O novgorodskom denežnom sčete XI veka, ili Kratkaja redakcija Pravdy Russkoj kak pozdnesrednevekovyj fal'sifikat (v svete gipotezy A. P. Toločko*, in: *Novogardia* 2020, 1, 336–347). Vf. thematisiert gründlich den Wortschatz des Geldes in den altrussischen Rechtstexten, um zu demonstrieren, dass die numismatische Terminologie in den Fassungen des Russkaja Pravda zeitgemäß und inhaltlich korrekt ist, und da die kurze Fassung zu den früheren Versionen gehört, sie also wirklich im 11. Jh. zusammengestellt ist. Etwas störend wirkt beim Lesen des inhaltvollen und sachkundigen Beitrages, dass mehrmals die „Kiewer“ Herkunft Toločkos betont wird, womit die mediävistische Sachpolemik einen politischen Beigeschmack erhält. A. S.

Vera Ivanovna Matuzova und Evgenija L'vovna Nazarova haben eine Neuauflage des Buches *Die Kreuzfahrer und die Rus'. Ende des 12. Jahrhunderts–1270* (*Krestonoscy i Rus'. Konec XII v.–1270 g. Teksty, perevod, komentarii. Drevnejšie istočniki po istorii Vostočnoj Evropy*, Moskva, Samolva 2020, Verlag Pal'mir, 568 S.) veröffentlicht. Hinsichtlich des ersten Druckes (2002, vgl. *HGbl* 122, 2004, 292) sind die Bibliografie und der historiografische Überblick aktualisiert worden. Vf. haben gelegentlich auch die russischen Übersetzungen der Quellentexte korrigiert und den Kommentar ergänzt. A. S.

Das erste Heft des 2020. Jahrganges der von der St.-Petersburger Orthodoxen Geistlichen Akademie verlegten Zeitschrift *Paleorosija. Drevnjaja Rus': vo vremeni, ličnostjach, v idejach* ist der Person des heiligen Großfürsten Aleksandr Nevskij gewidmet. Neben den Beiträgen, die rein kirchliche Bedeutung haben oder als anti-westliche politische Deklarationen wahrzunehmen sind, befinden sich hier auch nicht wenige Aufsätze von geschichtswissenschaftlichem Gewicht. Aleksej Vladimirovič Petrov liefert einen kurzen historiografischen Überblick des Wesens des Novgoroder Veče (*Večevoj Novgorod – gorod sv. Aleksandra Nevskogo kak fenomen russkoj istorii*, 30–45). Vor allem will Vf. zeigen, dass einige in der neuen, grundlegenden Monografie des Moskauer Historikers Pavel Lukin über das Veče (2014, siehe *HGbl* 133, 2015, 293 f.) vorgelegte Thesen schon früher von der „Petersburger Schule“ geäußert worden seien. Elena Borisovna Gruznova veröffentlicht beachtenswerte Beobachtungen zur Textgeschichte der Heiligenlegende Aleksandr Nevskijs (*Ključevye sjužety osnovnyh redakcij Žitija Aleksandra Nevskogo*, 95–111). Konstantin Aleksandrovič Kostromin behandelt das Thema *Der Heilige Aleksandr Nevskij und der lateinische Westen in den Augen der altrussischen Hagiografen* (*Sv. Aleksandr Nevskij i latinskij Zapad glazami drevnerusskich agiografov*, 124–130). Die Feststellung lautet, dass

die antilateinische Polemik im Text der Vita erst in den Fassungen des späten 15. Jh.s in Erscheinung getreten ist. A. S.

Der Beitrag von Valerij Zema, *Moskau und die Florentiner Union* (Moskva i Florentijs'kaja unija, in: Academia terra historiae. Studii na pošanu Valerija Smolija, Bd. 2, hg. von Gennadij Borjak, Kyiv 2020, Verlag Instytut istorii Ukraïny, 271–300), legt dar, wie die politischen Beziehungen zwischen Moskau und Litauen in der zweiten Hälfte des 15. Jh.s in der zeitgenössischen Moskauer Polemik gegen die Union und die katholische Kirche widergespiegelt wurden. Die Darstellungen der Tätigkeit des Metropoliten Isidor von Kiew um 1440 und der Entstehung der Autokephalie der Moskauer Kirche in den neu verfassten oder redigierten Texten entwickelte sich entsprechend der Politik der Großfürsten von Moskau hinsichtlich Litauens, war aber in den 1470er Jahren auch gegen Novgorod gerichtet. A. S.

Vermittelt über Novgorod und Pskov, gelangten hansische Waren auch in das mittelalterliche Moskau. Einige Belege dafür bietet der Beitrag von Ju[lija] V[ladimirovna] Stepanova über *Buntmetallerzeugnisse aus den Grabungen im Tajnickij-Garten des Moskauer Kreml von 2007* (Izdelija iz cvetnogo metalla iz raskopok na territorii Tajnickogo sada Moskovskogo Kremļa 2007 g., in: Kratkie soobščeniija Instituta archeologii 259, 2020, 283–300). Die Importfunde zeugen vom hohen sozialen Status der in diesem Randgebiet des Kreml Ansässigen. Zu den Fundstücken hansischer Herkunft gehört ein typisch geformter Zinnkrug (294). N. A.

Jurij Georgievič Alekseev, *Pleskau und Novgorod am Vorabend ihres Anschlusses an den russischen Staat* (Pskov i Novgorod nakanune prisoedeneniija k Rossijskomu gosudarstvu [XIV–XV vv.], Sankt-Peterburg 2020, Verlag Izdate'stvo Olega Abyško, 608 S.), ist eine Sammlung von Wiederabdrucken der Publikationen des prominenten Historikers (1926–2017). Die Erstausgaben stammen aus dem Zeitraum 1974–1997, als Hauptthemen treten die Pleskauer Gerichtsurkunde und der Anschluss Novgorods an das Moskauer Reich in den Vordergrund. A. S.

Carsten Goehrke, *Unter dem Schirm der göttlichen Weisheit. Geschichte und Lebenswelten des Stadtstaates Groß-Novgorod* (Zürich 2020, Chronos Verlag, 559 S., 42 s/w- und 24 Farbabb., Bibliografie sowie Personen-, Orts- und Sachregister). – Vf. verallgemeinert die Angaben über Groß-Novgorod, die zweitgrößte Stadt der Kiewer Rus' und die stärkste Handelsmacht unter den russischen Ländern im Zeitalter der politischen Zersplitterung, unter wirtschafts-, gesellschafts- und kulturgeschichtlichen Aspekten. – Im Ein-

führungsteil des Buches präsentieren zwei Kapitel Materialien zur Quellenkunde und Historiografie des behandelten Themas, wobei die genaue Bekanntschaft des Vf.s mit beiden Gegenständen in Erscheinung tritt. Er stellt sehr beachtenswerte Ergebnisse der Novgorod-Studien einer großen Zahl russischer und ausländischer Historiker des 19.–21. Jh.s vor und bemerkt dabei, dass bei aller Vielfältigkeit an Arbeiten zur Geschichte des mittelalterlichen Novgorods fundamentale Monografien dazu bis heute selten sind. Im Abriss der russischen Geschichtsschreibung wird der wesentliche Beitrag von Valentin Janin zur Novgorod-Forschung besonders betont. Es darf allerdings nicht außer Acht gelassen werden, dass Vf. die Auffassungen von Janin als gewissermaßen ideologisch motiviert sowie sogar als seinen eigenen Interessen dienend ansieht, und dass er deshalb deren Einfluss auf die Entwicklung der gegenwärtigen *Novgorodica* in Russland als zumeist hemmend betrachtet (28 f.). Allerdings steht Vf. den neuen historiografischen Tendenzen in der russischen Geschichtsschreibung zustimmend gegenüber, insbesondere den Forschungen von Pavel Lukin, und vermeidet auch seinerseits nicht, Traditionen zu brechen. Er verwendet z. B. eine eigene Periodisierung der Geschichte Groß-Novgorods, die mehrstufiger ist als die bei Henrick Birnbaum und bei Sergej Trojanowski. Die letzten Seiten des Einführungsteils zum vorliegenden Buch sind der Novgoroder Volkssprache als einem der wichtigsten Elemente der allgemeinen Nationalkultur gewidmet; sie basieren durchweg auf den Werken von Andrej Zaliznjak, des hervorragenden russischen Linguisten. – Die Berichtszeit des Buches umfasst etwas mehr als fünfeinhalb Jh.e – die Zeit von der Gründung Novgorods im 9. Jh. bis zu seiner Einverleibung durch Moskau 1478. Diesen Zeitraum teilt Vf. in sieben Perioden ein. Er hält es für ratsam, seine Darstellung mit einer kurzen klimabezogenen und landschaftlichen Beschreibung zu beginnen, ohne die nach ihm die Frage nach der wirtschaftlichen und sozialen Besonderheit des Novgoroder Landes nicht mit voller Bestimmtheit beantwortet werden kann. Als besonders günstig wird hier das verzweigte, den gewinnbringenden Fernhandel befördernde Gewässernetz eingeschätzt. Man kann den Erwägungen über eine spezifische ethnische Grundlage im Novgoroder Kernland hinzufügen, die als Folge des Eindringens der Ostslawen in den Lebensraum der ostseefinnischen und baltischen Vorbevölkerung des Ilmenseegebietes im 7.–8. Jh. entstanden war. Die relativ höhere Konsolidierung der Slawenstämme, ihre militärtechnische Überlegenheit sowie die slawische Sprache als interethnisches Kommunikationsmittel wirkten sich zugunsten der Slawen aus und führten dazu, dass sie ihre Nachbarn weitestgehend assimilierten. Mit dem Erscheinen der Skandinavier, die schon bald als Konkurrenten der Slawen bei der Herrschaftsbildung im Ilmenseebereich und im zwischenregionalen Handel zu wirken begannen, wurde die Lage viel komplizierter. Die Frühge-

schichte Staraja Ladogas, des bekanntesten skandinavischen Herrschaftszentrums und Handelsemporiums am nördlichen Ausläufer des Wolgaweges, lässt sich als Beweismittel dazu bewerten. Die chronikalische Erzählung über die Berufung der Waräger nach Novgorod erklärt Vf. mit einem neuen mächtigen Vorstoß der Nordmänner nach der Rus', mit dem Hauptziel, eine neue Handelsroute nach Süden (den zukünftigen „Weg von den Wärgern zu den Griechen“) zu erschaffen. Der Niedergang Ladogas mit dem gleichzeitigen Aufschwung Novgorods, zuerst als Holmgard bekannt, sieht Vf. deshalb als direkte Folge der Verlegung der Handelsstraße von der Wolga nach dem Dnepr. Rjurik und seine Nachkömmlinge, die Rjurikiden, zielten auf die Ausbreitung des eigenen Herrschaftsgebietes von Novgorod bis nach Kiew ab; dabei zeigte sich auch ihr Bestreben, das eng mit Kiew verbundene Pleskau als „jungen Bruder“ Novgorods zu unterwerfen. – Im folgenden Kapitel *Nowgorods Anfänge* (chronologisch handelt es sich um das 10. und 11. Jh.) bestreitet Vf. Janins These von den drei uralten ethnisch mannigfaltigen Stadtkernen Novgorods und meint, dass die Stadt aus einer ethnisch homogenen Siedlung entstand, die als ein Handelsemporium bei dem militärischen und Herrschaftszentrum im Rjurik-Burgwall (*Rjurikovo gorodišče*) betrachtet werden kann. Zwei einzelne Wohnbereiche wurden durch den Hügel (*holm*) mit einem neuen Burgwall (russ.: Nowyj Grad, Novgorod) und der zuerst hölzernen Sophien-Kirche miteinander verbunden. Damit weist Vf. also darauf hin, dass an der Tatsache der Novgoroder Dreisiedlung nicht zu rütteln ist, obwohl diese nicht so aussieht, wie Janin seinerseits geschildert hatte. Ebenfalls stellt Vf. die Theorie der Stadtverlegung vom Rjurik-Burgwall nach Novgorod in Frage und redet lieber über massenhafte Abwanderungen von Händlern und Handwerkern aus dem Umland in die Dreisiedlung, deren Attraktivität dank des sich dynamisch entwickelnden Fernhandels rasch anstieg. Während der Rjurik-Burgwall und Ladoga nach der Entstehung des Rjurikidenreiches mit Kiew als Hauptstadt immer mehr an Bedeutung verloren, stärkte Novgorod seine Positionen als Herrschaftszentrum der Kiewer Machttäger an der nördlichen Peripherie ihres Herrschaftsbereichs. Die Tendenz dazu zeigte sich in der Regierungszeit Jaroslaws des Weisen, der, wie Vf. meint, eine Wette auf die engen Beziehungen zwischen Fürst und Stadt zum Nutzen beider abschloss und somit den weiteren Handels- und Handwerksaufschwung Novgorods erheblich beförderte. – *Nowgorod als Fürstenstadt im 11. und frühen 12. Jahrhundert* wird im dritten Kapitel betrachtet. Eine zentrale Stelle nehmen hier die Voraussetzungen für die politische Emanzipation der Stadt im folgenden Zeitabschnitt und der Übergang der Macht vom Fürsten mit seiner Gefolgschaft (*dwor*) zu den Stadtbehörden mit der Einwohnerversammlung (*veče*) an der Spitze ein. Die ältesten Fassungen des altrussischen Rechtskodex *Russkaja Prawda* vom 11. Jh., auf dem Novgorods

Privilegien beruhten, verdienen hier besonders hervorgehoben zu werden. Die Novgoroder profitierten auch sehr stark von der inneren Zerstrittenheit der Rjurikiden, sodass der in der Stadt residierende Fürst zu einem Schirmherrn wurde und sie das Amt des Vogtes (*posadnik*) mit eigenen Leuten besetzen konnten. Zur Ergänzung erachtet es Vf. als nützlich, einige Erfolge der Außenpolitik Novgorods zu beleuchten, allen voran die Entstehung des Novgoroder Staatsterritoriums durch die Expansion aus dem Novgoroder Kernland heraus gegen die benachbarten slawischen Fürstentümer und heidnischen Völkerschaften. Die Formierung des Novgoroder Herrschaftsgebietes wurde sowohl durch Sicherheits- und Machtgründe, als auch durch das Wirtschaftsinteresse Novgorods motiviert, das die für den Fernhandel wichtigsten Wasserwege kontrollieren und sich Pelzabgaben von tributären Territorien sichern wollte. Die aktive Außenpolitik diente als Vorwand für die Verstärkung der militärischen Machtmittel. Aus diesen Umständen ergibt sich also der Aufschwung Novgorods zur zweiten Stadt der Kiewer Rus' nach Größe und Bedeutung, deren Existenzgrundlage v. a. durch den Fernhandel und das Handwerk gesichert war. Vf. zeigt auch die weitreichenden Folgen der Christianisierung der Bevölkerung im Novgoroder Land. – Im vierten Kapitel handelt es sich um die *Anfänge der politischen Emanzipation und erste Blütezeit des Handels: Nowgorod im 12. Jahrhundert*. Dass die „stürmischen“ dreißiger Jahre des 12. Jh.s mit einem Geschehen, das die Sowjetforschung als eine wahre Revolution bezeichnete, Novgorod von der Alleinherrschaft des Fürsten endgültig entlasteten, steht für Vf. außer Zweifel. Er glaubt allerdings, dass der Ausgangspunkt dieses historischen Umbruchs mit einem etwas älteren Datum, mit dem Anfang des 11. Jh.s, bestimmt werden muss, weil jener Emanzipation eine Übergangsphase mit einer formell anerkannten Doppelherrschaft des Fürsten und des Stadtvogtes (*posadnik*) vorausging. Seit 1136 ist der Possadnik zu einem von den Novgorodern erwählten Bürgermeister aufgestiegen. Vf. meint, dass die russische Amtsbezeichnung *posadnik* mit *Bürgermeister* übersetzt werden solle – nicht im Sinne des Oberhauptes einer deutschen Stadt, sondern in einem auf die besonderen Novgoroder Bedingungen bezogenen Sinne. Vf. macht darauf aufmerksam, dass die Novgoroder ihre politische Partizipation innerhalb des Fürstenstaates in der Folgezeit entdeckten. Sie nahmen sich z. B. das Recht, ihren Bischof (*vладыка*) und Tausendschaftsführer (*тысяцкий*) als ihren Militärführer zu wählen. Dazu ist zu bemerken, dass die Funktionen des Fürsten im Rahmen des Novgoroder politischen Systems nach 1136 im Moment diskutabel bleiben. Um der Beantwortung dieser Frage näher zu kommen, liefert Vf. eine umfangreiche Beschreibung der staatlichen Verwaltung Novgorods im 12. Jh. Nach einem kurzen Exkurs über den Kampf der Novgoroder um die Ausbreitung ihrer tributären Territorien kehrt Vf. zum Problem

der Emanzipation zurück und wendet sich der Umgestaltung der Novgoroder Kirchenorganisation in der zweiten Hälfte des 12. Jh.s zu, die seiner Meinung nach der Stadt half, sich von der Kontrolle seitens der Großfürsten von Kiew und der Kiewer Metropole zu lösen und somit ihre politische Autonomie zu verstärken. Bemerkenswert sind auch einzelne in diesem Kapitel vorgelegte Sujets zum gesellschaftlichen Leben Novgorods, die dessen Stadeliten, gewöhnlichen Bürgern, Bauern und Unfreien gewidmet sind. Von vitalem Interesse sind auch die internationalen Handelskontakte der Novgoroder in der Vorhansezeit, als sie aus dem aktiven Ostseehandel von den Hansen noch nicht verdrängt waren, sowie ihre Beteiligung am Binnenhandel. Das Buch unterrichtet in diesem Kontext gut über erste Handelsverträge und Handelshöfe Novgorods sowie über Schifffahrt und Verkehrswege der Novgoroder einschließlich einzelner Handelsunternehmen und die Lebenswelten der Novgoroder Kaufmannschaft. Die Ausgrabungen im alten Stadtbereich lassen beachtenswerte Einzelheiten der Novgoroder gewerblichen Produktion und Kultur erkennen. Abschließend präsentiert Vf. ein allgemeines Panorama der Städte, die von Novgorod dominiert wurden. Dass sie der Metropole Novgorod politisch untergeordnet waren, davon kann bis zur Mitte des 12. Jh.s noch keine Rede sein.

Die Berichtszeit des fünften Kapitels *Novgorods „Wendezeit“: Das 13. Jahrhundert* bezieht sich auf den mongolischen Ansturm, der das fragile Staatensystem der Kiewer Rus' gänzlich zerstörte und die Angehörigkeit der russischen Länder von der Goldenen Horde verursachte. Die Geschichte des Novgoroder Stadtstaates wird dabei in zweierlei Hinsicht betrachtet, nämlich in Bezug auf die Außenwelt und auf der innenpolitischen Bühne. Obwohl Novgorod von der Tatarengefahr nur am Rande betroffen war, stand es vor einem Bündel von Problemen im Westen sowie im Nord- und Süd-Westen. Eine umkämpfte Grenzlinie wurde zum Objekt seiner Streitigkeiten mit Litauen, am aufschlussreichsten aber sind die berühmten nördlichen Kreuzzüge. Die Kreuzfahrer aus Schweden, Dänemark und Deutschland kämpften gegen die Heiden und machten kaum die Novgoroder Rus' zu ihrem Angriffsziel, andererseits konnten sie die Tributansprüche Novgorods über die estnischen und finnischen Stämme erheblich einschränken. Deshalb ist es nicht überraschend, meint Vf., dass Novgorod der Ausdehnung der Kreuzzugsbewegung zu seiner eigenen Westgrenze im Wege stand. Besonders angespannt kamen diese Tendenzen in den russischen Beziehungen zu Livland zum Ausdruck. Es geht hier v. a. um eine militärische Bedrohung für Novgorod durch Ritterorden, zunächst durch den Schwertbrüderorden, dann durch den livländischen Zweig des Deutschen Ordens. Interesse wecken in diesem Zusammenhang die Schicksalsjahre 1240 und 1242 mit Feldzügen der Schweden und des livländischen Deutschordenszweiges gegen Novgorod bzw. Pleskau, die lange Zeit

als ein vom Papstum koordiniertes und russlandfeindliches Unternehmen angesehen worden sind. Dementsprechend wurde der Novgoroder Fürst Aleksandr Jaroslavič (Nevskij) als Sieger in den Schlachten an der Neva und auf dem Eise des Peipussees zum nationalen Heros stilisiert. In der Überlieferung über dieses Geschehen, das in der Tat zu nebensächlich war, um nennenswerte Spuren in den zeitgenössischen Quellen hinterlassen zu haben, findet man heute viele legendäre Elemente, die unter einigen zur Diskussion gestellten Aspekten genauer untersucht werden sollen. Vf. bezweifelt die weit verbreitete Auffassung bezüglich der historischen Wahl Aleksandrs zwischen einer prowestlichen und einer proöstlichen Politik, wie sie die russische Historiografie zu behaupten tendiert, und zeigt, dass im Mittelpunkt des Interesses des Fürsten und seiner Nachfolger die Tataren standen, mit deren Hilfe sie zur Vormacht in Russland aufsteigen konnten. Die innenpolitische Lage Novgorods im behandelten Zeitabschnitt wird ebenfalls als äußerst gespannt geschildert. Dies war zum einen durch den Kampf zwischen Angehörigen der Fürstenfamilien aus Smolensk, Susdal und Tschernigow verursacht, an dem sich die führenden Geschlechter Novgorods beteiligten. Zum anderen sieht Vf. die gegebenen Unruhen als direkte Folge der zunehmenden Polarisierung der Novgoroder Gesellschaft in „Obere“ (Geld- und Grundbesitzerelite bzw. Bojaren) und „Mindere“ (einfaches Volk) an. Dies beförderte der im 13. Jh. weiterlaufende Wandel des Novgoroder Ämtersystems, durch den die „Oberen“, was Vf. ausführlich demonstriert, in einflussreichste Ämter gelangten und somit zu den höchsten Autoritätspersonen des Stadtstaates wurden. Seiner Meinung nach gab es gleichzeitig eine andersartige Konsolidierung, die besonders deutlich in der Entstehung von kollektiven Institutionen zum Ausdruck kam, in denen die einfache Stadtbevölkerung als aktiver Faktor wirkte. Die Rede ist von den Hundertschaften (*sotni*), deren Wesen im Moment diskutabel ist, sowie von den gesellschaftlich organisierten Stadtquartieren (*koncy*). An erster Stelle stand selbstverständlich die allgemeine Versammlung (*veče*) mit breiten politischen, administrativen und gerichtlichen Befugnissen, die formalrechtlich eine gemeinschaftliche Willensbildung von allen persönlich Freien der Stadt erforderten. Es gibt also gute Gründe, das Novgoroder Verfassungs- und Verwaltungssystem als Wetschedemokratie zu bezeichnen, jedoch mit Berücksichtigung der Tatsache, dass diese Demokratie nicht eine solche im modernen Sinne war. – Vf. bietet sehr beachtenswerte Erkenntnisse über die Tendenzen der durch Wandel gekennzeichneten Entwicklung der Novgoroder Wirtschaft. Zum Ersten betrifft es die Beteiligung der Novgoroder am internationalen Ostseehandel. Die führende Rolle darin ging nach und nach an die norddeutschen und livländischen Städte über. Die deutschen Kaufleute kamen im 12. Jh. mit Novgorod in direkten Kontakt und gründeten das dortige Handelskontor, den St. Peterhof. Novgorod wurde also

in die breiten Handelsnetzwerke eingegliedert, die von den Hansern geschaffen wurden. Die Handelsstrategie der Hanse gegenüber Novgorod zielte auf den Einkauf der Rohwaren ab, weswegen die Hansern es für nützlich erachteten, die Ausdehnung des russischen Eigenhandels in der Ostsee zu hemmen. Die Novgoroder waren ihrerseits gegen eine Weiterreise der Hansern ins Landesinnere eingestellt. Wenn auch die beiden Seiten ihre Handelsangelegenheiten durch vertragliche Abmachungen rechtlich abzusichern strebten, waren die russisch-hansischen Beziehungen stets voll von alarmierenden Symptomen. Es ist aber ein gemeinsames Interesse an Partnerschaft deutlich erkennbar, das geholfen hat, Störungen im Handel rechtzeitig zu beseitigen. Dem kann hinzugefügt werden, dass es in Novgorod bis zum Ende des 13. Jh.s keine scharfe Trennung zwischen Kaufleuten und Handwerkern gab; dabei ist das hohe Niveau der Gewerbe wieder durch archäologische Befunde erkennbar. Die gleichzeitigen Veränderungen in der Organisation des Novgoroder Landes werden im vorliegenden Buch v. a. durch das wirtschaftliche Aufblühen der „Beistädte“ (*prigorody*) Novgorods mit Pleskau an der Spitze vorgestellt. – Das sechste Kapitel des Buches steht unter dem Titel *Groß-Novgorods Blütezeit: Das 14. und frühe 15. Jahrhundert*. Dieser Zeitabschnitt setzt mit dem Höhepunkt der Macht des Novgoroder Stadtstaates sowie mit weiteren Veränderungen seiner Strukturen wie auf städtischer so auch auf territorialer Ebene ein. Vf. konstatiert dazu zunächst den finanziellen Reichtum der Stadt als Folge ihrer wirtschaftlichen Blüte, eine Bedingung, die der Ausdehnung und Befestigung der Stadt zugutekam, ebenso im Falle ihrer „Beistädte“. Im Kapitel ist ausführlich die Umwallung Novgorods mit Mauern zwecks besserer Befestigung der Stadt dargestellt. Vf. zeichnet uns ein sehr lebendiges Bild der städtischen Bebauung (*Stadt aus Holz – ein Augenschein*, 248 ff.) anhand eines sehr interessanten Vergleichs zwischen Novgorod und Zürich (beachtenswert ist in dieser Hinsicht ein früherer Vergleich zwischen der Wolchow-Metropole und Lübeck von Ralf Hammel-Kiesow). Um äußerst schwere Lebensumstände der Novgoroder in der behandelten Zeit zu unterstreichen, erinnert Vf. an die vier apokalyptischen Reiter, Großbrände, Hunger, Seuchen und Krieg meinent, die die Stadt zeitweilig angriffen. Unter solchen unglücklichen Umständen gelang es Novgorod zum letzten Mal, seinen Herrschaftsraum auszudehnen und seine Institutionen zu festigen, um sich als „Herr Groß-Novgorod“ gleichrangig mit dem Großfürsten positionieren zu können. Betroffen von dieser Entwicklung waren nicht nur die weltliche, sondern auch die geistliche Verwaltung. Die wachsende Machtstellung des Novgoroder Erzbischofs fußte v. a. auf einer ökonomisch und politisch blühenden Lage des „Hauses der heiligen Sophia“ bzw. der Wirtschafts- und Finanzverwaltung des Erzbistums sowie auf einem neu etablierten Kirchgemeindensystem. Die Bindung der russischen Fürsten an die Goldene Horde

und ihr folgenschwerer Streit um den Titel des Großfürsten trugen kaum zu ihrer Autorität in Novgorod bei, darum geriet der Novgoroder Fürst in den Rang eines bloßen Amtsmannes, der die militärische Schlagkraft des Stadtstaates stärken sollte. Bereits hier, mehr noch bei späteren Gelegenheiten, wird sichtbar, dass der Personenkreis, der eine dominierende Rolle in der Verwaltung spielte, sich immer mehr verengte, und dass letztendlich alle Staatsämter von ihm monopolisiert wurden. Über den Stellenwert und die Zusammensetzung des Novgoroder Wetsche in später Zeit äußert man sich sehr unterschiedlich, doch bestätigt sich, dass eine kollektive Äußerung des Volkswillens seitdem endgültig der Vergangenheit angehörte. Seit dem Ausgang des 14. Jh.s sind einige Anzeichen für eine Institutionalisierung des Wetsche sichtbar, welches wie alle anderen Staatsorgane in die Hände der „Oberen“ fiel. Man verstand das Wetsche wie früher als ein oberstes Entscheidungs-, Gerichts und Vollstreckungsorgan, obwohl Entscheidungsbefugnisse zwischenzeitlich bei den Amtsträgern lagen, die ein Ratsgremium mit dem Titel „Dreihundert goldenen Gürtel“ bildeten. Im Kontext der Institutionalisierung der Novgoroder Verwaltung im 14. und 15. Jh. hat Vf. im behandelten Buch interessante Beobachtungen zur Novgoroder Staatssymbolik und zur staatlichen Selbstdarstellung gemacht. In der Fachliteratur führt man als Grund für die Umformierung der Novgoroder Verwaltung zumeist die zunehmende Spaltung der zuvor relativ geschlossenen Gesellschaft an, durch welche die frühere allgemeine Konsensfindung allmählich ausgehebelt wurde. Zwei einander gegenüberstehende Pole bildeten die Bojaren und die „schwarzen Leute“ (*černye ljudi*), zwischen denen die „begüterten Leute“ (*žitvi ljudi*) und die Kaufleute standen, die einige politische Privilegien genossen. Die beiden letztgenannten Schichten kristallisierten sich bis zum Ende des 14. Jh.s hauptsächlich dank der Entwicklung des Fernhandels heraus. Das „einfache Volk“ sah sich gezwungen, seine Rechte gegen die Führungsschicht zu schützen, was sich in häretischen Bewegungen, in der Aktivisierung des Bodensatzes der städtischen Gesellschaft sowie in Beutezügen der Novgoroder Flussfreibeuter (*uškujniki*) zeigte. Aus den Quellen wird indessen deutlich, dass der Handel Groß-Novgorods mit dem Westen in dieser unruhigen Zeit seinen Gipfel erreichte. Dabei wurde der russisch-hansische Warenaustausch im Regime von *stop* und *go* bzw. mit wechselseitigen Handelsblockaden durchgeführt. Obwohl beide Seiten kein großes Vertrauen in die Gerechtigkeit der Gegenseite hatten, gelang es ihnen, durch Vereinbarungen eine Rechtsgrundlage für den sicheren Handel zu schaffen. Die Spannungen zwischen den Novgorodern und Deutschen kamen, wie Vf. meint, am deutlichsten in den ausländischen Handelshöfen Novgorods zum Ausdruck, wo die deutschen Kaufleute nach ihm „geduldet, aber selten geschätzt“ wären. Die Hansen hatten in Novgorod einen sehr großen Bedarf an Sprachkennt-

nissen, die sie zu monopolisieren strebten, um eine auswärtige Konkurrenz im russischen Geschäftsleben zu verhindern. Dies war umso nötiger, als immer mehr Länder große Bereitwilligkeit zeigten, Novgorod wegen seiner Position als Drehscheibe des Ost-West-Handels in ihren Einflussbereich zu ziehen. Um die einen gegen die anderen auszuspielen, benutzte Novgorod eine geschickte Schaukelpolitik, die sich eine Zeit lang als erfolgreich erwies, weil es sich auf eine blühende Ökonomie zu stützen vermochte. Tatsachen, die sich für Novgorod günstig auswirkten, waren die politisch und wirtschaftlich schwere Lage seiner einzelnen Rivalen sowie deren zeitweilige Gegensätze untereinander. Als der Aufstieg des Moskauer Fürstentums in Erscheinung trat, wurde Novgorod vor eine schwierige Situation gestellt. – Über die letzten Jahrzehnte der Novgoroder Selbständigkeit wird im Kapitel *Der Niedergang: Groß-Novgorod im 15. Jahrhundert* gut unterrichtet. Die aufschlussreichsten Anzeichen des herankommenden Niedergangs von Novgorod sieht Vf. in einem Bündel von Problemen, vor denen es in der ersten Hälfte des 15. Jh.s stand, sowohl nach innen wie nach außen. Vf. wirft einige Fragen angesichts der wachsenden sozialen Fragmentierung und Polarisierung der Novgoroder Gesellschaft auf, die in der Spätzeit auch durch die Korruption der politischen Elite in nicht geringem Maße erschwert wurden. Es geht nach ihm nicht allein um „unten“ gegen „oben“, denn auf beiden Seiten ist die Beteiligung von Bojaren sichtbar, sondern um die prinzipielle Unmöglichkeit, eine Einigung zwischen den Parteien zu erzielen, wie z. B. die Unruhen von 1418 und 1445/1446, durch Hunger und Dauerteuerung verursacht, gut bezeugen. In dem Kapitel werden Anstrengungen Novgorods zur Überwindung der Münzkrise am Anfang des 15. Jh.s deutlich dargestellt, ebenso solche zum Schutz der Grenzen des Novgoroder Landes vor Ansprüchen von benachbarten Mächten, insbesondere von Litauen und Moskau. Es gelang, die Gefahr von Seiten des Großfürstentums Litauen durch die Berufung von litauischen Dienstfürsten nach Novgorod zu überwinden. Der voraussichtliche gemeinsame Kampf Novgorods und Litauens gegen Moskau beeinflusste ebenfalls die Situation. Gleichzeitig wurden die Angriffe des Großfürstentums Moskau wegen seiner innerdynastischen Konflikte während der ersten Hälfte des 15. Jh.s verschoben, aber die Tatsache, dass Novgorod in diese Auseinandersetzungen als Gegner Moskaus hineingezogen worden war, benutzte der Großfürst Iwan III. später als einen Vorwand für seine Angriffszüge gegen den Novgoroder Stadtstaat. Die politischen Führungsschichten Novgorods unternahmen zeitweise Versuche, die Widerstandskraft des Stadtstaates zu befestigen – ein Beispiel dafür ist die Politik des Erzbischofs Jewfimi II. im Bereich der Außenbeziehungen und in Kirchenangelegenheiten. Das alles vermochte jedoch nicht, den Niedergang Novgorods in der zweiten Hälfte des 15. Jh.s zu vermeiden. Es folgte eine Reihe von politischen Ereignissen,

nissen, die als Phasen der Einverleibung Novgorods in den Moskauer Staat angesehen werden können. Dabei handelte es sich um den Krieg von 1456 und den Vertrag von Jaschelbitsy, den Krisenwinter 1470/71, der mit dem Krieg von 1471 beendet wurde, den Besuch Novgorods durch Iwan III. „in friedlicher Absicht“ von 1475/76 und schließlich den Untergang der Novgoroder Eigenstaatlichkeit in den Jahren 1476–1478. Im weiteren Teil des Kapitels treten einige beachtenswerte Folgen der Unterwerfung Novgorods hervor, insbesondere die gegen die Novgoroder Eliten gerichteten Zwangsumsiedlungen (*vyvodny*) und die Etablierung des Dienstgutsystems. Diese Maßnahmen bezweckten ohne Zweifel den totalen Umbruch des politischen Systems Groß-Novgorods und seiner sozioökonomischen Basis, womit neue Existenzgrundlagen für Novgorod als Bestandteil des Moskauer Reiches am besten gesichert werden konnten. Die Frage, ob Groß-Novgorods Untergang unvermeidlich war, ist schwer eindeutig mit einem Ja zu beantworten. Vf. analysiert daher verschiedene Ursachen des Novgoroder Unterganges im Komplex, nicht nur auf wirtschaftlicher, sondern auch auf außenpolitischer, sozialpolitischer und militärischer Ebene, und kommt zum Schluss, dass Groß-Novgorod als ein Stadtstaat keine Chance hatte, seine Originalität vor großen Mächten zu schützen. Wenn es aber nicht von Moskau, sondern von Großfürstentum Litauen einverleibt worden wäre, hätte es bestimmt ein höheres Maß an Eigenständigkeit bewahren können. In gleicher Weise lässt sich auch das Schicksal Pleskaus vorstellen. – Der letzte Teil des Buches trägt den Titel *Das historische Phänomen Groß-Novgorod: Versuch einer Vermessung* und umfasst einige Beobachtungen von Vf. bezüglich der weiteren Existenz der Stadt. Dazu werden zunächst einige Überreste der Novgoroder Staatlichkeit konstatiert, einschließend der Beziehungen Novgorods zum Westen, v. a. zu Livland und zur Hanse. Zweitens geht es um eine Häretikerwelle in Novgorod im 16. Jh. als Opposition gegen das herrschende Regime. Dann gehört in diesen Zusammenhang die Frage, warum Zar Iwan IV. 1570 brutale Repressalien gegen Novgorod benutzte, um es seinem Willen vollständig zu unterwerfen. Letzte Reminiszenzen an Groß-Novgorod findet Vf. in der „Zeit der Wirren“ vom Anfang des 17. Jh.s und in den Unruhen in der Mitte desselben Jh.s, wonach Novgorod endgültig zu einer gewöhnlichen Provinzstadt absank. Die Wahrnehmungen der Vergangenheit Groß-Novgorods im russischen Denken betrachtend, erkennt Vf. eine anhaltende Neigung zur Mythisierung des Stadtstaates, die jedoch in verschiedenen Epochen unterschiedlich motiviert war. Zum Schluss werden die Hauptrichtungen bei den Studien der Groß-Novgorod-Problematik in der heutigen russischen und westlichen Geschichtswissenschaft herausgestellt. M. B.

M[ichail] I[vanovič] Petrov und O[l'ga] A[l'bertovna] Tarabardina, *Novgorod im 10.–14. Jahrhundert: die Entwicklung des städtischen Territoriums*

(Novgorod X–XIV vv.: évoljucija gorodskoj territorii, in: *Archeologičeskie vesti* 28, 2020, 134–151), visualisieren kartografisch die städtischen Entwicklungsprozesse im mittelalterlichen Novgorod mithilfe von dendrochronologischen Datierungen und Geoinformationssystemen. Besonders werden die starken Rückschläge in der ersten Hälfte des 13. Jh.s hervorgehoben, als die städtischen Höfe nicht nur an der Peripherie des städtischen Territoriums, sondern auch im zentralen Bereich wüst wurden. Vff. bringen diese Erscheinung mit den in den schriftlichen Quellen erwähnten Epidemien von 1215 und 1230 in Verbindung. Der Tiefstand wurde Mitte des 13. Jh.s überwunden. A. S.

In der Zeitschrift *Rossijskaja istorija* (4, 2020) sind vier inhaltvolle Beiträge zur Geschichte Novgorods erschienen. Pavel Vladimirovič Lukin thematisiert den Quellenbegriff „ganz Novgorod“ („*Veš Novgorod*“: *k voprosu o proischoždenii i soderžanii ponjatija*, 56–63). Der Ausdruck kommt in den Quellen seit dem Ende des 12. Jh.s vor und meint Novgorod als ein politisch-juristisches Subjekt. Damit weist die Genese des Begriffes auf die Entstehung der politischen Identität Novgorods und eine formative Phase der Herausbildung der republikanischen Verfassung in diesem Zeitraum hin. Im 14. Jh. entstand nach Novgoroder Vorbild auch der analoge Begriff „ganz Pleskau“. Natal'ja Anatol'evna Petrova diskutiert über die Datierung des Bolotovo-Vertrages, mit dem Novgorod die Eigenständigkeit Pleskaus anerkannte (*K voprosu o datirovke Bolotovskogo dogovora*, 64–70). Nach gründlicher Erörterung der zahlreichen alternativen Hypothesen stimmt sie dem traditionellen Datum 1348 zu; Bolotovo sei ein Dorf im Ladogagebiet gewesen. Vladimir Anatol'evič Arakčeev erforscht eine spezifische soziale Schicht in der nordwestlichen Rus' am Ende des Mittelalters, die freien Kleingrundbesitzer (*Zemcy: évoljucija social'nogo statusa i otnošenij sobstvennosti v XV–XVI vv.*, 71–82). Adrian Aleksandrovič Selin und Ilona Vadimovna Jabloková beschreiben die Organisation des Gerichtswesens in Novgorod in der Frühen Neuzeit, besonders machen sie auf den Inhalt der Gerichtssachen und die gegenseitigen Beziehungen der niedrigeren und höheren Gerichtsstellen aufmerksam (*Mestnoe sudoproizvodstvo i pravoprimerenie v Novgorode Velikom konca XVI–načala XVII v.*, 83–93). A. S.

Die Festschrift zum 90. Geburtsjahrestag des russischen Mediävisten Jaroslav Ščapov (1928–2011) im Periodikum *Kirche in der Geschichte Russlands* (Cerkov' v istorii Rossii, Bd. 13: K 90-letiju so dnja roždenija člena-korrespondenta RAN Jaroslava Nikolaeviča Ščapova, hg. von E[lena] V[ladimirovna] Beljakova u. a., Moskva 2020, Verlag Institut rossijskoj istorii RAN, 256 S.) enthält zwei Beiträge, die im hansischen Zusammenhang besonders nennenswert sind. A[leksandr] V[asil'evič] Nazarenko behandelt

Die altrussischen Wallfahrten in den Westen (Drevnerusskie palomničestva na Zapad, 77–96). Vf. betont, dass im 12. Jh. die Pilgerreisen aus der Rus' nach Palästina und Santiago keine Seltenheit waren und bei den Reisen nach Santiago besonders die Leute aus Novgorod als mögliche Pilger in Betracht zu ziehen sind. Als Beweis für das Unterwegssein dienen die altrussischen Graffiti in Westeuropa; betont wird auch, dass das Schisma der katholischen und orthodoxen Kirche dabei keine Rolle spielte. P[avel] V[ladimirovič] Lukin thematisiert *Die politischen Funktionen der Novgoroder Erzbischöfe aufgrund der hansischen Dokumente des 14.–15. Jahrhunderts* (Političeskie funkcii novgorodskich archiepiskopov v ganzejskich dokumentach XIV–XV vv., 97–127). Vor allem im Briefwechsel der 1420er Jahre erscheint der Erzbischof als gebieterischer „Haupt“ Novgorods, nicht aber als Herrscher. Der Erzbischof hatte die höhere Autorität des Kirchenoberhaupts, gleichzeitig war er aber als Würdenträger Novgorods nur ein Mitglied des kollektiv herrschenden Gremiums und konnte nicht allein oder eigenwillig handeln. Als Beilage werden von Vf. drei im Revaler Stadtarchiv aufbewahrte Briefe aus dem Zeitraum 1425–1426 nebst russischen Übersetzungen publiziert. A. S.

Nicht nur umfangreich, sondern auch inhaltsvoll ist die zweiteilige Studie von M[ichail] V[iktorovič] Pečnikov zur Novgoroder Untersuchung über die Häretiker um 1490 (*Ivan III i novgorodskij rozysk 1487–1490 gg.* Teil 1, in: *Srednevekovaja Ruś* 13, 2018, 181–240; Teil 2, in: *Srednevekovaja Ruś* 14, 2020, 153–220). Bekanntlich leitete der Erzbischof Gennadij von Novgorod damals die Verfolgung der sogenannten „Judaisierenden“ ein, das Wesen dieser Häresie ist aber in der Forschung umstritten geblieben. Vf. behandelt das Thema im Zusammenhang mit der politischen Geschichte der Zeit und stellt ausführlich den Verlauf der Prozesse und die damit verbundenen Quellen dar. Nach der Einverleibung Novgorods ins Moskauer Reich wurde auch die lokale Kirchenverwaltung umgestaltet, der aus Moskau stammende Gennadij wirkte im Interesse des Großfürsten Ivan III., der gerade 1487 die große Aktion der totalen Deportation der altnovgorodischen Elite initiierte. Es ist wahrscheinlich, dass die kirchlichen Repressionen von Anfang an parallel zu den weltlichen geplant waren. Die Häresie-Vorwürfe, inklusiv die Behauptung, dass es in Novgorod Anhänger des jüdischen Glaubens gebe, stammen, wie Vf. überzeugend darstellt, ausschließlich aus der Tradition der kirchlichen polemischen Literatur und können keineswegs die wirkliche Existenz des Irrglaubens bestätigen. Sie sind als Gegenstück der politischen Vorwürfe gegen Novgorod in den 1470er Jahren zu betrachten, als die Moskauer Aggression mit der Behauptung legitimiert wurde, Novgorod sei Verräter der Orthodoxie. Soweit die Quellen den Inhalt der häretischen Auffassungen überhaupt erwähnen, handelt es sich um minimale und unklare Fälle, die als Konflikte

zwischen den neulich eingeführten Moskauer und alten Novgoroder kirchlichen Traditionen erklärbar sind. Die Behauptung, dass es auch am Moskauer Hof Anhänger der „Judaisierenden“ gebe, wurde erst in der späteren Phase der „Nachforschung“ hinzugefügt. Weil hier eine Verbindung mit den persönlichen Widersachern Gennadijs und dem Machtkampf am großfürstlichen Hof nach dem Tod des Thronfolgers Ivan Molodoj besteht, gibt es also keine glaubwürdigen Informationen, dass es in Moskau überhaupt Anhänger der Häretiker gab. Auch die Werke von Iosif Volockij, die die Moskauer Häresie erwähnen, sind nicht selbständig, sondern interpretieren die ursprünglich von Gennadij stammenden Texte. Dazu kommt noch: Wirklich bestraft wurden nur die Novgoroder, deren begrenzte Zahl als Beweis dient, dass die Opposition gegen Gennadij in der Novgoroder Kirche faktisch doch recht gering war. Ebenso fiktiv war die Aussage, dass die Häresie aus dem Großfürstentum Litauen nach Novgorod gebracht worden sei. Also kann man die ganze Ketzerei der „Judaisierenden“ als ein historisches Phantom betrachten. A. S.

Der aktuelle Band des Jahrbuchs *Die ältesten Staaten Osteuropas* enthält zahlreiche Beiträge zur Geschichte der antiken und mittelalterlichen Diplomatie (Drevnejšie gosudarstva Vostočnoj Evropy. 2019–2020 gody. Diplomičeskie praktiki antičnosti i srednevekov'ja, hg. von Boris Evgen'evič Raškovskij, Moskau 2020, Verlag Universitet Dmitrija Požarskogo, 424 S.). Andrej Aleksandrovič Kuznecov schreibt über *Die imperialen Charakteristiken der Diplomatie des Fürstentums Vladimir unter den nichtslawischen Völkern* im Zeitraum 1120–1238 (Imperskie osobennosti diplomatii Vladimirskogo knjažestva sredi neslavjanskich narodov, 19–41). Hier werden auch die Aktivitäten der Großfürsten von Vladimir in Livland Anfang des 13. Jh.s thematisiert, die „objektiv“ (38) die gesamtrossischen Interessen bedient haben sollen. Wichtig ist die Beobachtung, dass gerade der Moskauer Historiker Vladimir Pašuto in der russischen Mediävistik nach 1968 die Bewertung „imperial“ rehabilitierte, eine Tatsache, die hier vom Vf. eindeutig positiv beurteilt wird. Pavel Vladimirovič Lukin und Sergej Vladimirovič Polechov publizieren, übersetzen ins Russische und kommentieren den *Lateinischen Bericht über die novgorodisch-hansischen Verhandlungen von 1292* (Latinskoe poslanie o novgorodsko-ganzejskich peregovorach 1292 g., 349–372; vgl. HGBll. 137, 2019, 241 f.). Der ursprünglich aus Dorpat nach Lübeck geschickte Brief befand sich vor dem Zweiten Weltkrieg in der Lübecker Stadtbibliothek, gilt aber heute als verschollen. Der gründliche Kommentar polemisiert gelegentlich mit den relevanten Hypothesen von Stephen C. Rowell und argumentiert überzeugend für das Datum 1292 (nicht 1271). Entsprechend werden auch einige im Text erwähnte Personen anders identifiziert, als Rowell es getan hatte. Im Aufsatz werden noch zahlreiche sprachliche Details erklärt, als

Anhang dient die Publikation des Vollmachtbriefs (1291) der nach Novgorod abgeschickten Gesandten, ausgestellt von der Kaufmannschaft aus Lübeck, Visby und Riga, der heute im Archiv der Alten Akten in Moskau aufbewahrt wird (vor dem Zweiten Weltkrieg im Stadtarchiv Lübeck). A. S.

Jos Schaeken, *Voices on Birchbark. Everyday Communication in Medieval Russia* (Studies in Slavic and General Linguistics 43, Leiden, Boston 2019, Verlag Brill, 212 S., Abb.). – Die Monografie behandelt die altrussischen Birkenrindenbriefe und besonders ihre Rolle und Benutzung im alltäglichen Leben der Menschen. Im Zentrum der Darstellung steht verständlicherweise Novgorod, wo die Mehrzahl der Briefe gefunden worden sind, die Fragestellungen betreffen aber das Birkenrindenschrifttum im Allgemeinen. Die Geografie der Verwendung der Birkenrinde als Schriftmaterial war bekanntlich viel breiter. Vf. gibt einen kurzen Überblick über die relevanten archäologischen Befunde und die Geschichte Novgorods. Im Hauptteil des Buches werden die Technologie des Schreibens auf Birkenrinde, die Verbrauchssituationen und das Funktionieren der Kommunikation mithilfe der Birkenrindenbriefe thematisiert. Die überwiegende Mehrheit der Briefe gehört zu den Bereichen von Handel und Geschäft, Administration der Güter und Rechtswesen. Wenigstens z. T. waren sie nicht nur zum Lesen, sondern auch zum lauten Vorlesen bestimmt. Damit hatte gerade der Bote bei der Kommunikation eine zentrale Rolle, der eventuell auch als Schreiber und Vorleser der Nachricht aufgetreten ist. Mehrere Briefe weisen darauf hin, dass eine parallel stattgefundene mündliche Kommunikation vorauszusetzen ist. Die Briefe konnten auch gleichzeitig mehrere Adressaten haben. Der Stoff ist komplex, lebhaft und gut lesbar behandelt, der Leser kann die konkrete Geschichte und persönliche Schicksale der alten Novgoroder verfolgen. Damit wird auch der Alltag des Novgoroder Handels und der Lebensweise dargestellt. Wichtig ist auch die Feststellung, dass die alltägliche Sprache in Novgorod von der altrussischen Buchsprache ziemlich stark abwich. Einen sehr wichtigen Bestandteil des Werkes bilden die Übersetzungen zahlr. Birkenrindenbriefe, die damit in ihrer Vielfalt auch den Lesern außerhalb des kleinen Kreises der Fachleute zugänglich gemacht sind. A. S.

Aleksej Alekseevič Gippius stellt die 2019 in Novgorod und Staraja Russa gefundenen Birkenrindenbriefe vor (*Berestjanye gramoty iz raskopok 2019 g. v Velikom Novgorode i Staroj Russe*, in: *Voprosy Jazykoznanija* 2020, Nr. 5, 22–37). Während der Ausgrabungssaison wurden insgesamt zehn Briefe aus dem 12.–14. Jh. gefunden, deren Inhalt man als typisch bewerten kann. Mit dem Handel verbundene Notizen erwähnen Tuch und Seehundshaut; im Zusammenhang mit Steuern kommen Eichhornfelle und

in Staraja Russa auch Salz vor. Ein Novgoroder wurde wegen Diebstahls von Biberpelzen angeklagt. A. S.

D[ar'ja] S[ergeevna] Serežnikova, *Topographie und Chronologie westeuropäischer Funde aus den Ausgrabungen Groß-Novgorods (Ende des 12.–erste Hälfte des 15. Jahrhunderts)* (Topografija i chronologija zapadnoevropejskich nachodok iz raskopok Velikogo Novgoroda [konec XII–pervaja polovina XV v.], in: Vestnik Moskovskogo universiteta. Serija 8. Istorija 2019, 6, 141–165). – Neben massenhaft importierten Waren gehören zum Novgoroder Fundmaterial auch Einzelstücke aus dem Westen, die hier als „individuelle“ bezeichnet werden. Bei ihnen handelt es sich um Gebrauchs- oder Schmuckgegenstände – darunter Spiegel (von denen die Einfassungen erhalten sind), Messer, Fibeln, Gürtelaufsätze, Rheinische Keramik (in Bruchstücken) und manches Weitere. Der Vf.in sind davon rund 200 bekannt. In dem Aufsatz werden diese in ihrer Zugehörigkeit zu den einzelnen Hofgrundstücken in Novgorod und zu den verschiedenen Zeitschichten vorgestellt, wobei die soziale Stellung der Hofeigentümer in das Blickfeld gerät, da der Besitz von Gegenständen aus dem Westen für deren Charakterisierung relevant ist. Der Beitrag stützt sich darauf, dass in Novgorod etwa 70 Anwesen mehr oder weniger vollständig untersucht sind, davon 13, die Bojaren gehört hatten. Auf jedem dieser 13 Grundstücke wurde mindestens ein westlicher Gegenstand gefunden. Aber auch auf einem Teil der weiteren Anwesen stieß man auf solche Stücke, deren Erwerb demnach auch bei Kaufleuten und Handwerkern vorkam. Eine Massierung von Funden weist allerdings auf die Unterbringung von Hansen, namentlich Sprachschülern, auf dem entsprechenden Hof hin. Die Gegenstände der behandelten Art gelangten namentlich im 13. und 14. Jh. in die Stadt am Volchov, was Vf.in zu Recht mit dem damals besonders aktiven hansischen Novgorodhandel in Verbindung bringt. U. a. am Beispiel der zeitlich wechselnden Häufigkeit des Gebrauchs und der Form der Fibeln erkennt Vf.in eine Übertragung westlicher Moden nach Novgorod. N. A.

Dar'ja Sergeevna Serežnikova untersucht *Eiserne Gebrauchsgegenstände mit Markierungen aus dem 13. bis zur ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts aus den Grabungen in Groß-Novgorod* (Železnye bytovye predmety s klejmami iz raskopok v Velikom Novgorode XIII–pervoj poloviny XV veka, in: Vestnik Tambovskogo universiteta. Serija gumanitarnye nauki 25, 2020, No. 186, 175–182). Bei der Sichtung des Novgoroder Fundmaterials ermittelte Vf.in 21 Messer und 3 Scheren mit Punktierungen und einfachen grafischen Zeichen auf den Klingen. Diese vergleicht sie mit den Zeichen auf Messern aus einzelnen mittel-, süd- und westeuropäischen Sammlungen. Dabei bestätigt sich die von anderen auch schon bisher geäußerte Auffassung, dass solche in

Russland gefundenen Stücke durchweg aus dem Westen stammen – russische Schmiede nahmen niemals Markierungen vor. In diesem Zusammenhang ist für die Handelsgeschichte interessant, dass markierte, also eingeführte Messer auch in Pleskau, Isborsk, Smolensk, Moskau, Tver' und Toržok entdeckt wurden. Vf.in weiß von der allgemeinen Verbreitung der an ihren Novgoroder Beispielen zu findenden Markierungen im Westen. In Übereinstimmung mit dem zufälligen Vergleichsmaterial des Aufsatzes nennt dessen Abstract dennoch an erster Stelle Polen und Tschechien als die Länder, aus denen die meisten dieser Stücke nach Novgorod eingeführt worden seien. Stattdessen sollte die Frage der Herkunftsorte bzw. -gebiete, die selbstredend im hansischen Handelsraum lagen, offenbleiben. N. A.

Ihre voranstehend angezeigte Arbeit ergänzend, ermittelt D[ar'ja] S[ergeevna] Serežnikova zuvor noch nicht identifizierte *Westeuropäische Gegenstände des Alltagslebens aus den Ausgrabungen in Novgorod* (Zapadnoevropejskie bytovye predmety iz raskopok v Novgorode, in: Archeologičeskie vesti 27, 2020, 194–202). Dabei geht es um Funde aus der Zeit vom 12. Jh. bis zur Mitte des 15. Jh.s, deren Herkunft Vf.in aufgrund von im Westen vorhandenen analogen Stücken feststellt. Im Einzelnen handelt es sich um Teile von Laternen und eines Kerzenhalters, eines dreifüßigen Kessels, eines Löffels, einer verzierten Auflage aus Bein, eines Reliquiars und von Ledergewandteilen sowie um Gefäßhenkel und Ohrlöffel. Fast alle diese Gegenstände wurden in den Anwesen von Bojaren oder reichen Kaufleuten gefunden. Teils mag es sich bei ihnen um eingeführte Bruchstücke gehandelt haben, die als Rohstoff für Novgoroder Handwerker dienen sollten, teils um den Besitz von dort wohnenden hansischen Sprachschülern oder Kaufleuten, offensichtlich befand sich aber ein Teil der Gegenstände bei Novgorodern im Gebrauch. N. A.

E[katerina] R[ičardovna] Skvajrs und A[nton] V[aler'evič] Mal'kov, *Die Novgoroder Schra. Edition, Übersetzung, Untersuchungen* (Novgorodskaja skra. Izdanie, perevod, issledovanija, Moskau 2020, Verlag Jask, 215 S., zahlr. Faksimiles). – In dieser sehr beachtenswerten Neuerscheinung werden drei von den sieben Redaktionen der Novgoroder Schra, also der Ordnung des hansischen St. Peterhofes, in der Originalsprache und parallel in russischer Übersetzung geboten sowie in Begleittexten charakterisiert. Dabei handelt es sich um die im 13. Jh., bald nach der Gründung des Peterhofes, entstandene erste, um die vierte (1361 und danach) und um die siebente Redaktion (1603). Die erste Schra, deren vorliegender Text auf einer großen Pergamentsseite wohl in Wisby niedergeschrieben wurde, war zuvor von den Kaufleuten in Novgorod zusammengestellt worden. Die vierte Schra entstand teils in Novgorod, teils in Lübeck, auf das die Vollmachten der bis dahin au-

tonomen Hofversammlung seit der fraglichen Zeit übergangen, und die sehr ausführliche siebente war völlig ein Werk des Lübecker Rats. Die Auswahl dieser wichtigen Redaktionen, von denen die siebente hier erstmals ins Russische übersetzt ist, ermöglicht also eine gute Sicht auf die gesamte Geschichte der Hofordnung. Die zugrundeliegenden mittelniederdeutschen bzw. im Falle der letzten Redaktion hochdeutschen Handschriften wurden bis zum Zweiten Weltkrieg in Lübeck aufbewahrt. Im dortigen Stadtarchiv befindet sich heute aber nur noch die einzige Handschrift der siebenten Redaktion, während die beiden anderen Texte beim deutsch-sowjetischen Archivalien austausch von 1990 zurückgehalten wurden und jetzt im Moskauer Staatsarchiv für altes Schriftgut (erste Redaktion) bzw. in der Russländischen Nationalbibliothek in St. Petersburg (vierte Redaktion) zugänglich sind. Für die vorliegende Ausgabe sind die in Russland und im Westen erhaltenen Handschriften sehr genau untersucht worden. Die hochverdiente Moskauer Germanistin Skvajrs konnte somit hier deutsche Texte vorlegen, die den Originalen maximal angenähert und bei künftigen Spezialuntersuchungen zu berücksichtigen sind. An den Übersetzungen ins Russische ist auch der Mitarbeiter Mal'kov, ein vielseitiger Jurist, beteiligt. Mit den Spezialgebieten der Autoren erklärt es sich, dass in den Erläuterungen zu den Texten deren handschriftliche Form, Sprachgebrauch, Struktur und rechtlicher Inhalt im Vordergrund stehen. Diese Erläuterungen sind nicht umfangreich, aber sehr treffend. Im Schlusswort betonen Vff. überzeugend die stabilisierende Funktion, die die Schra für das Leben im Peterhof mit seinen wechselnden Bewohnern aus verschiedenen Städten und manchen Konflikten mit den Novgorodern drei Jh.e lang hatte.

N. A.

M[arina] B[orisovna] Bessudnova spricht zusammenfassend über *Die Muße der Hansekaufleute in Groß-Novgorod* (Dosug ganzejskich kupcov v Velikom Novgorode, in: Novgorodika – 2018. Povsednevnaia žizn' novgorodcev: istorija i sovremennost', Velikij Novgorod 2018, 265–269). Sie hebt dabei den Quellenwert der Briefe, versendet aus dem St. Peterhof, hervor, verwendet wie bisherige Darstellungen des Alltagslebens der Hansen in der Stadt am Volchov erwartungsgemäß aber auch die Novgoroder Schra. Zur Vermeidung innerer Konflikte und solcher mit den Novgorodern regelte diese das Leben der Kontorbewohner streng. Sie untersagte aber nicht den Besuch bei Novgorodern, mit denen die Hansen neben geschäftlichen auch persönliche Beziehungen unterhielten, nur Glücksspiele waren dabei verboten. Im Beitrag werden noch manche weitere Möglichkeiten der Freizeitbeschäftigung für die überwiegend jungen Hansen thematisiert, so der Besuch russischer Kneipen und die Kontakte mit Novgoroderinnen. Diese konnten zu Gewaltszenarien führen, was beim Thema der novgorodisch-hansischen Konflikte zu berücksichtigen ist.

N. A.

Die nach zwanzigjähriger Schließung im Jahre 1514 erfolgte Wiedereröffnung des Novgoroder St. Peterhofes wurde zu keiner Erfolgsgeschichte. In den Quellen und in der Literatur wird die weitere Entwicklung des Kontors oft sogar sehr drastisch negativ gekennzeichnet. In ihrem Beitrag über *Das Novgoroder Hansekontor im Kontext der Revaler Handelsstrategie im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts* vermag M[arina] B[orisovna] Bessudnova nun dazu Klärendes beitragen (Novgorodskaja kontora Ganzy v kontekste torgovoj strategii Revelja pervoj treći XVI veka, in: *Studia Slavica et Balcanica Petropolitana* 2019, 2, 167–180). Sie gesteht Krisenerscheinungen in der Hofgeschichte zu, die aus der Jugendlichkeit der deutschen Hofbesucher und aus unterschiedlichen Rechtsauffassungen der Hansen und der Russen resultierten. Beim Bild vom schlechten Zustand der Niederlassung, von der Gefahr, dass diese von Fremden übernommen würde und von der russischen Handelsexpansion im Westen kommen aber nach Vf.in Entstellungen zur Geltung, mit denen Reval, das an der Weiterexistenz des Kontors interessiert war, von Lübeck und anderen Hansestädten Unterstützung erreichen wollte. N. A.

Über eine sensationelle Entdeckung berichtet A[leksej] I[gorevič] Razdorskij in seinem Beitrag über *Das Zollbuch Groß-Novgorods von 1677/78 als geschichtliche Quelle* (Tamožennaja kniga Velikogo Novgoroda 1677/78 g. kak istoričeskij istočnik, in: *Vestnik archivista* 2020, 2, 331–342). Der Autor fand 2019 im Moskauer Staatsarchiv für altes Schriftgut den bisher unbekanntem Text des Novgoroder Zollbuchs für das altrussische Kalenderjahr 1. September 1677–31. August 1678, den er hier vorstellt. In der umfangreichen zeitgenössischen Reinschrift finden sich neben der Dokumentation des lokalen Handels in Novgorod eigene Abschnitte zur Ausfuhr über die „Schwedische Grenze“ (also auch in das schwedisch beherrschte Ostbaltikum) und zu den Lieferungen ausländischer Kaufleute über Novgorod aus und nach Moskau. Die vom Autor geplante Publikation dieser Quelle ist umso wichtiger, als bislang für Novgorod nur Zollbücher für 1610/11, 1613/14 und 1614/15 bekannt geworden und veröffentlicht sind. N. A.

Der Tagungsband *Die Altertümer Pleskaus. Archäologie, Geschuchte, Bd. 3: Zu den 39. Internationalen Hansetagen* (Drevnosti Pskova: Archeologija, istorija. Vypusk 3: K 39-m Meždunarodnym Ganzejskim dnjam, hg. von E[lena] A[leksandrovna] Rybina, Pleskau 2019, Archeologičeskij centr Pskovskoj oblasti, 224 S., zahlr. Abb.) beinhaltet Materialien einer gleichnamigen internationalen Konferenz, die im Mai 2019 in Pleskau stattfand, und gibt einen interessanten Einblick in die mannigfaltigen Kontakte von Pleskau mit der Hanse und mit der benachbarten Umgebung. – Den vorliegenden Band eröffnet der Aufsatz von M[arina] B[orisovna] Bessudnova, *Umstrit-*

tene Orte an der pleskauisch-livländischen Grenze („Obidnye“ mesta pskovsko-livonskogo porubežja, 11–31), über die Neugestaltung der russisch-livländischen Grenze in der Frühen Neuzeit. Um Hansegeschichte geht es hier übrigens nicht, doch sind zunehmende Spannungen als Folge des Austausches der sogenannten Frontier-Grenze durch eine genaue Trennungslinie sowie deren negative Bedeutung für den hansischen Russlandshandel zu verzeichnen. – Die litauischen Vff. R[ytis] Jonaitis und I[rma] Kaplūnaitė legen einen Beitrag vor über den *Markt auf dem Rathausplatz und dessen Rolle im Stadtplan von Vilnius im 14.–frühen 16. Jahrhundert. Ein trennender/vereinigender Raum zwischen den Gemeinschaften von Vilnius* (32–49). Aufgrund der archäologischen Grabungsbefunde und der Schriftquellen entwerfen Vff. ein deutliches Bild von der Handelstopografie der litauischen Hauptstadt, die als eines der Zentren des hansischen Handels bekannt war. Die einheimische Bevölkerung wohnte nördlich und südlich vom Marktplatz, der am Schnittpunkt von Handelswegen lag, östlich befand sich die *Civitas Rutenica*, und die westliche Stadtseite gehörte den Katholiken, vor allem den Deutschen. Im Laufe der Jh.e veränderte der Marktplatz seine Rolle im Stadtraum. Bis zum Ende des 14. Jh.s markierte dieser Stadort Grenzen der einzelnen Gemeinschaftsbereiche, nach dem Entstehen des Stadtmарkts, der archäologisch seit dem Ende des 14. Jh.s bezeugt ist, wurde er zum Anziehungspunkt, der die verschiedenen Gemeinschaften der Stadt vereinte. – Gegenstand des Aufsatzes von I[rina] O[legovna] Kolosova ist die *Topographie des Pleskauer Neumarkts aufgrund der Urkunden des 18. Jahrhunderts* (Topografija pskovskogo Novogo Torga po dokumentam XVIII veka, 52–62). Neben den Ergebnissen der archäologischen Untersuchungen dieses Stadortes benutzt Vf.in einige zuvor unveröffentlichte Urkunden, z. B. Kaufverträge und Grundzinsbücher aus den russischen Archivsammlungen, die darauf hindeuten, dass vom Beginn der Neuzeit bis ins 18. Jh. der Novyj Torg stetig kleiner wurde, was mit dem Niedergang der Handelsaktivitäten der Stadt zu erklären ist. – L[arisa] Ja[kovlevna] Kostjučuk behandelt *Ausländische russisch-deutsche Sprachführer des 16.–17. Jahrhunderts als wertvolle Informationsquellen über die Pleskauer Volkssprache und die Pleskauer in der Hansezeit* (Inostrannye russko-nemeckie razgovorniki kak cennye istočniki svedenij o pskovskoj narodnoj reči i pskovičach ganzejskogo perioda, 78–87). – Eine detaillierte Darstellung der mehr als 20 im Pskover Museum aufbewahrten Bücher aus dem 16.–17. Jh., die in den Hansestädten gedruckt wurden, stammt von O[lga] A[natol'evna] Kudrjavceva (88–109). Der Großteil dieser lateinischen und deutschen Publikationen hat einen religiösen Inhalt; es gibt auch einige Publikationen von Professoren aus den Universitäten der Hansestädte sowie Wörterbücher, Studienführer und *Exempla* aus der klassischen Literatur, die für den Unterricht verwendet wurden. Die be-

handelten Bücher gewähren einen Blick auf die Massendruckprodukte in den Hansestädten vor 1669. – Einen spannenden Beitrag zu den Zwangsumsiedlungen (*svod, vyvody*) der Händler aus Pleskau nach Moskau und Kasan in der Regierungszeit von Ivan III. und Ivan Groznyj, der aufgrund vielfältiger Schriftquellen einschließlich von Verpflegungs-, Grund- und Spendenbüchern (*kormovye, piscovye, vkladnye knigi*) sowie *synodiki* (Gebetsbüchern für die Toten) erarbeitet ist, bietet V[alerij] B[orisovič] Perchavko (110–122). Vf. vertieft das Verständnis dieser odösen Unternehmen, die im Interesse der Alleinherrscher in Russland, nicht Pleskaus, durchgeführt wurden. Seine besondere Aufmerksamkeit widmet er einzelnen umgesiedelten Menschen und Familiengruppen, deren Lebensumstände in den neuen Orten bis zur Mitte des 17. Jh.s nachweisbar sind. Aus den vorliegenden Quellen wird indessen deutlich, dass sich diese Migranten, die in der Heimat oft den freien Handel mit den Hansen getrieben hatten, als aktiver Faktor am russischen Fernhandel Moskaus und Kasans nicht beteiligen konnten. Damit weist Vf. darauf hin, dass die Zwangsumsiedlungen der Kaufleute mit freien Fahrten auf der Suche nach Chancen für gute Geschäfte nichts zu tun hatten. – Einige Ergebnisse des Projekts *Die Pleskauer Vorstadt im 16.–18. Jahrhundert. Animographische Sammlung* (Pskovskij posad v XVI–XVIII vv. Animografičeskij svod) werden von B[oris] A[ndreevič] Postnikov vorgestellt (122–148). Das Projekt hat zum Ziel, die Bevölkerung der Pleskauer Vorstadt (*posad*) im 16.–18. Jh. namentlich und beruflich möglichst vollständig zu erfassen, um rechte Klarheit in der Frage der ökonomischen Entwicklung der Stadt nach deren Beitritt zum Moskauer Staat zu bringen. Im Moment ist der erste Band mit den Personalien von A–G zur Veröffentlichung bereit. Der Beitrag enthält daraus zwei Überblicksdarstellungen, die den Kaufmannsfamilien Balaksiny und Varyginy gewidmet sind. Aus russischen Quellen geht deutlich hervor, dass die Kaufleute aus diesen Familien aktiven Handel mit livländischen Geschäftspartnern trieben, insbesondere im 17. Jh. – S[ergej] A[natolevič] Salmin betrachtet *Zwischenstaatliche Konflikte unter Beteiligung des „Herren“ Pleskau in der Anfangsphase der Kontakte mit der Hanse (Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts): Voraussetzungen, Lauf, Besonderheiten* (Mežgosudarstvennye konflikty s učastien Gospodina Pskova na načalnom etape kontaktov s Gansoj [kon. XIV–nač. XV v.]: pričiny, chod, osobennosti, 149–178). Vf. legt dar, dass das mittelalterliche Pleskau als eine der stärksten militärischen und politischen Mächte im Ost-Baltikum und in der Nord-West-Rus‘ sein geopolitisches Interesse zu wahren wusste. Besonders deutlich kommt dies bei den äußerst gespannten Auseinandersetzungen mit den livländischen Landesherren wegen der umstrittenen (*obidnye*) Orte an der Grenze zum Ausdruck. Obwohl Pleskau keine so großen menschlichen und Wirtschaftsressourcen wie Novgorod hatte, war es doch imstande, nicht nur

seinen Machtbereich vor äußerem Eingreifen zu schützen, sondern auch das umstrittene Land teilweise an sich zu bringen, was durch die wirkungsvolle Militärorganisation Pleskaus sowie zu einem späteren Zeitpunkt durch den Verbund mit Moskau möglich wurde. – Im gemeinsamen Beitrag *Die Innenaufteilung des Neuen Markts von Pleskau: Erfahrung in der Erstellung eines „prinzipiellen Plans“ der Handelsreihenlage* (Vnutrennjaja planirovka Novogo Torga: opyt sostavlenija „principial'nogo plana“ raspoloženija torgovych rjadov, 179–200) behandeln S[ergej] A[natoľevič] Salmin, E[lena] V[jačeslavovna] Salmina und R[osalia] G[ennadievn]a Podgornaja das Problem der Verteilung der Gebäude auf dem Neuen Markt (*Novyj Torg*) des 16.–18.Jh.s. Die archäologische Untersuchung der bebauten Fläche des ehemaligen Neumarktes ermöglicht den Forschern, die Angaben des Gebäudeverzeichnisses (*Piscovaja kniga*) von 1585–1585 zu klären und sich der Erstellung des Marktplans grundsätzlich zu nähern. – Z[oja] A[leksandrovna] Timošenkova äußert sich *Zur Frage der Verbindungen zwischen Pleskau und Staraja Russa in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts* (K voprosu o svjazjach meždu Pskovom i Staroj Russoj vo vtoroj polovine XVII veka, 201–210). Die intensiven Beziehungen Staraja Russas mit Pleskau begannen Anfang des 15. Jh.s und wurden vor allem durch die erfolgreiche Entwicklung des Salzabbaus in Russa ermöglicht. Im 17. Jh., als der Verkehr in den südlichen Bereichen der Pleskauer und Novgoroder Länder zum Objekt der Politik der russischen Zaren geworden war, erhielt dieser immer mehr Gewicht. Bereits in der Zeit der Wirren von Anfang des 17. Jh.s und mehr noch bei späteren Gelegenheiten gab es hier eine starke Verschiebung von Leuten und Truppen sowie Bedarfe beim Wiederaufleben des russischen Außenhandels. M. B.

Die Publikation der Materialien der Tagung von 2018 in Pleskau zum Andenken des Akademikers Valentin Sedov *Archäologie und Geschichte Pleskaus und des Pleskauer Landes* (Arheologia i istorija Pskova i Pskovskoj zemli. Seminar imeni akademika V. V. Sedova. Materialy 64-go zasedanija, hg. von N[ikolaj] V[ladimirovič] Lopatin, Moskau, Pskov 2019, Institut arheologii RAN, 400 S., farb. Abb.) enthält mehr als 30 Beiträge, von denen an dieser Stelle vor allem auf zwei hingewiesen werden soll, die sich auf die Lage Pleskaus im Handelsraum der Hanse beziehen. Dazu ist zunächst der Aufsatz von M[arina] B[orisovna] Bessudnova, *Pleskau in der Hansestrategie der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts* (Pskov v ganzejskoj strategii pervoj poloviny XVI-go veka, 112–122), zu nennen, in dem Vf.in die Anfangsphase der auf den sogenannten Russenstapel bezüglichen Konzeptbildung behandelt. Das Betreffende wurde erstmals schriftlich im von Lübeck an Reval 1571 geschickten Pamphlet *Kurtzer Bericht undt Information der hansischen von*

alters her auf Lieflandt und Rußlandt gebrauchter Sigillation, gewerb und hantirung erwähnt. Es geht darin nicht um die echte Geschichte des hansischen Livland- und Russlandhandels, sondern um das Anliegen einer Erweiterung der hansischen Vorrechte in Russland durch die Einrichtung von hansischen Stapeln in russischen Städten. Unter den Hansestädten, die solches für nützlich erachtet hatten, stand Lübeck als *haupt der hanse* an erster Stelle. Es sah sich vor die Aufgabe gestellt, nicht nur die hansischen Handelsangelegenheiten wirtschaftlich und rechtlich abzusichern, sondern auch für sich selbst eine höchst einflussreiche Position im Russenhandel durch direkte Beziehungen zu den russischen Städten zu erreichen. Die Suche nach wirkungswollen Mitteln dazu gehört der vorausgehenden Zeit an, nämlich der ersten Hälfte des 16. Jh.s, als Lübeck erste Versuche unternahm, sich der Vermittlung der livländischen Städte zu entledigen und in Pskov Fuß zu fassen. – M[aksim] J[ur'evič] Kolpakov und D[mitrij] V[ladimirovič] Micheev berichten über die *Handelsbeziehungen des Pleskauer Landes in Beschreibungen englischer und französischer Verfasser der Frühen Neuzeit* (Torgovyje svjazi Pskovskoj zemli v opisanijach anglijskich i francuzskich avtorov rannego Novogo vremeni, 123–130). In ihrem Beitrag verwerten Vff. die Reiseberichte der englischen und französischen Kaufleute, die im 16.–17. Jh., insbesondere nach dem Livländischen Krieg 1558–1583, Pleskau geschäftlich besuchten, sowie Texte aus dem diplomatischen Briefwechsel. Aus diesen Quellen geht deutlich hervor, dass Pleskau eine große Bedeutung für die ausländischen Händler angesichts ihres sehr großen Bedarfs an Flax erlangte. Dabei wurde besonders auf die günstige Lage Pleskaus als Einkaufszentrum in der Nähe der Grenze geachtet. Es darf auch nicht außer Acht gelassen werden, dass es den englischen und französischen Händlern in Pleskau gelang, das längerfristige Wohlgefallen der russischen Zaren zu erlangen. Sie behielten also ihr Interesse an der Pleskauer Reiseroute bis zur Mitte des 17. Jh.s, danach begann eine allmähliche Schwächung des Pleskauer Fernhandels. Die Gründung St. Petersburgs am Anfang des 18. Jh.s verursachte dann das endgültige Absinken Pleskaus zu einer gewöhnlichen Provinzstadt. – Mit den Ergebnissen der Arbeit am Projekt *Die Isborsker Siedlung: Stratigraphie, Planographie, Materialkatalog* kann man sich durch einen Beitrag von N[ikolaj] V[ladimirovič] Lopatin bekanntmachen (Izborskoe gorodišče: Stratigrafia, planigrafia, katalog materialov, 131–137). – Unter den weiteren Beiträgen des Sammelbandes sind zwei über die frühmittelalterliche Handelssiedlung Gorožane im Südwesten des Pleskauer Landes bemerkenswert: A[leksandr] V[aler'evič] Michajlov spricht über dortige Funde von einigen Handelsgegenständen bei Ausgrabungen von 2017, was die Feststellung ermöglicht, dass diese Handels- und Handwerkssiedlung als einer der wichtigsten Handelsorte zwischen den Flüssen Lovat' und Velikaja angesehen werden kann (138–145). M[ichail]

A[natol'evič] Vasil'ev setzt das Thema fort und berichtet über einen in Gorožane gefundenen silbernen Dirham aus dem 10.–11. Jh. mit Graffiti in Form von Kreuz, Banner und Pfeil. Gleichförmige Zeichen kann man auf Münzen aus der Fürstenresidenz Gnezdovo bei Smolensk und auf einigen Gegenstände von Angehörigen der Rjurik-Dynastie sehen (146–152). *M. B.*

Russland und der Hansebund in der historischen Dimension: Materialien der Internationalen wissenschaftlichen Konferenz „Nordeuropa, Pleskau und der Hansebund in Vergangenheit und Gegenwart“ (Rossia i Ganzejskij sojuz v istoričeskom izmerenii: materialy Meždunarodnoj naučnoj konferencii „Severnaja Evropa, Pskov i Ganzejskij sojuz v prošlom i nastojaščem“, 21–23 maja 2019 g., hg. von Ju[l'ija] V[jačeslavovna] Kolpakova, Verlag Pskovskij gosudarstvennyj universitet, Pskov 2019, 76 S., Abb.). – Der Tagungsband enthält einige Beiträge zur sich entfaltenden Kooperation zwischen Nord-West-Russland und seinen ausländischen Partnern im Rahmen der Neuen Hanse. Als Hauptaufgabe dazu wird die zwischenstaatliche Zusammenarbeit im Tourismus, in der Ökologie, bei Architekturstudien usw. angesehen. Zum anderen gibt es hier einige auf die historische Hanse bezügliche Artikel, z. B. den Rückblick von E[katerina] S[ergeevna] Zareckaja, gewidmet der Eigenheit der Handelsbeziehungen Pleskaus mit der Hanse (16–19). – A[leksandr] [Leonidovič] Potravnov und T[at'jana] [Jur'evna] Chmel'nik präsentieren Ergebnisse der Untersuchung verschiedenartiger Steinkreuze aus dem 14.–16. Jh. im Hanseraum sowie im Pleskauer und Novgoroder Land. Der Text ist durch kartografische und illustrative Angaben ergänzt (37–50). – Der Beitrag von V[alerij] A[nastasovič] Romanov und N[atal'ja] A[damovna] Jarmolič enthält einen philosophisch-politikwissenschaftlichen Blick auf die historische Erfahrung der baltisch-slawischen Interaktion innerhalb der Hansegemeinschaft und ihre Interpretation im Kontext moderner Transformationen der Region und zukunftssträchtiger Kooperationsformen im Format der Neuen Hanse (64–73). *M. B.*

Die Herausforderung der Zeit: Die Entstehung der zentralisierten Staaten im Osten und im Westen Europas vom Ende des 15. bis zum 17. Jahrhundert ist ein Sammelband, der aus einer gleichnamigen Tagung in Kaluga von 2019 hervorgegangen ist (Vyzov vremeni: stanovlenie centralizovannyh gosudarstva na Vostoke i Zapade Evropy v konce XV–XVII v., hg. von I[rina] N[ikolaevna] Bergovskaja u. a., Kaluga 2019, Verlag Kalužskij gosudarstvennyj institut razvitija obrazovanija, 464 S.). Anna Kalinowska vergleicht das Bild Moskaus, Polen-Litauens und der Türkei im frühneuzeitlichen englischen Schrifttum (*State, power, religion – similarities and differences. Muscovy, Poland-Lithuania and the Ottoman Empire in English travel accounts, geo-*

graphical and historical publications of the late 16th and early 17th c., 55–63). Sie stellt fest: Obwohl die Unterschiede zwischen den Ländern betont wurden, hatten diese gemeinsam, dass sie einerseits außerhalb der westeuropäischen „comfort zone“ lagen, aber doch nah genug waren, um von Interesse zu sein. Ol'ga Evgen'evna Košeleva zeigt, wie in Russland im 17. Jh. beim Übersetzen der Werke von Gerhard Mercator und Joan Blaeu die ideologisch unakzeptablen oder inhaltlich fehlerhaften Stellen der Russlandbeschreibungen korrigiert wurden (*Vera i cerkovnaja organizacija Rossijskogo gosudarstva: polemika russkich knižnikov s tekstami zapadnoevropejskich Kosmografij*, 297–304). Andrej Sergeevič Usačev stellt vor, dass in den 1590er Jahren in Russland die Zahl der neuen Manuskripte und Steinbauten gestiegen ist, sodass der Stand der 1550er Jahre erreicht oder sogar überholt wurde. Da die Mitte des 16. Jh.s als eine Blütezeit des Moskauer Russland gilt, ist anzunehmen, dass die wirtschaftlichen Krisen der späteren Jahrzehnte zum Jahr 1600 überholt wurden (*Sostojanie ekonomiki Rossii v konce XVI v. v svete istorii knižnoj kul'tury i architektury*, 333–339). Faktenreich ist die Darstellung von Dmitrij Vladimirovič Lisejcev über die Rolle Kalugas im Wirtschaftsleben des Moskauer Reiches in der ersten Hälfte des 17. Jh.s (*Kalužskij posad v ekonomičeskoj žizni Moskovskogo gosudarstva pervoj poloviny XVII veka*, 350–357). Besonders hervorzuheben ist die Thematik der Handelskonkurrenz zwischen der Stadt und den leibeigenen bäuerlichen Unternehmern aus der Region. Anna Nikolaevna Guslistova behandelt die Anfänge der Handelsunternehmen von Vologda im 17. Jh. im Zusammenhang mit dem Salzhandel des Soloveckij-Klosters (*Istoki vologodskich torgovyh kompanij XVII v.*, 357–363). Ivan Vasil'evič Pugač widmet sich dem Handel mit Silber im russischen Norden (*Zapadnoevropejskie talery na Russkom Severe: k voprosu o gosudarstvennoj politike i denežnom obraščanii v pervoj polovine XVII v.*, 371–379). Weil der Moskauer Staat keine eigene Silberproduktion besaß, wurden von den Ausländern in großen Mengen Silbertaler gekauft. Die Angaben aus vier Einzeljahren in den 1620er und 1640er zeigen, dass die Gebiete der Severnaja Dvina und von Kola insgesamt der Staatskasse damals fast 2,4 Tonnen Silber gaben. Alexander Baranov thematisiert *Die Rolle des Deutschen Ordens in der „großen europäischen“ Politik des Großfürstentums Moskau 1480–1483* (Rol' Tevtonskogo ordena v Livonii v „bol'šoj evropejskoj“ politike Velikogo knjažestva Moskovskogo v 1480–1483 gg., 397–404). Die Feststellung lautet, dass die Beziehungen zwischen dem livländischen Ordensmeister Bernd von der Borch und Ivan III. recht pragmatisch waren – ungeachtet des vom Deutschen Ordens initiierten russisch-livländischen Krieges nahm der Großfürst den Deutschen Orden als potenziellen Alliierten gegen König Kasimir IV. wahr, wobei Ivan die Verhandlungen mit dem Orden vor Pleskau geheim hielt. – Insgesamt handelt es sich um eine inhaltvolle Publikation,

die ein leserfreundlicheres Druckformat und einen Einband verdient hätte, der nicht schon beim ersten Blättern auseinanderfällt. A. S.

Maïke Sach, ‚Griechischen‘ Glaubens und ‚Erbe von Byzanz‘? Fehleinschätzungen, kulturelle Missverständnisse und konfligierende Konzepte über das Selbstverständnis in den Gesprächen zwischen Zar Ivan IV. und dem päpstlichen Legaten Antonio Possevino im Jahre 1582, in: Byzanz und seine europäischen Nachbarn. Politische Interdependenzen und kulturelle Missverständnisse, hg. von Ludger Körntgen u. a. (Byzanz zwischen Orient und Okzident 17, Mainz, Verlag des Römisch-Germanischen Zentralmuseums 2020, 151–178). – Wir schreiben das Jahr 1581. Der mit Bravour begonnene Livländische Krieg hat aus russischer Sicht einen derart kritischen Punkt erreicht, dass sich Zar Ivan IV. nun genötigt sah, nach Möglichkeiten zu suchen, einen Waffenstillstand mit Polen-Litauen zügig herbeizuführen. Nachdem Kaiser Rudolf II. das russische Gesuch um Vermittlung ausgeschlagen hatte, nahm die römische Kurie die Friedensverhandlungen als Gelegenheit wahr, um die Möglichkeiten für die Vereinigung der katholischen und orthodoxen Kirche auszuloten bzw. das heikle Thema der Kirchenunion wieder aufzugreifen. Mit der diplomatischen Mission nach Moskau von 1581/82, die dem Waffenstillstand von Jan Zapol'skij den Weg ebnete, aber für die Bewältigung religiöser Differenzen letztlich belanglos blieb, wurde Antonio Possevino (1533–1611) betraut, ein humanistisch gebildeter und in theologischen Disputationen bewanderter Jesuit aus Mantua. Durch Kontrastierung lateinischer und russischer Quellen legt Vf. in besonderen Wert darauf, über die Verhandlungsziele und -ergebnisse hinweg die Kommunikationsproblematik als solche zu erörtern, was von der Verschleierungstaktik bei umstrittenen Begriffen über divergierende Wahrnehmung des Gesagten/Gemeinten bis hin zum Umgang mit Informationsdefizit und unzureichender Kenntnis der Gegenseite reichte. Angesichts der mangelnden Sprachkenntnisse mussten die Beteiligten auf zahlreiche Missverständnisse und symbolische Fallen, mitunter aber auch auf unerwartete Chancen gefasst sein, was die Verhandlungen insgesamt erschwerte. Die Hanseforschung kann diesem gut geschriebenen und durchaus lesenswerten Aufsatz verschiedene Erkenntnisse über die kulturgeschichtlichen und weltanschaulichen Hintergründe abgewinnen, angesichts derer die Abgesandten der Hansestädte mit den russischen Herrschern im ausgehenden 16. Jh. verhandeln mussten. Abrufbar unter: <https://doi.org/10.11588/propylaeum.659>. Iwan Iwanov

Lilija Wedel, *Deutsche Schicksale im frühneuzeitlichen Russland (1462–1605)* (Studien zur Geschichte der Neuzeit 101, Hamburg, Kovač 2020, 133 S., Abb.). – Die Forschungen zu deutsch-russischen Verflechtungen

für ältere Epochen sind rar, jede Neuerscheinung zählt. So nimmt man auch dieses Buch voller Erwartungen in die Hand, um es allerdings enttäuscht schnell wieder wegzulegen. Das zentrale Problem deutet sich gleich auf den ersten Seiten an: Das Buch, das „eine überarbeitete und um neue Fragen und Thesen ergänzte Version“ einer an der Universität Hannover geschriebenen Magisterarbeit sein soll (8), stellt in Wirklichkeit keine wissenschaftliche, höchstens aber eine populärwissenschaftliche Abhandlung dar. Den wissenschaftlichen Anspruch erfüllt das Buch gleich auf mehreren Ebenen nicht. Bei einem unscharfen Fokus („Die vorliegende Analyse befasst sich [...] mit der Frage nach Perspektiven, Chancen und Grenzen der Deutschen im Moskauer Staat im Spiegel ausgewählter Karrieren“, 15) ist es nur folgerichtig, dass auch die in der Studie entwickelten Fragestellungen vage sind. Eine diffuse und in sich widersprüchliche Klassifizierung der benutzten Quellen ist wenig einsichtig (19–28). Inhaltlich bietet Vf.in lediglich eine chronologische Zusammenstellung von Informationen über die ausländischen Militärs, Ärzte, weniger über die Handwerker und Kaufleute in russischen Diensten, die der Reihenfolge der Moskauer Herrscher von Mitte des 15. bis zu Beginn des 17. Jh.s entspricht. Aber die eigentliche Analyse bleibt auf der Strecke, was letztlich auch im Schlusswort deutlich zum Ausdruck kommt: „Diese Untersuchung zeigte in chronologischer Dimension die Etappen der Übersiedlung von Deutschen ins Moskauer Russland im Spiegel der Innen- und Außenpolitik der russischen Großfürsten und Zaren. Nicht genügend geklärt bleiben nach wie vor Fragen wie die Adaption der Deutschen im Moskauer Staat, die Wahrnehmung der russischen Politik und Kultur durch die ansässigen Deutschen und die quantitative Dimension der Einwanderung.“ (109 f.) Manch eine Plattitüde und zahlr. handwerkliche Unzulänglichkeiten krönen das Werk. Man erfährt darin etwa, dass die im Archiv verwahrten Unterlagen „bislang nicht vollständig“ ediert worden sind, und dass, um sie zu studieren, Kenntnisse in Fremdsprachen und historischen Hilfswissenschaften benötigt werden (26, 28, 45). Und auch die wissenschaftliche Transliteration der kyrillisch eingeführten Begriffe und Buchtitel wird zwar angekündigt, aber nicht konsequent eingehalten.

Abschließend verdient auch der Verkaufspreis eines kurzen Kommentars. Das kleine Buch, dessen Hauptteil einschließlich Abb. und Leerseiten genau 100 Seiten umfasst, kostet glatte 74,80 Euro. Es ist natürlich eine rein rhetorische Frage, wie viel Geld ein „Fachverlag für wissenschaftliche Literatur“ für seine Erzeugnisse verlangen darf, um wirtschaftlich zu sein. Dünnes Paperback zum Preis eines anspruchsvollen Kunstbuchs? Ob der stolze Preis hier angemessen ist, kann jeder für sich entscheiden. Der Rez. findet ihn jedenfalls kaum gerechtfertigt. *Iwan Iwanov*

Dittmar Dahlmann, *„Was nun weiter darauf wirt werden eröffnet die Zeit“*. *Deutschsprachige Zeitzeugenberichte in der ‚Zeit der Wirren‘ (1598–1613)*, in: *Die autokratische Herrschaft im Moskauer Reich in der ‚Zeit der Wirren‘ 1598–1613*, hg. von Dems. und Diana Ordubadi (Studien zu Macht und Herrschaft 2, Göttingen 2019, Vandenhoeck & Ruprecht, 13–56); Dittmar Dahlmann, Diana Ordubadi, *Die ‚Zeit der Wirren‘ und die Moskauer Selbstherrscher (1598–1613) aus der russischen Perspektive und in ausländischen Berichten*, in: *Transkulturelle Annäherungen an Phänomene von Macht und Herrschaft. Spannungsfelder und Geschlechterdimensionen*, hg. von Matthias Becher (Macht und Herrschaft 11, Göttingen 2019, Vandenhoeck & Ruprecht, 273–297). – Im Fokus der vorliegenden Aufsätze steht die „Zeit der Wirren“, eine dramatische Episode in der russischen Geschichte, die den Herrschaftsübergang von der Rjurikiden-Dynastie auf die Romanovs markierte und als Interregnum gedeutet wird. Fünf Augenzeugenberichte sind hier von besonderem Interesse, und zwar die von Petrus Petrejus de Erlesunda, Jacques Margeret, Isaac Massa, Conrad Bussow sowie Hans Georg Peyerle. Die beiden Beiträge tragen eine Fülle an Informationen etwa zu folgenden Aspekten zusammen: der jeweilige Autor und sein Wirken in Russland (Diplomat, Juwelier, Söldner oder Kaufmann), die bei ihm ggf. vorhandenen Sprachkenntnisse und Kontakte zu den Einheimischen, Zuverlässigkeit der Angaben sowie Stand der Überlieferung, schließlich die editorische Erschließung. Der Entstehungskontext und der Forschungsstand sind in Hinblick auf die Berichte von Bussow und Peyerle am ausführlichsten dargestellt. Eine gewisse Angriffsfläche bietet aus der Perspektive der Hanseforschung die Auswahl der Berichte selbst. Bekanntlich fiel eine sorgfältig geplante Gesandtschaft der Hansestädte in diese Zeit, die an den Hof Zar Boris Godunovs 1603 führte und mit der Wiederbestätigung der hansischen Privilegien sowie Restitution der Handelshöfe in Novgorod und Pleskau endete. Dokumentiert ist sie nicht zuletzt durch zwei parallel entstandene Berichte der Lübecker und der Stralsunder Abgesandten, die in einer Edition von Otto Blümcke erschlossen wurden und kulturhistorisch aufschlussreichen Stoff bieten; sie finden aber in den angezeigten Beiträgen gar keine Erwähnung. Nicht unproblematisch ist ferner der nur scheinbar eindeutige und wertneutrale Quellenbegriff Moskowiter/moskowitisch, den Vff. unkommentiert übernehmen und synonym zu Russland/russisch verwenden. Schließlich würde die Visualisierung der an und für sich drögen Angaben zur Überlieferungsgeschichte die Darstellung etwas auflockern.

Iwan Iwanov

Zügig erschienen weiterhin die Bände der Reihe *Zollbücher des Suchona-Düna-Weges aus dem 17. Jahrhundert* (Tamožennye knigi Suchono-Dvinskogo puti XII v., hg. von S[ergej] N[ikolaevič] Kisterev und L[judmila]

A[lekseevna] Timošina. Vyp. 6, St Petersburg 2017, 152 S.; vyp. 7, 2018, 408 S.; vyp 8, 2019, 403 S.; vgl. zuletzt HGBll. 137, 2019, 247). In den drei neuen Bänden sind die Zollbücher der Stadt Tot'ma für die Jahre 1629/30, 1630/31 und 1631/32 publiziert. Davon ist das Zollbuch für das altrussische Kalenderjahr 1. September 1629–31. August 1630 nur teilweise erhalten. Die Abgabenverzeichnisse spiegeln das Wirtschaftsleben Tot'mas und seine Beziehungen zum Umland, aber auch die Lage der Stadt am Weg zwischen Moskau und Archangelsk wider. Unter den in Tot'ma registrierten Zollzahlern sind neben recht vielen Niederländern in geringerer Zahl auch Engländer genannt, ferner Kaufleute aus Moskau, darunter nicht wenige „Moskauer ausländische Kaufleute“. Auch wenn die Letzteren zumeist nur mit russischen Vor- und Vatersnamen bezeichnet werden, erkennt man im Falle der gelegentlich genannten Nachnamen Buck, Kellermann und Westhoff Angehörige von Familien livländischer Herkunft. N. A.

In ihrem Betrag über *Russia and the Medical DrugTrade in the Seventeenth Century* wertet Clare Griffin die reiche Überlieferung der medizinischen Zentralbehörde des Moskauer Staates, des Aptekarskij prikaz, erstmalig für das Thema aus (Social History of Medicine, Vol. 31, No. 1, 2–23). Vf.in betrachtet nicht nur den Einkauf von Arzneien für den Zarenhof und das staatliche Medizinalwesen, sondern auch die Handelsverflechtungen der Volksmedizin. Die Quellen dokumentieren im Detail den Einkauf und die Verwendung von Arzneien für die Bedürfnisse des Kremls. Darüber hinaus bilden sich die Handelspraxis lokaler Händler und der Erwerb einheimischer Kräuter durch den Zarenhof ab. Der wichtigste Hafen, über den Arzneien nach Russland vermittelt wurden, war Hamburg, gefolgt von Lübeck, Amsterdam und London. Die Intensität der Handelskontakte kongruierte mit den diplomatischen Beziehungen in der fraglichen Zeit. Entsprechend spielten im Moskauer Staat ansässige Westeuropäer, darunter neben den Medizinern vor allem Kaufleute nebst ihren jeweiligen persönlichen Netzwerken beim Arzneien-Import eine wichtige Rolle. Vf.in zeigt auf, dass die Quellen des Aptekarskij prikaz in Bezug auf den Arzneihandel nicht nur den Mangel an wirtschaftsgeschichtlichen relevanten Quellen wie Zollunterlagen auszugleichen vermögen, sondern durch ihre Informationsdichte sogar eine gesamteuropäische Kontextualisierung erlauben. Angaben zu den Handelshäfen und Kaufleuten, der geografischen Herkunft der konkret genannten Arzneien und dem Umfang der Importe, sogar detaillierte „Einkaufslisten“ der staatlich bestellten Mediziner lassen wichtige Schlüsse zu. Vf.in stellt für das 17. Jh. ein substantielles Wachstum der Importe für den Aptekarskij prikaz fest. An den immer umfangreicheren Lieferungen der Kaufleute bediente sich zudem die nichtstaatliche Medizin, wenn auch in geringerem Ausmaß als der Kreml. Vf.in untersucht den medi-

zinischen Einsatz wichtiger und spezifischer Arzneistoffe und weist nach, dass Arzneien aus der „Neuen“, amerikanischen „Welt“ ab der Mitte des 17. Jh.s am Kreml regelmäßig verfügbar waren, wenn auch nicht im selben Umfang wie zu Heilzwecken verwendete asiatische Gewürze, die der Zarenhof in bedeutenden Mengen importierte. Die amerikanischen Waren fanden ab den 1690er Jahren sogar ihren Weg auf die Märkte, auf denen sich russische Volksheiler versorgten. Die Unterlagen des Aptekarskij prikaz lassen zusätzlich erkennen, dass der Handel mit amerikanischen Arzneien und asiatischen Gewürzen nicht nur in Russland, sondern in ganz Europa eine normale Erscheinung war. Vf.in widerspricht damit Thesen, die diesen Handel für unbedeutend erklären. Ganz im Gegenteil fungierte Westeuropa vor allem in der zweiten Hälfte des 17. Jh.s sogar als wichtiger Vermittler von Arzneien aus Ostasien und Amerika für den Moskauer Staat. Eine Akzeptanz für zuvor von der orthodoxen Kirche wegen ihrer „Unreinheit“ strikt verbotener Arzneistoffe wie Mumia, d. h. pulverisierter mumifizierter Leichenteile, oder der Vipernfleisch enthaltende Theriak, die sich in der westlichen Medizin großer Popularität erfreuten, stellte sich in Russland allerdings erst um die Wende zum 18. Jh. ein. Auch andere im 17. Jh. im Westen übliche Arzneizutaten tierischer Herkunft wie z. B. Skorpionöl fanden in der russischen Medizin nur limitiert Verwendung, wie die Einkaufslisten des Aptekarskij prikaz bezeugen.

Sabine Dumschat

Lorenz Erren, „*Widrige Winde*“: *Der Abbruch der Schonischen Expedition aus der Sicht des preußischen Gesandten, des Freiherrn Friedrich Ernst von Cnyphausen*, in: *Quaestio Rossica* 5 (2017) Nr. 2, 503–51; *Indravati Félicité, Entre Mars et Vénus: Pierre le Grand dans les villes et du duchés du nord de l'Allemagne (1716)*, in: *Quaestio Rossica* 6 (2018) Nr. 3, 643–657. – Die beiden Aufsätze zählen zu den Beiträgen einer internationalen Tagung, die 2017 in Paris mit dem Ziel veranstaltet wurde, die zweite große Europareise des russischen Zaren Peter I. von 1716–1717 im europäischen Kontext auszuleuchten. Beide Beiträge zeichnen sich durch eine gemeinsame Stoßrichtung aus. Sie dokumentieren intensive Kontakte zwischen Russland und Europa an der südlichen Küste der Ostsee, die im frühen 18. Jh. nicht zuletzt deshalb so intensiv erlebt werden konnten, weil sie verschiedene Aspekte der historischen Wirklichkeit wie Handel und Diplomatie, dynastische Heiratspolitik und Krieg sowie Kultur mit einschlossen und auf alte, nicht zuletzt hansische, Traditionen in Norddeutschland zurückgreifen konnten. Darüber hinaus reiht sich die Begegnung der Hansestädte, wie etwa Lübecks, mit Peter I. und seiner Gemahlin Katharina I. im Jahr 1716 in eine lange Tradition der Herrscherbesuche ein, die in das Mittelalter zurückreicht, man denke etwa an den Besuch Kaiser Karls IV., seiner Gemahlin und des Erzbischofs von Köln im Jahr 1375.

Auch die Militäroperationen, die russischerseits im Zuge des Nordischen Kriegs von 1700–1721 in enger Absprache mit Dänemark gegen Schweden geplant wurden, wie etwa das letztlich nicht verwirklichte Vorhaben einer gemeinsamen Expedition auf Schonen, hatten eine längere Vorgeschichte und könnten in einem Zusammenhang mit den früheren Regionalkonflikten gesehen werden, die mindestens auf das 16. Jh. zurückgehen. Für die Hanseforschung könnten diese Darstellungen von Interesse sein, weil sie ermöglichen, assoziative Verbindungen zwischen dem Hochmittelalter und der Frühneuzeit zu knüpfen.

Iwan Iwanov

Die Livländische Chronik des Heinrich von Lettland ist für die Geschichte des Ostseeraumes im Allgemeinen und für die Geschichte Est- und Livlands eine der zentralen Quellen für das 12. und 13. Jh. Seit ihrer Erstausgabe im 18. Jh. ist sie auch zahlr. Untersuchungen und Interpretationsversuchen unterzogen worden. Doch schafft es Carsten Selch Jensen mit seiner an der theologischen Fakultät der Universität Kopenhagen verteidigten Doktor-(Habilitation-)schrift *Med Ord og ikke med Slag, Teologi og historieskrivning i Henrik af Letlands krønike* (København 2019, 374 S., 2 Ktn.) in erstaunlicher Weise, absolutes Neuland zu betreten. Vf. als Theologe und Historiker betrachtet nämlich die von den Historikerkollegen gern außer Acht gelassenen biblischen und liturgischen Verweise des Textes nicht als überflüssige Garnitur eines ansonsten gemischten Eisbechers, sondern sieht in ihnen den zentralen Schlüssel zum Verständnis des Gesamtwerkes Heinrichs und schafft damit eine neue Interpretation des Gesamtwerkes.

Der Vf. stellt hierfür mehrere zentrale Untersuchungsthese auf: Ad primum: Heinrichs Chronik ist als Gründungslegende des Bistums Riga zu lesen; ad secundum: die biblischen und liturgischen Hinweise sind der Schlüssel zum missionarischen Grundverständnis Heinrichs und die theologische Basis für die Rolle Rigas in Heinrichs Schilderung. Ad tertium wird konstituiert, dass die Kreuzzugauffassungen Papst Honorius 3. in Heinrichs Text ins 12. Jh. zurückprojiziert werden, um die Legitimität der rigischen Mission zu unterstreichen. Und ad quartum wird festgehalten, dass die Ereignisse in Riga und Livland, in Heinrichs Sicht, eine lokale Weiterführung der biblischen Geschichte darstellen, die in der Schaffung des Marienmythos' mündete, d. h. der Darstellung Livlands als Land der Heiligen Jungfrau im Gegensatz zu Rom als Stadt des Heiligen Peters und des Gottessohnes.

Nach einer ausführlichen Einleitung (13–59), in der u. a. die Kreuzzugs-historiografie im Allgemeinen und für den Ostseeraum im Besonderen exemplarisch geschildert wird, setzt Vf. in einer historischen Übersicht (60–113) den Rahmen für die folgende Untersuchung. Diese gliedert sich in fünf Hauptkapitel: *Den hellige historie sættes i værk: Krønikens legitimering*

af den tidlige mission (114–145), *Hedninger og ortodokse kristne i Henriks skildring* (146–199), *De kæmpende og kampen: Krig som teologi hos Henrik* (200–238), *Arbejdet i Herrens vingård: Helliggørelsen af en missionsmark* (239–280) und *Det kristne liv ifølge Henrik af Letland* (281–327). Abgeschlossen wird die Arbeit durch eine Zusammenfassung und Aussicht (328–335) und die üblichen Verzeichnisse.

Alles in allem – dieses sei vorweg gesagt – ist die vorliegende Untersuchung ein wesentlicher Baustein für ein besseres Verständnis von Heinrichs Chronik. Wie in anderen Bereichen auch sind wichtige Quellen ja bisher eher selten in ihrem Gesamtkontext untersucht worden, und diesem Desiderat schafft der Vf. nun Abhilfe. Auch die Hinwendung zu theologischen Fragen bringt unerwartete, aber überzeugende, Ergebnisse zu Tage. Dieses beginnt schon bei den für den Vf. zentralen (115 ff.), einleitenden Versen der Chronik, in der MGH-Ausgabe S. 1,1–24, einem theologischen Preisgebet, welches in einigen Ausgaben der Chronik sogar weggelassen wurde, da es keinen faktischen Inhalt besäße. In diesen Versen sieht Vf. den Schlüssel zum Verständnis dieser Chronik.

Die weitere Untersuchung zeigt dann nicht nur das theologische Grundverständnis Heinrichs, sondern auch die durchgehende Grundkonstruktion dieser Chronik auf, die Vf. dem Ratzeburger Bischof Phillip geschuldet sieht, den Heinrich auf seinen Reisen begleitet hatte. Der Vf. kann nachweisen, dass die Idee, es habe in Livland zuerst eine friedliche Mission gegeben, die dann durch die Schwertmission abgelöst worden sei, keine Grundlange in Heinrichs Aussagen besitzt. Ganz im Gegenteil wird immer wieder darauf hingewiesen, wie nonchalant Heinrich den Einsatz von Gewalt und die Tötung von Liven als gegeben, gottgewollt und notwendig hinnimmt und dieses auch theologisch begründet – insofern ist der Titel des Bandes „Mit Wort und nicht mit Kampf“ nach Heinrichs „*verbis non verberibus*“ (Heinrich v. L. Kap. II,5, 10) doppeldeutig. Auch kann Vf. zeigen, dass die Legitimierung der rigischen Kirche durch Heinrich eines klaren und abgegrenzten Feindbildes bedarf, eines Feindbildes, in welchem nicht nur die Liven und Esten ihren Platz finden, sondern auch orthodoxe Christen sowie Dänen und Schweden, die in Konkurrenz zu den Rigaer Machtansprüchen standen. Diese waren die „Eindringlinge im Weingarten des Herrn“, einer Metapher, der ebenfalls eine zentrale Rolle in Heinrichs Gedankenwelt zugeordnet wird.

Vf.s Ausführungen sind textimmanent hermeneutisch, womit auf eine der Schwächen dieser Arbeit hingewiesen werden soll. Natürlicher Weise ist es die Aufgabe einer solchen Untersuchung, die Aussagen des Chronikschreibers zu analysieren. Doch auf Dauer werden einige Ausführungen damit zu einer hermeneutisch-literaturwissenschaftlichen Analyse. Zwar werden auch andere Chroniken als Vergleichsmaterial herangezogen, doch wäre gerade

in den Kapiteln vier bis sechs eine tiefere Verankerung in anderen wissenschaftlichen und theologischen Diskursen wünschenswert gewesen. Schaut man sich so e. g. das Kapitel 4.4.3 (184–190) an, so verweisen 23 Fußnoten auf Heinrichs Text (teilweise mit erklärender Literatur zum Inhalt), sechs auf Textstellen andernorts und ganze drei auf andere Forschungsliteratur. Eine quellenkritische Analyse ist mehr als beachtenswert, doch könnte der Text gern über eine erläuternde Erklärung des Inhaltes (so neu und erfreulich diese auch ist) hinausgehen.

Doch bleibt alles in allem ein erfreuliches Fazit zu ziehen: Die biblischen und liturgischen Verweise in Heinrichs Chronik sind eben nicht die (mehr oder weniger überflüssigen) Schokoladenstreusel auf unserem historischen Vanilleeis. Sie sind stattdessen ein, wenn nicht das wichtigste Werkzeug, mit dem Heinrich die Geschichte der rigischen Kirche konstruiert. Mithilfe der Einbindung der Ereignisse in Liv- und Estland in eine biblisch-theologische Gesamtgeschichte stilisiert der Chronikenschreiber das christliche Livland zu einem Raum, einem Weingarten Gottes, im Gegensatz zur Wüstenei des Heidentums. Diesem Konzept ordnet Heinrich dann die faktischen Ereignisse unter, die einzig zur Legitimierung der Rigaer Kirche dienen. Diese Erkenntnisse Vf.s werden weitgehende Auswirkungen auf die Forschungen zur Geschichte Liv- und Estlands haben, die nun immer in Zusammenhang mit der übergeordneten Idee Heinrichs gesehen werden müssen. Es wird spannend werden, zu beobachten, in welche Richtung die Forschung jetzt durch dieses wichtige Werk bewegt wird, zumal nun auch eine englische Ausgabe dieses Werkes in Vorbereitung ist.

C. J.

Autorenverzeichnis

für die Umschau

Äikäs 387; Albrecht 334–6; Alekseev 395; Allmäe 387; Angermann 380 f.; Ansoerge 355; Appel 372; Arakčeev 405; Arnhold 353; Ashby 387; Atzbach 373 f.; Auge 301, 316; Bähr 323–5; Bagge 290; Baranov 418; Barvenova 378; Bauer 290; Baumann 301 f.; Becher 421; Behnke 355; Beljakova 405; Berga 378; Bergovskaja 417 f.; Bergstedt, C. 316; Bessudnova 380, 391, 412 f., 415 f.; Bickenbach 322; Biermann 312–17; Blondè 362–4; Bock 350 f.; Böcker 301; Börsch-Supan 358 f.; Bogacki 302–307; Bratu 290; Brittnacher 320–23; Bruaene 363; Brunmayr 342; Brusbärde 381; Brusis 378; Buck 290; Bütow, S. 316 f.; Burrichter 290; Burschel 323–5; Carls 296; Carlsson 374; Cerman 369; Chmel'nik 417; Classens 290; Conermann 290; Cordes 353 f.; Czaja 296, 301, 381; Dahlmann 421; Deutinger 289; Dietmar 338 f.; Dilcher 296; Döpp S. 358; Dunphy 290; Dusil 295; Dzjarnovič 378; Eihmane 381; Eisermann 355; Elmshäuser 353; Erren 423 f.; Fahlbusch 343 f.; Félicitè 423 f.; Feuchte 355; Fleming 321; Flensborg 373; Font 290; Fouquet 299; Franz 290; Frey 312–17; Fried 357; Gabrielsson 351; Gardela 306; Geisenhauer 322; Gippius 408 f.; Gleba, G. 312–17; Glibmann 344; Gührke 395–404; Gönne-Stübing 358; Görner 322; Gogosz 305; Goltings 359; Gorlov 378 f.; Griffin 422 f.; Gruznova 394; Grzesik 290; Guslistova 418; Hahn 299; Hamel 358; Hasse 296; Heckmann 301; Heimdahl 374; Heinze 343; Heinzle 342; Heit 342; Heizmann 322; Herborn 338 f.; Herrmann 314; Herweg 289; Hilfiker 326–9; Hillebrand 315; Hinrichs 345; Holterman 375–7; Holy 385; Hrubá 385; Huch 359; Huschner 355; Isenmann 297 f.; Iversen 368–70; Jablokova 405; Jagodzinski, M. F. 306; Jahncke 332 f., 381; Jakunina 380, 391; Janowski 302–307; Jansen 340 f.; Jarmolič 417; Jensen, C. S. 424–6; Jensen, Chr. V. 372; Jensen, C. V. 381; Jensen, P. M. 371; Jezierki 383; Johaneck 290; Jonaitis 413; Jonckheere 363; Jonge 363; Kaczmarek 302–7; Kala 383, 388 f.; Kalinowska 417 f.; Kaljundi 382 f.; Kaplūnaitè 413; Karg 373 f.; Kasten 355; Keller 316; Kiarszys 305; Kisterev 421 f.; Klimkeit 342; Klingebel 345; Kocher 322; Kodres 384; Koebner 321; Körntgen 419; Köster 293–6; Kohwagner-Nicolai 315 f.; Kolpakov 416; Kolpakova 417; Kolosova 378, 413; Koolman 355; Koppe, G. 347 f.; Koppe, W. 347; Košeleva 418; Kostjučuk 378, 413; Kostromin 394; Krauss-Sanchez 290; Kreem 381, 383; Krongaard-Kristensen 315; Krüger 301 f.; Kubicki 379; Kudrjavceva 413 f.; Kümper 301; Küng 389 f.; Küpper 320–23; Kuhl 301 f.; Kuhn 298; Kucypera 306; Kulešov 393 f.; Kuusela 387; Kuznecov 407; Lang 387 f.; Larsson 373; Lauerwald 298; Lehmstedt 336 f.; Leimus 384; Leskelä 384; Levāns 381, 386; Linaa 370–5; Link 293–6; Lisejcev 418; Ljungkvist 387; Löffler 316, 356, 361; Lühr 352 f.; Lombaerde 363; Looz-Corswarem 337 f.; Lopatin 415 f.; Lorenzen-Schmidt 347; Lück 293–6, 301; Luik 387; Lukin 405–7; Lutter 315; Lux 301; Maclot 363; Mäesalu 381, 386–8; Mägi 382; Mänd 382–4, 387, 389; Magin 355; Makala 301; Maldre 387; Mal'kov 410 f.; Maltin 374; Mandry, J. 298; Manke 356; Mariev 290; Markus 382; Martyniuk 391 f.; Masure 363; Matuzova 394; McGrath 387; Mentzel-Reuters 290; Meyer-Friese 329–332; Michajlov 416; Mischeev 416; Mieke 290; Mierau 289; Militzer 341 f.; Misāns 381; Mitterauer 369; Mörke 301; Morawiecz 305; Müller 289; Munck 363; Muñoz-Rodríguez 387; Murray 384; Myking 368–70; Nazarenko 405 f.; Nazarova 394; Neitmann 355; Neuhaus 355; Oesterle 322; Ohm 358; Olesen 301; Orbudadi 421; Ott 288–290; Ørnberg 371, 374; Pečnikov 406 f.; Peets 387;

Perchavko 414; Petersen 355; Petrov 394, 404 f.; Petrova 405; Pieper 343; Pietsch 357 f.; Planta 342 f.; Plassmann, A. 289; Plassmann, M. 339 f.; Pleij, 363; Podberezkin 377, 391; Podgornaja 415; Pölsam-Jürjo 385 f.; Pogendorf 358; Polechov 379, 407; Porada 361 f.; Postnikov 379, 414; Potravnov 417; Prak 290–3; Prokop `ev 393; Pugač 418; Puhle 296; Prudnikaŭ 392 f.; Puttevils, J. 362–4; Raškovskij 407; Rasmussen 355; Razdorskij 412; Richter 315; Riedmann 369; Rock 363; Röpcke 352, 354 f.; Rösener 369; Rokpelne 390; Romanov 417; Rosèn 373; Rothmann 297–299; Ruchhöft 307–12; Rüdiger 381; Rütz 356 f., 360; Rusina 377; Russow 388; Ruyscher 363; Rybina 412 f.; Sach 419; Sakurina 378 f.; Salmi 387; Salmin 414 f.; Salmina 415; Salminen 383; Salvesen 369 f.; Samonova 390 f.; Satsutani 340; Sauer 329 f.; Schaeken 408; Schifer 314; Schiffer 355; Schindler 360; Schlegel 344; Schleinert 301, 358, 361; Schloms 299; Schmid, R. 290; Schmid, W. 343; Schmidt 361 f.; Schneider 290; Schneidmüller 294 f.; Schönrock 360; Schumacher 317–320; Schwarz 345 f.; Seggern 299–301; Selart 381, 383, 386; Selin 405; Selzer 346–8; Serežnikova 409–11; Sikora 304 f.; Sikorski 305; Sørensen 364–8; Sonderegger 369 f.; Speer 296; Speller 387; Steiger 333 f.; Steinbach 344; Steinführer 301; Stepanov 378 f.; Stepanova 395; Sterneck 385; Sternheim 381; Stockhusen, S. 348–50; Strenga 381, 383; Sturtewagen 363 f.; Squires 379, 411 f.; Sünder 298; Swart 363; Tamm 382–4, 386; Tannenberg 290; Tarabardina 404 f.; Thumser 381; Tietz 359; Timošenkova 415; Timošina 422; Timpener 298; Trempler 323–5; Unverhau 351; Urbanczyk 305 f.; Usačev 418; Ušakov 391; Vasil'ev 417; Vollmer 359; Vries 345; Wallschläger 360; Weber 385; Wedel 419 f.; Wiese 356; Winckler 393; Witt 361; Wittmann 297–299; Wochnik 358; Wolf 323–5; Wolf, 288–290; Zareckaja 417; Zema 395

Mitarbeiterverzeichnis

für die Umschau

Alberts, Leendert 391–4; Angermann, Norbert (N. A.) 399–403, 417 f., 421–4; Ashauer, Christian 335–8, 394–6; Biermann, Felix 301–10, 387–91; Brüggemann, Karsten (K. B.) 405, 412 f., 415; Henn, Volker (V. H.) 286–90, 391–4; Holbach Rudolf (R. H.) 351–3, 362 f.; Homann, Mats 385–7; Huang, Angela 293–6; Iwanov, Iwan 290, 396–9, 403 f., 415 f.; Jörn, Nils (N. J.) 291–3, 296–301, 340–43, 348–50, 361 f., 363–9, 375–85, 405–8; Jürjö, Inna (I. J.) 409–13; Lipša, Ineta 414 f.; Martyniuk, Aleksey 404 f.; Neumann, Sarah (S. N.) 290, 343–8, 350 f.; Oestreich, Jan 358–61; Pelc, Ortwin (O. P.) 357 f., 369–75; Petermann, Kerstin 338 f.; Rasche, Anja 339 f.; Röpcke, Andreas 372 f.; Selart, Anti (A. S.) 408 f., 412–4, 416–20, 422 f.; Siebenbürgen, Carsten (C. S.) 353–7; Springmann, Maik-Jens (M.-J. Sp.) 310–333; Weski, Timm 334 f.